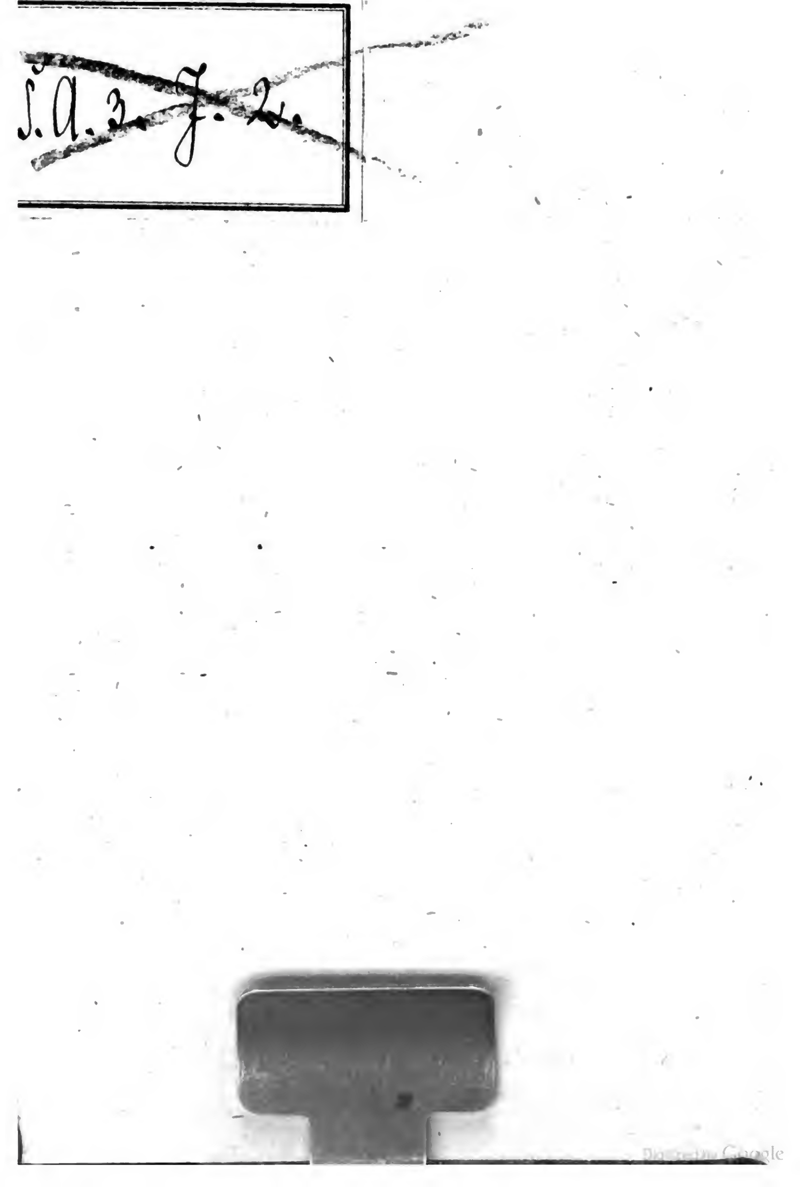
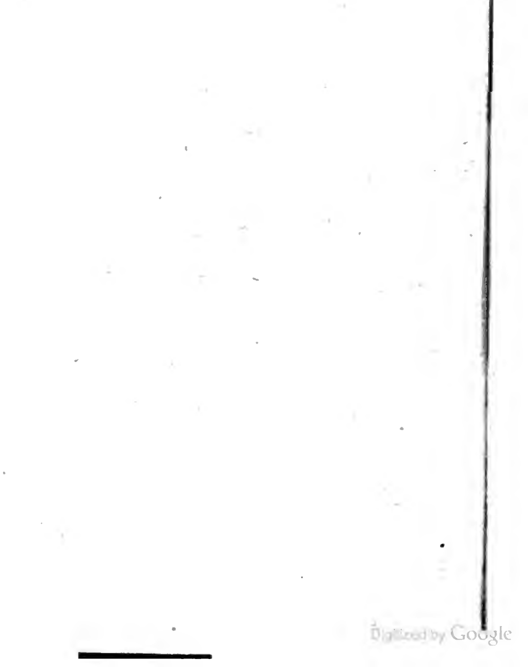


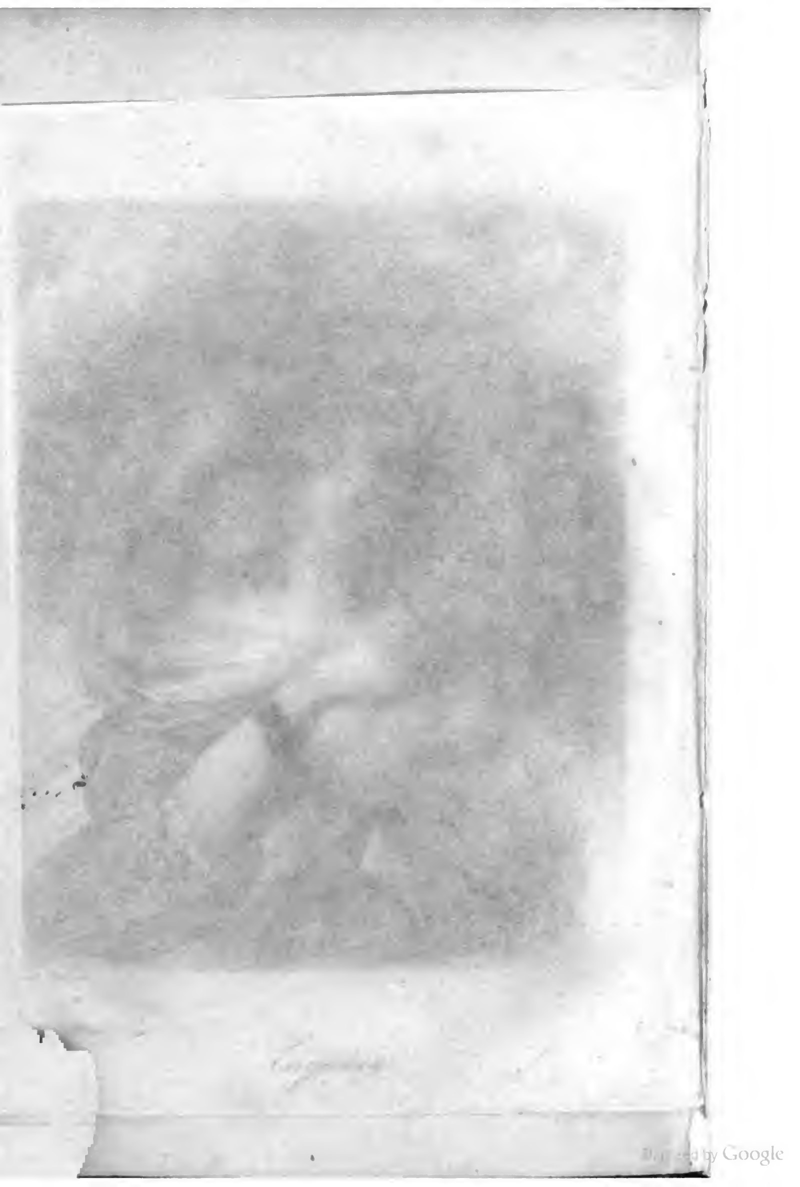

S.A.3.J.2.



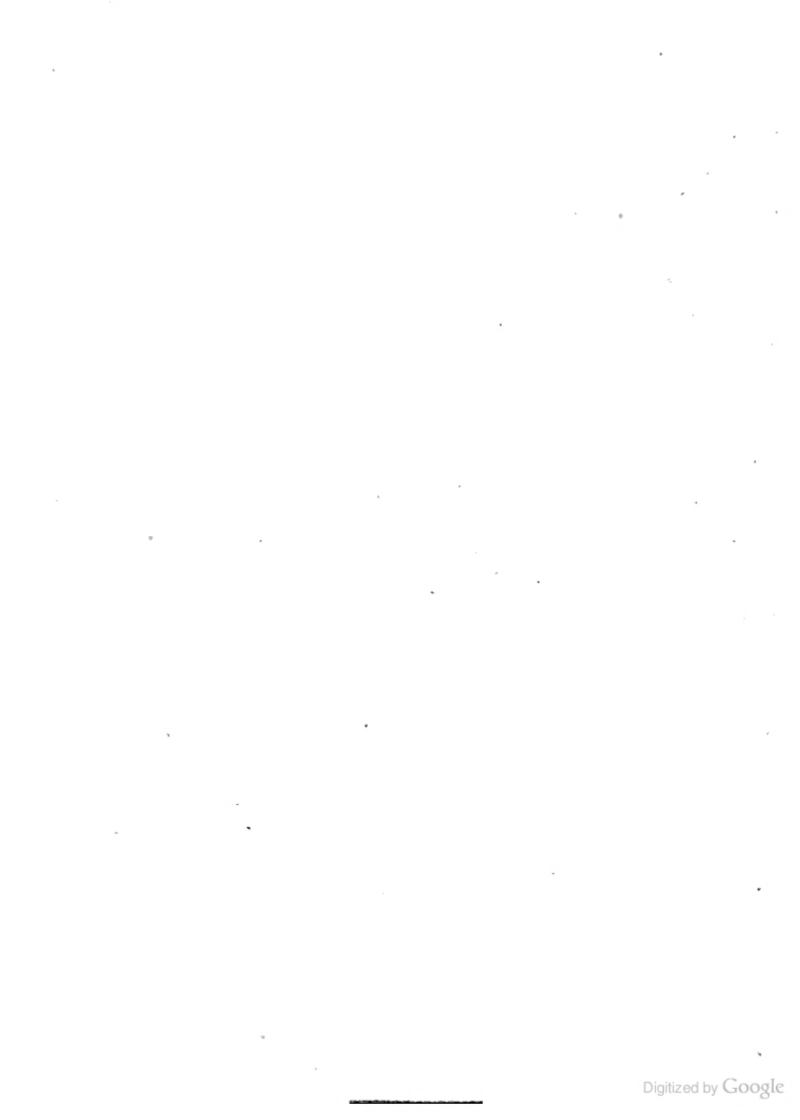


Eugenia






AURORA



AURORA.

Taschenbuch für das Jahr 1857.

Herausgegeben

von

Johann Gabriel Seidl.

Drei und dreißigster Jahrgang.

Wien.

Verlag von Ignaz Lienhart.

Leipzig, bei G. A. Liebeskind.

Druck von L. C. Zamarski, Universitäts-Buchdruckerei
(vormals J. P. Sollinger).

I.

Eugenia.

(Zum Titelbilde.)

Eugenia, die Wohlgeborne,
So tauft dich deines Namens Klang:
Doch keine Ros' ist frei vom Dorne,
Auch dich bedroht des Lebens Drang.

Der Jugend zarte Rosen bleichen,
Des Ideales Schleier reißt,
Des Lebens Täuschungen entweichen
Vor dem, was wirklich Leben heißt!

Drum laß nicht aus der Brust dir's reißen,
Was wahrhaft adelt und erhebt,
Nur der mag wohlgeboren heißen,
Der wohlgethan, der wohl gelebt!




Ferd. Laufberger del.

Jg. Lechleitner sc.

Spiegelung.

II.

Spiegelung.

Die Jungen lauschen's ab den Alten,
So ist es rechter Spruch und Brauch:
Sobald die Eltern friedsam walten,
Herrscht Eintracht bei den Kindern auch.

Gleichwie die Mutter mit dem Vater,
Ist Sohn und Tochter auch bestellt:
Es ist das Haus ein klein Theater,
Und doch bedeutet es die Welt.

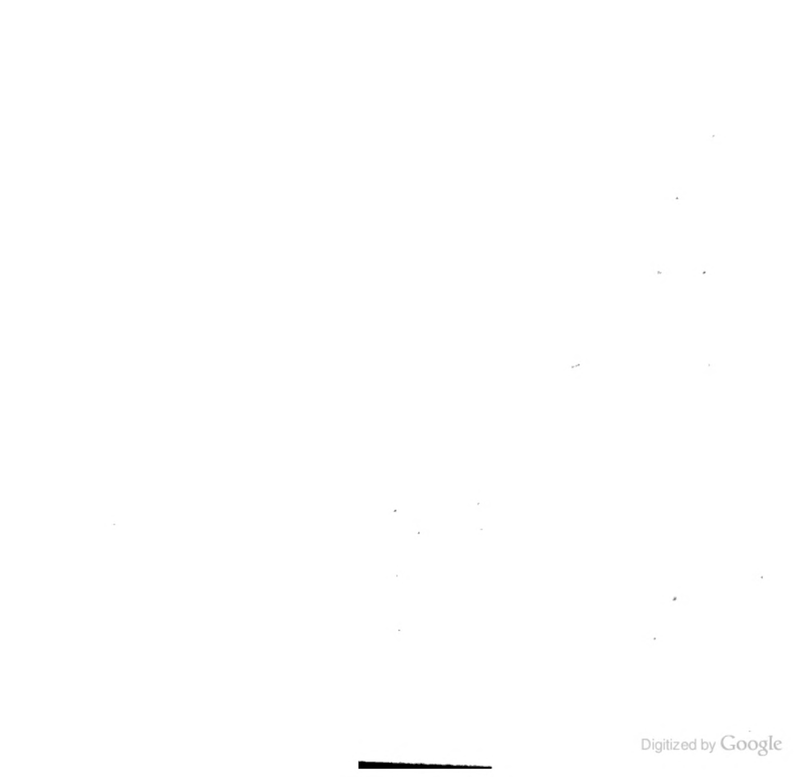
So mag im reinsten aller Triebe
Sich traut begegnen Alt und Jung:
Geschwisterlieb' in Gattenliebe
Das ist die schönste — Spiegelung.



Ferd. Laufberger del.

C. F. Merckel sc. Leipzig

Henriette



III.

Henriette.

Sinnend stehst du, wie erwägend,
Was dein Aug' entsog dem Buch;
Klingt dir, Zweifelsucht erregend,
Durch die Seel' ein Räthselspruch?

Mag es fluten, mag es wogen,
Mag es brennen heiß und schwül,
Was sich dem Verstand entzogen,
Löst oft spielend das Gefühl.

Was sich unter süßen Schmerzen
Deiner jungen Brust entwand,
Besser sagt's die Ros' am Herzen,
Als das Büchlein in der Hand.



Schön del.

Mutterherz



IV.

Mutterherz.

Ewig zwischen Leid und Freude
Bleibt das Mutterherz getheilt,
Zweifelnd, wie es sich entscheide,
Wund durch das, wodurch es heilt.

Hier ein keimend Kindesleben,
Eines dort dem Welken nah,
Wie kann dies den Muth erheben,
Wenn das Aug' erst jenes sah?

Schwebend zwischen Trost und Schmerzen,
Fast erliegend der Gewalt,
Blick' empor zum Vaterherzen,
Mutterherz, dort ist dein Halt!

V.

Crescentia.

Wer kennt sie, die Zenzi?
Wer s' kennt, is vábrennt,
Koan Bua is, der ihr z'Gfall'n
Nid d'Füaß' sich a-rennt.

'm Müllná sein Tochtá,
Schaut s' aus als wia g'mal'n;
Wann s' lacht, muaß á Mühlstoan
Vom Herz'n oan'm fall'n.

Jazl thuat s' noh, wia-r oani,
Dö 'n Besten nid mag, —
's Blätt'l wend't sih, liabi Zenzi,
Rennst 'm z'niachtást'n nach!



Crescentia



Aurora.



Die beiden Cousinen.

Novelle.

Von

Maria Roskowska.

„Diesen können Sie gleich hinüber tragen, Klinge!" sagte der Landrath von Grisebach und gab einen der eben erhaltenen Briefe dem Kreisboten zurück. Hierauf vertiefte er sich in seine Correspondenz.

Klinge verließ das Bureau und klopfte an die Thür der Kinderstube.

„Wo ist das Fräulein — ich bringe einen Brief," sagte er, als er geöffnet hatte und nur drei kleine, verschieden beschäftigte Mädchen fand.

Das jüngste der Kinder, ungefähr sechs Jahr alt, ließ sogleich das Buch fallen, worin es studiert hatte, und eilte auf ihn zu.

„Ach, geben Sie her! — Wie wird sich das Fräulein freuen!" rief es, nahm ihm das Schreiben ab und lief in das anstoßende Zimmer.

Die Gouvernante, im Hause gewöhnlich „das Fräulein" genannt, saß am Fenster. Sie war so in Gedanken versunken, daß sie den jungen Mann noch nicht bemerkt hatte, der schon ziemlich lange in einer halb offenen Thür stand. Derselbe betrachtete mit sichtlicher Bewunderung und doch auch mit einem Ausdrucke, den man mitleidig nennen konnte, die schlanke an-

muthige Gestalt, den schönen, von weichen, dunklen Flechten umgebenen Kopf der Gouvernante. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen, sie hatte, von ihm abgewendet, die Stirn auf die Hand gestützt. Bei dem geräuschvollen Eintritte der Kleinen veränderte sie ihre Stellung nicht, fragte aber freundlich und mit sehr wohlklingender Stimme:

„Was willst Du, Friedchen, kannst Du das Gedicht nicht behalten?“

„O ja, ich kann es beinahe schon ganz. Doch was bekomme ich dafür, daß ich Ihnen einen Brief, einen recht dicken Brief bringe?“ anwortete Friedchen und übergab den Brief.

Die Gouvernante zog sie zu sich, küßte sie herzlich und erhob dann das bis dahin gesenkte Gesicht. Dieses war sehr häßlich, so auffallend häßlich, daß Wenige, die es zum ersten Male sahen, sich einer bemerkbaren Ueberraschung erwehren konnten. Bei längerer Betrachtung verlor es jedoch das Abstoßende einigermaßen, und diejenigen, welche Barbara Seydler näher kannten, vermißten kaum den Mangel der Schönheit, denn ihre Züge verriethen eine seltene Herzensgüte und aus den schönen, dunkeln Augen sprach Geist und innere Klarheit.

Mit augenscheinlicher Freude, aber ohne Hast, löste sie das Siegel und zog zwei enggeschriebene Bogen aus dem Couvert. Ehe sie indes mehr als einige Zeilen gelesen hatte, rief Elfriede: „Der Herr Prediger kommt!“ und der junge Mann, der sich vorhin ein wenig zurückgezogen hatte, trat ein.

Ein Erröthen verschönert zwar gewöhnlich ein weibliches Gesicht, allein der fleckige Teint der Gouvernante ward durch die Glut, welche in ihre Wangen stieg, nur noch dunkler. Sie begrüßte den Gast nicht ganz ohne Befangenheit, überwand dieselbe jedoch bald. „Von meiner Cousine;“ sagte sie, auf das Schreiben deutend, als er sich wegen der Störung entschuldigen wollte.

„Wenn mir auch Fräulein Amanda's Handschrift, die übrigens große Aehnlichkeit mit der Ihrigen hat, fremd wäre,

so wüßte ich doch, daß der Brief von einer Dame ist," sagte der Prediger.

„Woher? Sind Sie so überzeugt, daß ich mit keinem Herrn correspondiere?" fragte Barbara scherzend.

„Nein, aber wir schreiben nie so lange Briefe."

„Ich glaube doch, daß zuweilen auch Männer geneigt sind, bogenlange Herzensergüße hinzuwerfen. Können Sie sich keinen solchen Fall denken?" fragte sie wieder, doch diesmal nicht in dem früheren leichten Tone.

Der junge Prediger sah sie einen Augenblick ausdrucksvoll an, wich dann ihrem Blick aus, lächelte verlegen und — seufzte.

Es entstand eine kleine Pause. Elfriede war zu ihrer Schwester zurückgekehrt, die Landräthin nicht zu Hause, also ein ungestörtes Alleinsein vorauszusehen.

Der Prediger Koch hatte Landraths sehr oft besucht, doch waren diese Besuche, wie die Beobachter des Städtchens bemerkt haben wollten, seit der Anwesenheit der Gouvernante noch häufiger als sonst. Er sprach mit dieser oft und lange, spielte mit ihr à quatre mains, begleitete ihren Gesang auf dem Flügel und las ihr und der Landräthin vor. Er besaß zwar nicht einen besonders durchdringenden Verstand, aber viel Gemüth und einen geläuterten Geschmack. In dem kleinen Orte war die Zahl der Gebildeten sehr klein, bedeutende Erscheinungen in geistiger Hinsicht gab es gar nicht, den Landrath etwa ausgenommen, also war es Barbara sehr angenehm, Jemand zu haben, mit dem sie ihre Ideen austauschen konnte. Daß sie ihm überlegen war, störte dies freundschaftliche Verhältniß nicht, denn ihr feiner weiblicher Tact ließ es ihn nie fühlen. Ob diejenigen Recht hatten, welche in ihr die künftige Pfarrerin erblickten, wußte man noch nicht; etwaige kleine Neckereien und Anspielungen blieben von den betreffenden Theilen unbeachtet, oder doch unbeantwortet. Wie dem auch sein mochte, Koch gefiel sich außerordentlich in der Gesellschaft Barbara's, sprach sich gegen sie sehr offen aus und war einige Mal so warm und

herzlich geworden, daß sie selber es sich nicht verhehlen konnte, er empfinde für sie trotz ihrer Häßlichkeit und ihrer sieben und zwanzig Jahre eine sehr lebhafte Theilnahme.

Obschon Beide sich sonst zuweilen schweigend gegenüber gesessen hatten, erschien es ihr jetzt doch passend, die Pause nicht zu lange werden zu lassen und dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, daher sagte sie, seine Bemerkung aufnehmend:

„Die Handschrift meiner Cousine gleicht der meinigen wirklich so sehr, daß ich sie oft selber verwechseln könnte. Das ist aber auch natürlich. Sie lernte von mir nicht nur schreiben, sondern liebte mich auch sehr zärtlich, und wir eignen uns ja fast immer die Gewohnheiten derer an, welche uns theuer sind.“

Koch war im Begriff, einige der Gemeinplätze zu sagen, die man als etwas schmeichelhaftes betrachtet; der tiefe innige Ernst in ihrem Ton und Blick hielt ihn jedoch davon ab.

„Ueberhaupt sympathisieren wir auf seltene Weise,“ fuhr sie fort. „Alles, was mich anzieht, hat auch für sie Interesse und das, was mir widerwärtig ist, flößt ihr Abneigung ein. Sogar physisch haben wir vieles mit einander gemein, z. B. die Stimme, die Größe, die Farbe der Haare und Augen. Mit einem Worte, sie ist mein zweites Ich, mit dem Unterschiede, daß sie statt meines harten, mißtönenden Vornamens einen sehr wohlklingenden hat und vorzüglich“ — fügte sie etwas wehmüthig lächelnd hinzu, „daß sie nicht nur um zehn Jahr jünger, sondern eben so hübsch ist, als ich häßlich bin.“

Koch war durch die letzten Worte in Verlegenheit gesetzt, denn dies immer ein wenig mißliche Thema war noch nie zwischen ihnen berührt worden, und er wußte nicht recht, was er darauf erwidern sollte. Er fühlte sich gedrungen, etwas für sie wohlthätiges zu äußern und that es auch, doch kam es ziemlich ungeschickt zum Vorscheine.

Barbara lachte, und dies Lachen war so ungezwungen,

so frisch und jugendlich, daß er sogleich seine Unsicherheit verlor. Er selber hielt ziemlich viel, wie böse Zungen behaupteten, sogar zu viel auf sein angenehmes Aeußere, bewunderte daher Barbara's Gleichgiltigkeit gegen einen solchen Vortheil als eine Seelengröße, deren er sich nicht fähig fühlte.

„Nehmen Sie mir diese unzeitige Heiterkeit nicht übel, mein bester Herr Prediger," sagte sie, ernster werdend. „Ihr salbungsvoller Ton riß mich dazu hin. Ich erkenne die gute Absicht gewiß dankbar an, doch darf ich es nicht gestatten, daß Sie über diesen Punct Ihre geistliche Beredsamkeit sammt einer Menge schöner Trostgründe verschwenden. Wohlgebildete Züge sind besonders meinem Geschlechte sehr wünschenswerth, und ich bin eben so entfernt, diesen Vorzug gering zu schätzen als andern ihn zu mißgönnen. Indes bin ich auch nicht mehr so thöricht, mich über meine Häßlichkeit zu härmen. Das Aeußere entscheidet doch nur für den ersten Augenblick, wenigstens haben mich Alle, mit denen ich in nähere Berührung kam, mit herzlichem Wohlwollen behandelt. Möglich, daß sie die erste unwillkürliche Bewegung des Widerwillens durch doppelte Freundlichkeit zu vergüten suchten. Ich grübelte den Beweggründen derselben niemals nach, und dann bin ich auch philosophisch genug, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen. Freilich war ich nicht immer so gleichmüthig; es kostete mir, Ihnen will ich es nur gestehen, manche schmerzliche Anstrengung, mich mit meinem Gesichte und meinem — Schicksal auszusöhmen. Ja, ich bin zuweilen noch jetzt so schwach, daß ich die bittere Empfindung, welche mir die Ueberraschung und das Anstarren Fremder verursacht, nur äußerlich beherrschen, nicht wirklich unterdrücken kann. Was wollen Sie — man ist einmal Weib, und der Wunsch, sichtbare Vorzüge zu besitzen, das Bedürfnis, einen angenehmen Eindruck auf unsere Umgebung zu machen, wurzelt auch im Herzen der am wenigsten Eiteln. Es gehört schon eine gewisse Reife der Vernunft dazu, um sich darüber hinwegzusetzen. Ich habe mich bemüht, dieselbe einigermaßen zu erlangen; was mich aber

am meisten über jenen kleinlichen und doch oft so tiefen Schmerz erhebt, ist die Achtung und Freundschaft derer, welche ich hochschätze."

In ihrem Wesen lag längst wieder die milde Ruhe, welche sie charakterisierte; bei den letzten Worten aber erhob sie ihr sprechendes Auge mit einem sehr herzlichen Ausdrucke zu dem seinigen.

„Ich danke Ihnen für diese Offenheit," antwortete Koch und rückte, vielleicht der Anziehungskraft ihres Blickes unbewußt gehorchend, seinen Stuhl näher zu dem Tischchen, das zwischen Ihnen stand. „Sie wissen es, meine Freundin, wie hoch ich Sie verehre, wie unbedingt ich Ihnen vertraue, darum will ich nicht unnütze Worte darüber verlieren — doch erlauben Sie mir, Ihnen etwas zu gestehen, das ich bisher tief in meiner Brust verbarg."

„Ich weiß nicht, was Sie mir sagen wollen, aber ist jetzt wohl Zeit dazu? Die Frau Landräthin muß sogleich nach Hause kommen," sagte sie mit einiger Unruhe und Verwirrung. Sie scheute sich ein wenig vor dem, was sie hören sollte, und ihr Herz begann ungewöhnlich laut zu schlagen, denn seine Sprache war allmählig fast zum Geflüster geworden und seine Aufregung ließ vermuthen, daß es sich um nichts Alltägliches handle.

„O nein, nein, lassen Sie mich jetzt aufrichtig sein, nun ich den Muth dazu habe!" bat er dringend und beugte sich so weit als möglich zu ihr hinüber, um nicht laut sprechen zu dürfen. „Sie fragten mich vorhin, ob ich mir nicht vorstellen könne, daß das Schreiben langer Briefe in manchen Fällen sehr schön ist. Darauf antworte ich Ihnen, meine Freundin, ich glaube es wohl, denn ich kenne eine Person, mit der ein Briefwechsel, nach dem Glücke in ihrer Nähe zu sein, der höchste Genuß für mich wäre. — Als ich noch, bevor ich hier die Pfarre erhielt, Informator war, lernte ich ein Mädchen kennen, das mir immer unvergeßlich bleiben wird. Es ist die Tochter des Oberförsters Nagel. Ob sie meine Neigung theilte, weiß ich nicht, doch hoffte

ich es einst. Ich erklärte mich nicht, weil ich zu stolz war, ihr mein Herz anzubieten, so lange ich keine sichere Existenz hatte. Später, als ich den Ruf hieher erhielt, schien sie die Annäherung eines Gutsbesitzers so sehr zu begünstigen, daß ich den Muth verlor. Als ich Abschied nahm, war sie nicht zu Hause, und ein Bekannter, der einmal an mich schrieb, theilte mir unter anderen Neuigkeiten beiläufig mit, Therese Nagel werde sich wahrscheinlich mit dem Gutsbesitzer verloben. Seitdem habe ich nichts von ihr gehört, — vielleicht ist sie schon verheiratet. Oft machte ich mir Vorwürfe wegen meiner Unentschlossenheit, aber ich konnte ja doch nur einen Korb erwarten. — Möge sie glücklich sein! Ich werde mich ihrer immer erinnern und wahrscheinlich nie eine Andere so lieb gewinnen."

Was auch Barbara bei diesem Geständnis empfinden mochte, ihr Aeußeres verrieth wenig davon. Ein leichtes Zittern bewegte anfangs ihre auf dem Tisch liegende Hand, aber sie ließ sie schnell in den Schoß sinken und heftete die Augen fest darauf; ihre Lippen zuckten ein wenig, doch mit sich selbst beschäftigt bemerkte Koch es nicht.

Ehe er zu Ende kam, hatte sie sich vollkommen gefaßt, und als er schwieg, fragte sie mit einer Stimme, die fast so rein als gewöhnlich klang:

„Heißt der Wohnort des Oberförsters nicht Standeck?"

„Ja — aber woher wissen Sie — ?"

„Ich sah im Frühling, kurz ehe ich hieher kam, eine Therese Nagel aus Standeck" antwortete sie nachdenkend. „Unsere Bekanntschaft war zwar nur sehr oberflächlich, doch weiß ich, daß nicht Therese, sondern ihre Schwester mit dem Gutsbesitzer verlobt war. Es fiel mir damals auf, daß sie neben übersprudelndem Frohsinn zuweilen einen Ernst verrieth, der auf ein verborgenes Leid deutete, und daß sie sehr bestimmt ihre Abneigung gegen Liebe und Ehe erklärte."

„Eine solche Abneignng habe ich an ihr früher so wenig

bemerkt, als Ernst oder Traurigkeit, und ich weiß nicht, wie ich mir das deuten soll!" meinte Koch betroffen.

„Nun, die Erklärung ist nicht sehr schwer, wenn Sie nur etwas Selbstgefühl haben," versetzte sie mit dem Versuche zu lächeln.

„O, Barbara, wüßten Sie, wie glücklich Sie mich machen!" rief er mit einem gelinden Anfluge von Extase, sprang auf und wollte ihre Hand erfassen.

Sie machte hastig eine abwehrende Bewegung und nahm ihre Arbeit auf. Fast gleichzeitig trat die Landräthin eilig und mit allen Zeichen der Bestürzung ein.

„Ach Gott, wo ist mein Mann? — Dienerin, Herr Prediger, wissen Sie vielleicht, wo mein Mann ist, daß ich einen Expressen nach ihm schicken könnte?" sagte sie athemlos, indem sie die Verbeugung Koch's erwiederte und dann ihre Hutbänder vergebens zu lösen versuchte. „Denken Sie sich, Fräulein, Oberamtmanns kommen schon wieder! Sie müssen den Augenblick hier sein! Ich sah den Wagen um die Ecke biegen und weiß nun gar nicht, was ich zum Abendbrot machen lasse. Daß mein Mann doch auch nicht hier ist! Und daß ich gar nicht daran dachte, für diesen Fall Rücksprache mit ihm zu nehmen! Ich bin ganz außer mir — helfen Sie mir, Fräulein, Sie wissen ja sonst immer Rath, und mein Mann wird mit Ihren Anordnungen gewiß sehr zufrieden sein."

Die gute Frau fühlte sich um eine Bergeslast erleichtert, als sie vernahm, ihr Gatte sei während ihrer Abwesenheit von seiner Vormittags unternommenen Reise zurückgekehrt. Elfriede ward nach ihm geschickt, fand ihn aber nicht in der Kanzlei, sondern nach einigem Suchen im Hühnerstalle, wo er das Einsetzen einer neuen Stange überwachte.

Mittlerweile hielt ein Wagen vor der Thür. Die Landräthin bat noch schnell den Prediger, sich wie zu Hause zu betrachten, und die Gouvernante, mit ihrem Mann die zu treffenden Einrichtungen zu besprechen und darauf der Köchin die

nöthigen Befehle zu geben. Dann gieng sie hinaus und kam noch zur rechten Zeit, um zu sehen, daß die Frau Oberamtmann sammt ihrer Familie, bestehend aus fünf Kindern verschiedenen Alters und einer Nichte, nebst Zubehör von Gouvernante und Kindermädchen, glücklich ausgestiegen war.

Die Damen küßten sich, und auf ihre Frage erhielt die Landräthin den Bescheid, daß der Oberamtmann mit dem ältesten Sohne, welche wie gewöhnlich zu Pferde kamen, auch bald anlangen würden. Sie freute sich darüber aufrichtig, denn in kleinen Städten findet man noch wie auf dem Lande Gastfreiheit ohne Murren.

Der Landrath war ein Mann von seltener Tüchtigkeit, das Ideal eines Beamten; unermüdet thätig, pünctlich und mit einem scharfen Verstande begabt, erfüllte er seine Obliegenheiten zur allseitigen Zufriedenheit und genoß die Bewunderung Aller, die in seine Nähe kamen. Seinem durchdringenden Blick entgieng nichts; er wußte Alles, auch das geringste, was sich auf sieben Meilen in der Runde begab, und kannte jeden Einzelnen seines Kreises bis ins Innerste seines Innern. Trotzdem fand er noch hinreichend Zeit, sein Hauswesen auf das beste zu leiten. Seine Frau war in seiner Abwesenheit völlig rathlos, wenn sie nicht vorher genaue Instruction erhalten hatte. Er war der Kopf und sie das Herz der Wirthschaft. — Der Landrath bestimmte, besonders wenn Fremde anwesend waren, was, wie, wann und wie viel gekocht werden sollte; schrieb den Seinigen Kleidung und Lebensweise vor, prägte ihnen ein, was sie bei dieser oder jener Gelegenheit zu sagen hätten — kurz, er ordnete A l l e s an. Dabei verfuhr er jedoch nicht roh oder tyrannisch; er war ein ausgezeichnet höflicher und artiger Mann; Jeder befand sich unter seiner Herrschaft wohl, vorzüglich seine Frau. Etwas beschränkten und trägen Geistes, dabei sehr gutmüthig, war sie glücklich, sich um Nichts kümmern, niemals Kopfbrechen haben zu dürfen. Sie verehrte ihn außerordentlich und blickte mit wahrhaft rührendem, demüthigem Vertrauen zu

ihm empor — nämlich im Geiste; körperlich konnte sie nur sitzend zu ihm aufsehen, weil sie ihn um eine Kopfeslänge überragte.

Jetzt kam er mit würdevoller Eile aus dem Hühnerstalle herbei. Würdevolle Eile — das klingt etwas paradox, doch der Landrath vereinigte in sich die anscheinend widersprechendsten Eigenschaften und offenbarte auch in seinem Benehmen eine wahrhaft bewundernswerthe Mischung von Hoheit und Beweglichkeit. Er war zugleich tiefer Politiker und angenehmer Gesellschafter — königlicher Beamter und denkender Mensch — gebietender Hausherr und zärtlicher Hausvater — gewißermaßen Kosmopolit und nebenbei echter Kleinstädter — vielseitig gebildet und der größte Kleinigkeitskrämer.

Die erforderlichen Arrangements waren bald getroffen, es fanden sich noch einige Gäste aus der Stadt ein, und nun ward Thee getrunken und zu Abend gespeist, im Garten promeniert und Clavier gespielt, gesungen und getanzt, gesprochen, gelacht und auch ein wenig — gegähnt. Koch war ungewöhnlich heiter und liebenswürdig. Die gegenwärtigen Damen waren von ihm entzückt und bemühten sich, seine Aufmerksamkeit zu erregen, doch gelang es ihnen nicht sehr. Er war noch mehr als sonst mit Barbara beschäftigt, in der Absicht, mit ihr über Therese zu sprechen, und von ihr zu hören, wo, wann und wie sie dieselbe kennen gelernt habe.

Aber unter all' den Leuten war keine Gelegenheit zu vertraulichen Mittheilungen, und die Gouvernante hatte jene junge Dame auch nur so flüchtig gesehen, daß sie nicht viel von ihr sagen konnte. Sie erinnerte sich ihrer nur als eines recht hübschen, im ganzen sehr heiteren Mädchens von mittelmäßigem Geiste, das die Dame besucht hatte, bei der sie früher gewesen, dem sie aber keine große Aufmerksamkeit gewidmet.

Der Abend ward Barbara sehr lang; sie hatte Kopfschmerz und das Bedürfnis der Einsamkeit. Desungeachtet hielt sie ruhig aus, sprach zu den Schweigsamen, hörte den

Redseligen mit anscheinend großer Aufmerksamkeit zu, spielte zum Tanze und sah darauf, daß die Kinder nicht Unfug trieben — mit einem Worte, sie erfüllte alle Obliegenheiten einer Gouvernante.

Endlich verabschiedeten sich die Fremden; die Kinder giengen schlafen, und in der eingetretenen Stille erleichtert aufathmend, nahm Barbara den Brief hervor, den zu lesen sie noch nicht Zeit gehabt hatte:

„Diesmal habe ich Dir ein kleines Abenteuer zu berichten, Du wirst darüber lächeln, aber für mich war es etwas sehr Bedeutendes,“ schrieb ihre Cousine gleich nach dem Eingange. „Die Tante hatte eine Bestellung auf einem nahen Dorfe, und ich übernahm sie, um in dem schönen Wetter einmal recht weit und — allein spazieren zu gehen. Du weißt es, wie sehr ich den Herbst liebe, denn diese wie jede andere Vorliebe, meine Neigungen wie meine geistige Richtung habe ich ja von Dir, meine theure Freundin. Du bist jetzt auch oft im Freien, darum will ich mich mit einer Beschreibung der Naturschönheit und der Schilderung meiner Empfindungen nicht aufhalten. Auf dem Rückwege gieng ich durch den Irrgarten, der, wie immer Vormittags, ganz einsam war. Ich dachte Deiner und wünschte Dich herbei, um Dir Alles zu sagen wovon mir das Herz so voll war. Daher erschrack ich nicht wenig, als plötzlich ein junger Mann neben mir stand und mich mit einer artigen Entschuldigung anredete. Er bat mich, ihm den Weg nach der Stadt zu bezeichnen. Ich beschrieb ihm denselben mit allen Wendungen so genau als möglich, aber er konnte sich daraus nicht vernehmen und bat mich um die Erlaubniß, mich so weit begleiten zu dürfen, bis er sicher sein könne, sich nicht mehr zu verirren. Daran knüpfte er die Frage, ob ich mich nicht fürchte, ganz allein zu gehen. Ich versetzte, daß ich als Landmädchen gewohnt sei, einsame Spaziergänge in Feld und Wald zu machen. Er antwortete mir, und ich ihm, und so giengen wir plaudernd weiter. Du mußt Dich darüber nicht wundern, denn in seinem

Wesen und in seiner Redeweise lag nichts Beunruhigendes, und seine Unterhaltung war nicht nur gemüthlich, sondern im höchsten Grade anziehend und bedeutend. Wir sprachen zuerst über die Natur, dann über Kunst, Musik, Poesie und zuletzt — von Dir. Vergib es mir, aber wie könnte ich je von etwas Gutem und Liebenswürdigem und besonders von Harmonie sprechen, ohne Deiner dabei zu gedenken und zu erwähnen?

„Uebrigens führte er das Wort; ich hörte fast nur zu, machte mitunter eine Bemerkung oder Einwendung und betrachtete ihn sehr genau. Er war nicht viel über Mittelgröße, fast zierlich gewachsen und fein, aber mit einer gewissen künstlerischen Sorglosigkeit gekleidet. Das dunkelblonde, lockige Haar reichte ihm fast bis auf die Schultern; sein nicht gerade regelmäßig schönes Gesicht ward durch die Lebendigkeit, womit sich die verschiedensten Empfindungen darauf spiegelten, ungemein interessant. Das vorzüglichste waren aber seine großen blauen Augen; sie schienen gewöhnlich träumerisch nach innen zu schauen, zuweilen jedoch belebten sie sich und hatten dann einen strahlenden Glanz. Ueber seiner ganzen Erscheinung lag ein eigenthümlicher Reiz, der Zauber des Ungewöhnlichen; seine Sprache hatte oft einen dichterischen Schwung und besonders, als er von der Musik sprach.

„Ich hatte Zeit, das Alles zu bemerken, denn wir giengen, ohne darauf zu achten, zusammen bis in die Stadt. Daß ich neugierig war, zu wissen, wer er sei, findest Du gewiß natürlich, ich hielt es wenigstens nicht für Vorwitz. Darum äußerte ich, als er eben wahrhaft begeistert von der Musik sprach, er sei wohl hierher gekommen, um in dem am Abend stattfindenden Concert den großen Warnstedt zu hören. Er lächelte und antwortete: „Um Warnstedt zu hören? — Nein. Doch entschuldigen Sie, daß ich mich nicht vorstellte, wie es meine Pflicht war, ich bin der Violonist, der heute das Concert gibt."

„Ich war so überrascht, daß ich gar nicht weiß, was ich darauf entgegnete. Bei der Tante hatte man so viel von dem

außerordentlichen Talente des jungen Virtuosen und von der ihm zu Theil gewordenen Auszeichnung gesprochen, daß ich mich etwas befangen fühlte. Dabei hätte ich fast mein Portemonnaie verloren. Er sah es glücklicherweise fallen, hob es auf und bewunderte Deine schöne Stickerei der Anfangsbuchstaben meines Namens. — Mit vielem Tact half er mir über die erste Verlegenheit hinweg, und wir unterhielten uns recht lebhaft noch, bis ich ihm unser Haus von Ferne zeigte. Nun empfahl er sich mit einigen verbindlichen Worten.

„Ich erwähnte gegen Sophie dieser Begegnung, und sie veranlaßte es, daß die Tante mich aufforderte, zum Concert mitzukommen. Ach, Barbara, dieser Abend wird mir unvergeßlich bleiben! Welche wunderbare unerklärliche Gewalt übt doch die Musik über uns aus, und hättest Du diesen Genuß mit mir getheilt! Warnstedt spielt nicht nur mit meisterhafter Fertigkeit, sondern unaussprechlich seelenvoll und riß auch hier wie überall seine Zuhörer zu der höchsten Begeisterung hin.

„Sophie wollte bemerken, daß er bei seinem Eintritte Jemand mit den Augen suchte, daß er mehrmal zu uns hinüber sah, und seine letzte Verbeugung vorzüglich uns galt. — Am andern Morgen sah ich ihn abreisen. Er grüßte, als er bei uns vorüberfuhr. — Ich war den ganzen Tag etwas wehmüthig gestimmt; diese flüchtigen Begegnungen im Leben sind doch sehr traurig. Warum können wir nicht alles Anziehende, das wir einmal finden, für immer behalten? Und vorzüglich, warum müssen diejenigen, welche sich verstehen und lieben, von einander getrennt sein? Ich fühle mich hier oft verlassen und sehne mich dann unaussprechlich nach Deiner freundlich beschwichtigenden Nähe.

„Aber laß mich nun endlich von Dir reden. Hältst Du mich denn Deines Vertrauens nicht werth, oder noch immer für ein Kind? O glaube mir, der tiefe Ernst des Lebens erfaßt mich oft so gewaltig, daß ich davor erschrecke, daß ich mich fürchte, ihn ganz zu erkennen. Ich möchte dann Jemand haben, dessen Führung

ich mich kindlich anvertrauen, dem ich alle meine Zweifel und Bedenklichkeiten, meine Gedanken und Gefühle rückhaltslos mittheilen könnte; ich möchte bei Dir sein, wie ich schon vorhin sagte. Freilich ist das sehr kindisch, doch erinnere dich an Goethe's Wort: „Epheu und ein zärtlich Gemüth heftet sich an und grünt und blüht, kann es keine Stütze finden, muß es verdorren, muß es verschwinden.“ Ich weiß, daß ich Jemands bedarf, an den ich mich anlehnen, anheften kann, aber ich fühle es auch, daß ich in Dir diese Stütze habe und ohne Dich haltlos wäre. Nun sieh', eben dies Anschmiegen an Dich, dies Emporranken meiner Seele an der Deinigen gibt mir die Fähigkeit, jede leise Regung Deines Innern zu verstehen, oder doch wahrzunehmen — und was mir in Dir nicht völlig klar ist, das ängstigt mich. Also sage mir offen, liebst Du Koch? — Du warst zwar immer heiter, seit einiger Zeit scheinst Du indessen lebhafter angeregt zu sein, als sonst, und doch — verzeihe mir, aber es ist mir nicht nur Pflicht, sondern auch Bedürfnis, ganz aufrichtig gegen Dich zu sein — und doch vermisse ich in Deinen Briefen ein Etwas, das ich selber nicht recht zu nennen weiß. Sieh', Geliebte, Du standst immer so groß, so unerreichbar hoch über mir und Allen, die ich kannte, jetzt will es mich aber fast bedünken, Du seist ein wenig herabgestiegen. Mißverstehe mich nicht; ich finde Dich nicht kleinlicher als früher, nicht den gewöhnlichen Frauen gleicher, mir scheint es nur, ich dürfe nicht mehr so hoch hinaufblicken, um Deine stille Größe zu ermessen. Ich denke, wenn man liebt, muß der Geist eine noch höhere Schwungkraft erhalten, das Herz noch glühender begeistert sein — es muß über dem ganzen Wesen ein Hauch verklärender Glückseligkeit ruhen. Und das vermisse ich an Dir, und es macht mich in meiner Vermuthung wieder irre. — Indes, was verstehe denn ich davon?

„Ich will es Dir nur bekennen, daß mich der Gedanke, Du liebst den Prediger, betrübte. Es war mir bis dahin nie eingefallen, Dir könnte je ein Anderer theurer sein, als ich, und einen Augenblick empfand ich Neid oder Eifersucht. Doch

glaube mir, nur einen Augenblick; ich bin nicht selbstsüchtig, Du hast mich nur durch Deine Zärtlichkeit verwöhnt. Auch bin ich kein Kind mehr und sehe ein, daß Dir meine Neigung nicht genügen kann; überdies weiß ich, daß ich mein Anrecht an Dein Herz immer behalten werde, auch wenn Du Wesen besitzest, die Dir näher stehen als ich, und endlich liebe ich Dich genug, um selbst mit Aufopferung meines Glückes das Deinige zu wünschen. Trotz alledem quält mich Etwas. Du bist so feinfühlend und zartsinnig, Du hast einen so festen Willen und namentlich, Barbara, bist Du geistig so vielseitig entwickelt, daß nur ein Mann Dich glücklich machen könnte, der ungewöhnlich reich begabt ist. — Koch mag ein sehr guter, achtungswerther Mensch sein, aber besitzt er denn auch Charakter und Intelligenz genug, um Dir Hochachtung uud Bewunderung einzuflößen? Das Bild, welches ich mir nach dem wenigen, was Du über ihn schriebst, von seiner Persönlichkeit geformt habe, genügt mir nicht, denn alle Vorzüge und Tugenden der Männer genügen mir nicht, zumal, für denjenigen, den Du liebst. — Hoffentlich habe ich Dich nicht verletzt, Du weißt es ja, daß mich nur meine Neigung für Dich bedenklich macht.

„Etwas, das ich heute von Warnstedt gehört habe, muß ich Dir doch noch erzählen. Er soll die ungeheuren Summen, welche er erwirbt, mit Ausnahme einer Kleinigkeit für seine sehr geringen Bedürfnisse, sogleich einem Banquier überweisen. Daß er nicht verschwendet, ist ganz gut, aber Geiz bei einem so jungen Mann, bei einem Künstler — welch häßlicher Flecken in seiner anscheinend so reinen Seele! Freilich darf man auch nicht Alles glauben, was die Lente sagen.“ —

Der Brief schloß, nach einigen Berichten und Fragen, kleine persönliche Angelegenheiten betreffend, mit der Bitte um eine ausführliche Antwort.

Während des Lesens lächelte Barbara zuweilen heiter, zuweilen schwermüthig; einige Mal trübte sich auch ihr Blick von aufsteigenden Thränen. Als sie geendet, stützte sie den Kopf

ermüdet auf die Hand und versank in ein langes, ernstes Sinnen. Es war ihr heute etwas begegnet, das gewöhnlich auf das Gemüth der Mädchen, welchen es widerfährt, eine nachhaltige schädliche Wirkung übt, das sie empört, erbittert, mit sich und der Welt in dauernden Zwiespalt gerathen läßt, weil es nicht allein schmerzlich, sondern auch demüthigend ist.

Barbara's klarer Verstand siegte indes bald über ihr verletztes Selbstgefühl; ihr warmes Herz vergab die erlittene Kränkung, überwand den Schmerz der empfangenen Wunde, die glücklicherweise nicht gefährlich, ja nicht einmal tief war. Das ruhige Nachdenken stellte zwar das Gleichgewicht in ihrem Innern nicht sogleich her, beschwichtigte aber die verschiedenen Gemüthsbewegungen, welche sie heute erschüttert hatten. Sie war sehr ernst und ein wenig traurig, als sie sich endlich erhob um schlafen zu gehen, indes warf sie sich doch nicht ruhelos umher, sondern schlief bald sanft und fest.

Die Mütter der beiden Cousinen waren Schwestern und Töchter eines vermögenden Gutsbesitzers gewesen. Sie hatten sich äußerlich auffallend, an Temperament aber sehr wenig geglichen und doch einander mit seltener Zärtlichkeit geliebt. Die ältere, verständig und etwas prosaisch, verheiratete sich mit einem Kaufmanne, der ihr als eine gute Partie erschien, die jüngere, weich und schwärmerisch, reichte ihre Hand, um nicht von ihrer Schwester getrennt zu sein, dem Bruder ihres Schwagers, der mit diesem in Compagnie handelte. Beide Ehen waren so lange recht glücklich, bis mißlungene Speculationen den Fall des Geschäftes herbeiführten. Das Vermögen der Frauen gieng dabei auch verloren, und auf den früheren Wohlstand folgte die größte Einschränkung. Der junge Seydler überlebte dies Unglück nicht lange, und seine Frau folgte ihm bald nach.

Der verwaisten Barbara nahmen sich ihr Onkel und ihre Tante wie eines eigenen Kindes an. Nach dem Wunsche ihrer Mutter ward sie für ihr kleines Erbtheil zur Gouvernante gebildet. Das Bewußtsein ihrer Häßlichkeit hatte sich ihr schon

sehr früh aufgedrängt. Die glückliche Unbefangenheit der Kindheit machte es ihr anfangs weniger schmerzlich, später aber fühlte sie sich oft sehr unglücklich. Ihre Tante tröstete sie dann mit dem Sprichworte: „Schönheit vergeht, Tugend besteht.“ Sie prägte sich es tief ein, und fand darin einen Sporn, sich für die ihr versagten Reize dauernde Vorzüge anzueignen. Angeborne Güte des Herzens und Festigkeit des Charakters unterstützte sie bei diesem Streben. Ihre Mitschülerinen vergaßen bald ihr Gesicht über ihrer Bescheidenheit und Dienstfertigkeit, ja, sie vergaben ihr, daß sie ihnen oft als Muster des Fleißes und guten Betragens aufgestellt ward, und waren ihr herzlich zugethan, denn sie machte ihre Ueberlegenheit niemals geltend. Sie fühlte sich in diesem Wohlwollen sehr glücklich, doch entbehrte sie schmerzlich eine vertraute Freundin. Die Beschränktheit ihrer äußeren Zustände und das Gefühl, Anderen an physischen Vorzügen so sehr nachzustehen, machte sie rückhaltend, auch war sie den Mädchen ihres Alters an geistiger Entwickelung zu sehr vorangeeilt, um für eines derselben eine lebhafte Zuneigung empfinden zu können. Und doch hatte ihr volles Herz das Bedürfnis der Liebe. Die Tante war gut und vorsorglich, aber von Natur schon praktisch ward sie es mit dem Wechsel ihrer Lage und den zunehmenden Jahren noch mehr; ihr ganzes Sorgen und Trachten war bald nur ihre Wirthschaft und das tägliche Brot. Der Onkel, der als Buchhalter die Existenz seiner Familie fristete, war ein guter einsichtsvoller Mann, doch immer beschäftigt, auch kein passender Gegenstand für die Hingebung eines jungen Mädchens. So wendete denn Barbara ihre Zärtlichkeit ihrer kleinen Cousine zu, lehrte sie sprechen und laufen, spielte mit ihr, nähte für sie, gieng mit ihr spazieren und unterrichtete sie später. Sie widmete ihr alle freie Zeit, war immer gleich zärtlich, geduldig, und zu jeder Aufopferung bereit. Diese Liebe füllte bald ihr ganzes Herz aus, auf sie bezogen sich allmählich alle ihre Gedanken, Plane und Wünsche für die Zukunft. Es lag darin die einfältige, aber feste

Anhänglichkeit des Kindes an seine Puppe und die erhabene, selbstverläugnende Zärtlichkeit einer Mutter, die ruhige Freundschaft einer älteren Schwester und die flammende, entzückte Begeisterung des Künstlers für seine Schöpfung.

Amanda schloß sich dafür mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüthes an sie an; Barbara's Meinung war ihr Orakel, Barbara's Beifall ihr höchster Lohn. Als sie sechs Jahre alt war, starb ihr Vater, und die Mutter übernahm die Aufsicht über die Landwirthschaft einer reichen Verwandten, die gewöhnlich in der Stadt lebte. Amanda beherrschte ihren Schmerz über die Trennung, weil Barbara es verlangte, aber deren Briefe waren ihre größte Freude, und um sie beantworten zu können, lernte sie mit dem angestrengtesten Eifer. Ihr Briefwechsel ward nur durch einige lange Besuche Barbara's unterbrochen.

Als Amanda kaum das sechzehnte Jahr erreicht hatte, starb ihre Mutter plötzlich, und jene Verwandte, auf deren Gute sie bisher gewesen, nahm sie in ihr Haus. Die Oekonomieräthin Barleben war eine im Grunde ganz gute Frau, aber sie besaß nicht genug Zartgefühl, um Amanda nicht oft zu verletzen. Sie war stolz auf ihren Reichthum wie auf ihre, der armen Verwandten erzeigte Güte und bemühte sich es dieser einzuprägen, daß sie ihr viel verdanke. Sie machte ein großes Haus, und ihre beiden Töchter gehörten, wenn auch nicht gerade wegen ihrer Schönheit, zu den gefeiertsten Damen der Stadt. Sophie, die ältere, war seit einiger Zeit die Braut eines Mannes, den sie leidenschaftlich liebte. Von Natur gutmüthig und jetzt noch obenein glücklich, hätte sie gewiß gern dazu beigetragen, Amanda zu erfreuen, aber sie besaß den Egoismus vieler Glücklichen. Sie beschäftigte sich nur mit sich selbst und achtete wenig auf das bescheidene Landmädchen, das über den Verlust der Mutter betrübt und von der zur Schau getragenen Großmuth ihrer Beschützerin niedergebeugt war. Die jüngste der Damen, Henriette, war sehr eitel und machte Anspruch darauf, hübsch zu sein. Sie beneidete Amanda um

ihre aufblühende Schönheit und fürchtete, durch sie verdunkelt zu werden, also suchte sie ihr die Abhängigkeit durch mancherlei kleine Kränkungen recht fühlbar zu machen. Ein armes Mädchen bei geldstolzen Verwandten ist in keinem Falle beneidenswerth, doch ist sie wahrhaft zu beklagen, wenn die Tochter oder die Töchter des Hauses Grund haben, wegen persönlicher Vorzüge neidisch zu sein.

Auf Henriettens Veranstaltung ward Amanda von allen Vergnügen ausgeschlossen. Das war ihr ziemlich gleichgiltig, den sie fühlte sich in Gesellschaft wenig heimisch. Die Elasticität der Jugend und Barbara's Einfluß half ihr glücklicherweise über das peinliche ihrer Stellung hinweg und ließ die Melancholie, wozu sie sich manchmal gestimmt fühlte, in ihrem Gemüthe nicht wurzeln. Sie ertrug schweigend alle Demüthigungen und vergaß sie, wenn sie allein war, im Lesen, in der Musik und vorzüglich in ihrer Liebe zu ihrer Cousine.

Barbara war an mehreren Orten Gouvernante gewesen und hatte vielfach die Bitterkeit eines solchen Berufes empfunden, ohne jedoch dadurch entmuthigt zu werden. Ihr Geist war stark genug, ihre äußeren Verhältnisse mit ihren inneren Bedürfnissen in Einklang zu bringen, oder wenn das durchaus unmöglich war, sich über das zu erheben, was Andere niederdrückt. Sie besaß die moralische Selbständigkeit, welche Frauen fast nur als Mütter — aber auch nicht immer in einem dem Bedürfnis entsprechenden Grade — erlangen, weil sie dieser Selbständigkeit in keiner anderen Beziehung des Lebens bedürfen, oder vielmehr, weil sie sonst immer geleitet und bevormundet und nicht darauf hingewiesen sind, ihren Charakter zu entwickeln. Sie begriff es früh, daß sie auf sich selbst angewiesen sei, daß sie den Muth für das Leben, dessen sie wegen ihres körperlichen Mangels in noch höherem Grade, als Andere, bedurfte, aus ihrer eigenen Brust schöpfen müsse. Dieses Bewußtsein regte sie an, befeuerte sie, statt sie zu erschlaffen. Für die ihr versagten Freuden der Jugend suchte sie andere Genüsse

auf; sie bildete ihr musikalisches Talent und ihre schöne Stimme aus, las und dachte viel. Das Denken ist zwar ein gefährliches Gebiet, besonders für Frauen, sie verirren sich darin ohne einen zuverläßigen Führer gar zu leicht. Barbara aber besaß diesen Führer theils in ihrem gesunden Verstande, noch mehr aber in der Liebe zu ihrer Cousine. Wenn sie es zuerst auch noch nicht einsah, welche Verantwortlichkeit auf Eltern und Erziehern ruht, und daß sie eine gleiche übernommen habe, als sie Amanda durch ihre Zärtlichkeit an sich fesselte, so ahnte sie es doch schon sehr früh, daß jede schiefe Lebensansicht, die sie in sich aufnahm, jede krankhafte Idee, welche sie hegte, jedes unedle Gefühl, dem sie Raum gab, eine schädliche Wirkung auf ihren Liebling haben müsse. Darum bemühte sie sich, klar und ruhig zu werden, und ihre Grundsätze, Wünsche und Gedanken mit der Natur der Welt und ihren persönlichen Verhältnissen so viel als möglich in Uebereinstimmung zu bringen. Es gelang ihr, ohne daß sie dabei die Frische und Jugend ihres Gemüthes einbüßte.

Barbara's inniges Verhältniß zu Amanda war für sie selbst ebenso heilsam als für diese. Es bewahrte sie vor der Verschrobenheit alternder Mädchen, gab ihrem Geiste Beschäftigung und ließ in ihrem Herzen nicht das Gefühl der Vereinsamung entstehen. Ihre seltenen Vorzüge, die sanfte Harmonie ihres inneren Seins und die ruhige Consequenz ihres Charakters blieb auf niemand ganz ohne Wirkung. Sie fand sich leicht in alles, ohne sich selbst etwas zu vergeben und flößte, immer anspruchlos und bescheiden, selbst den rohesten Naturen Achtung ein.

Ihre gegenwärtige Stellung war sehr angenehm. Die Kinder waren gut geartet und liebten sie. Die Landräthin suchte ihr, was sie konnte, zu Gefallen zu thun, und der Landrath gab ihr täglich Beweise der größten Hochachtung. Er machte ihr nämlich durchaus keine Vorschriften — nicht einmal, was den Unterricht betraf — fragte sie oft und über verschiedene Gegenstände nach ihrer Meinung und sprach viel mit ihr über Politik

und andere Dinge, die er sonst nicht zum Stoff eines Gesprächs mit Damen wählte. Sie verstand die seltene Kunst gut zuzuhören, widersprach genug, um anzuregen, aber nicht so viel, um zu reizen, und verschaffte ihrer Ansicht Geltung, ohne den Anschein der Ueberlegenheit zu haben.

Koch hatte viel Abwechselung in ihre Lebensweise gebracht. Nach seinem Geständnisse ließ sich befürchten, daß dies freundschaftliche Verhältniß ihr mehr peinlich als wohlthuend sein werde, doch Barbara war kein gewöhnliches Mädchen.

„Du fragst, ob ich Koch liebe und zweifelst daran, daß er mich glücklich machen könne," schrieb sie nach einigen Tagen an Amanda. „Ich will offen sein, denn Du bist wirklich kein Kind mehr. Der sicherste Beweis hiefür ist, daß Du nicht wie früher zu mir aufblickst, sondern Dich mir gleicher fühlst. Nach kurzer Zeit wird der Glorienschein verschwunden sein, womit Du mich in Deiner Kindheit schmücktest, weil ich zehen Jahre der Erfahrung vor Dir voraus hatte.

„Das innige glühende und ausschließliche Gefühl, welches uns die Dichter als Liebe schildern, und welches Du auch meinst, hat Koch mir nicht eingeflößt. Es ist wahr, das Bewußtsein, auf den Gegenstand unserer Neigung stolz sein zu dürfen, ist die höchste Glückseligkeit; es gibt nichts Süßeres, als mit Bewunderung zu dem Manne aufzusehen, in dessen Hand wir unser Geschick legen. Darauf habe ich immer verzichtet. Die jungen Mädchen träumen von dem künftigen Glücke, wie hochstrebende Knaben von einstiger Größe — ich habe es früh erkannt, daß für mich dieses Glück nicht besteht. Auch habe ich noch keinen kennen gelernt, der dem Ideal entspräche, das mir in meiner Jugend vorschwebte, und bezweifle, daß es geschehen werde. Du, meine Amanda, siehst, um mit einem Dichter zu reden, „Du siehst noch rosenfarben die Welt im Maienlicht*)." Deine Erwartungen vom Leben sind

*) J. G. Seidl's „Visionen" 5. Aufl. S. 3.

noch so groß, Deine Wünsche unbeschränkt, ja, sie sind eigentlich nur Ahnungen. Darum verlangst Du so viel für mich und darum wirst Du das, was ich Dir jetzt sagen will, vielleicht nicht fassen können und mögen.

„Obgleich ich Koch nicht so liebe, wie Du es für nothwendig hältst, und er kein selten begabter Mensch, kein großer Charakter ist, hätte ich seine Hand angenommen und wäre auch, trotz Deines Zweifels, glücklich geworden! Vielleicht bin ich ihm überlegen, aber ich glaube, wir lieben diejenigen, auf welche wir einen geistig erhebenden Einfluß ausüben, nicht minder, als solche, denen wir uns untergeordnet fühlen — wenigstens ist das Bewußtsein, jemand wirklich zu nützen, sehr süß. Mein herzliches Wohlwollen für Koch, die Dankbarkeit für seine Zuneigung und der Wirkungskreis, welchen die Natur uns einmal zuwies, hätte mir gewiß genügt. Deine Besorgnis um mein Glück war also in dieser Hinsicht unbegründet und ist überhaupt unnöthig, denn Koch liebt eine Andere, wie er mir unlängst sagte.

„Warum sollte ich es läugnen, daß dies Bekenntnis mich schmerzte und demüthigte? Es that mir weh, weil es mir nicht nur die als sicher betrachtete Aussicht raubte, eine Heimat, einen eigenen Herd zu erhalten, sondern weil es mich auch deutlicher, als alles bisher erlebte, davon überzeugte, daß ich aus der eigentlichen Sphäre des Weibes ausgeschlossen bin. Vielleicht hätte mir Koch jene Neigung früher gestehen, oder sich doch anders gegen mich benehmen müssen, als er es that, doch will ich ihm keinen Vorwurf machen. Ich bin stolz genug, die Schuld meiner Schwäche auf mich allein zu nehmen und ihn völlig freizusprechen. Konnte er sich vorstellen, daß ich, der jeder Spiegel seit sieben und zwanzig Jahren eine abstoßende Erscheinung gezeigt hatte, so thöricht sein könnte, seine freundliche Aufmerksamkeit, seine sichtliche Annäherung für etwas wärmeres als Wohlwollen zu halten? Ich mußte es doch wohl wissen, daß er in mir nicht das Weib, nur den Menschen suchte und schätzte.

„Daß ich schwach genug gewesen, andere Gedanken zu hegen, setzte mich in meiner eigenen Achtung tief herab. Doch nicht für lange, Amanda. Ich bin nicht so selbstquälerisch, mich wegen Empfindungen und Gedanken zu verachten, die natürlich und auch durch die Vernunft gerechtfertigt sind, und in kurzer Zeit werde ich diesen Irrthum ganz verschmerzt haben.

„Glaube mir, liebe Amanda, daß ich jetzt wieder ziemlich ruhig bin; doch sprich mit mir vorläufig über die ganze Sache nicht — es würde mich peinlich berühren. Ich liebe es nicht, Wunden in meinem Gemüth aufzureißen, um den Genuß zu haben, sie bluten zu sehen und meine Seelenstärke dabei zu bewundern. Jede, auch die tiefste Verletzung, heilt, wenn man sie fest verbindet und — die Geduld nicht verliert. — Gegen Dich war ich so aufrichtig, weil ich weiß, daß Du nach dem Bekenntnis meiner Schwäche immer volles Vertrauen zu mir haben, Dich nie scheuen wirst, mir alles zu sagen.

„Du hast mir verschwiegen, daß Du leidest; erst aus Deinem letzten Briefe ward es mir klar, daß Deine Lage sehr drückend ist. — Ich will Deine Zurückhaltung nicht tadeln, aber es ist mir lieb, daß ich sie durchschaut habe, denn ich werde darauf denken, daß Du dort nicht länger als diesen Winter bleibst, und wir den Frühling vereint genießen.

„Die Aehnlichkeit Deines Gemüthes mit dem Epheu ziehe ich ein wenig in Abrede. Es ist zart, würde aber auch ohne Stütze nicht untergehen — dafür bürgt die Festigkeit, womit Du ein ganzes Jahr hindurch Kränkungen ertrugst, ohne Dich zu beklagen.

„Nun noch Eins. Suche die Einsamkeit nicht zu sehr, freue Dich des Lebens so viel als möglich in Gesellschaft. Findest Du keine, die Dich anspricht, oder gar nur solche, welche Dich abstößt, so ziehe die Einsamkeit vor, aber gib Dich dann nicht zu sehr Deiner Phantasie hin. Ich verlange nicht, daß Du niemals träumst — nein, genieße das Vorrecht der Jugend und poetischer Gemüther, die prosaische Wirklichkeit im Reich der

Ideale zu vergessen; doch nicht im Uebermaß. Du könntest sonst leicht mit dem Leben zerfallen oder doch unfähig werden, es ganz aufzufassen und voll zu genießen."

Koch fand, als er Therese aufsuchte, daß sie ihn nicht vergessen hatte, und kehrte als glücklicher Bräutigam zurück. Die Leute wunderten sich zwar, als aber das bisherige Verhältnis zwischen ihm und Barbara fortbestand, hörten sie auf, drüber zu sprechen.

Barbara wollte in ihrer Vaterstadt eine Erziehungs-Anstalt gründen. Sie war dann nicht nur selbständig, sondern konnte auch Amanda bei sich haben. Der Gedanke und die Plane dazu beschäftigten sie und ihre Cousine und bildeten das Hauptthema ihrer Briefe. Auch fand Barbara in den Vorbereitungen zum Examen eine ihr wohlthätige Zerstreuung. Anhaltende Arbeit, geistige Thätigkeit ist ja die beste Beruhigung für schmerzlich aufgeregte Gefühle.

So verstrich der Herbst und ein Theil des Winters ziemlich schnell. Amanda empfand gegen Koch einen lebhaften Unwillen, doch war sie über die Aussicht, bald mit Barbara vereint zu sein, so entzückt, daß sie ihm endlich in ihrem Herzen vergab. — Sie hatte im vorigen Winter wegen der Trauer um ihre Mutter an keiner Lustbarkeit Theil nehmen können und mögen — in diesem Jahre würde sie den Vorschlag, einen Ball zu besuchen, nicht zurückgewiesen haben. Aber die Oekonomieräthin war durch ihre jüngste Tochter überzeugt worden, daß sie rauschende Vergnügungen nicht liebe und machte ihr daher nie ein solches Anerbieten. Amanda hätte gegen Sophie den Wunsch, mitzugehen, äußern können, aber dazu war sie zu stolz und dann wußte sie auch, daß Henriette sie noch mehr quälen würde; — also zog sie sich, selbst wenn im Hause Gesellschaft war, so viel als möglich zurück.

Bald nach Neujahr lernte Henriette einen jungen Mann kennen, der reich sein sollte, schön, geistreich, Offizier und vom Adel war. Vorzüglich wegen der beiden letzten Eigen-

schaften erschien er ihr als Lebensgefährte sehr wünschenswerth, und sie und ihre Mutter behandelten ihn darum mit sehr großer Zuvorkommenheit. Er besuchte oft ihr Haus und traf einige Mal — und nicht ganz zufällig — Amanda allein. Ihre Schönheit machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und er bemühte sich mit gutem Erfolge, während des Alleinseins mit ihr, die Einsilbigkeit zu überwinden, welche sie in der Gegenwart der Andern zeigte. Es gelang ihm, ihr volles Vertrauen zu erwerben. Er besaß die Sicherheit des Benehmens, welche auf junge Mädchen selten ohne Wirkung bleibt, hinreißende Beredsamkeit und viel Feuer.

Amanda war im achtzehnten Jahr, also für jeden Eindruck eben so empfänglich, als geneigt, an jeden, der ihr nicht geradezu mißfiel, nicht den Maßstab der Klugheit, sondern ihres warmen und großmüthigen Herzens zu legen. Sein ungezwungenes, vielleicht etwas selbstgefälliges Auftreten hielt sie für die Ueberlegenheit des Geistes und Charakters, welche ihr als Ideal der Männlichkeit erschien, und fühlte sich dadurch beherrscht. Er war der erste Mann, der sie auszeichnete, der, allein mit ihr, dem geringsten Wort eine tiefe Bedeutung gab, in dessen auf sie gehefteten Augen ein Feuer flammte, das ihr bisher fremd gewesen war. Das ist gewöhnlich entscheidend. Auch that ihr die Theilnahme wohl, welche er geschickt mehr verrieth, als zeigte — sie fühlte sich doch manchmal sehr niedergedrückt — und seine glänzende äußere Erscheinung blieb nicht ohne blendende Wirkung auf ihre Phantasie. Mit einem Wort, es vereinigte sich alles, ihn für sie gefährlich zu machen, da sie in der Einsamkeit Muße genug hatte, ihm alle möglichen Vorzüge und Vollkommenheiten anzudichten. Es überraschte sie zwar, ja, es verletzte sie sogar, daß er in Anderer Beisein viel fremder und zurückhaltender gegen sie war und vorzüglich, daß er fortfuhr, Henrietten eine große Aufmerksamkeit zu beweisen, aber sie wußte ihm dafür auch wieder Dank, denn seine öffentliche Huldigung hätte ihr doch Verdruß zugezogen. —

Mittlerweile nahm Barbara, unter dem aufrichtigsten Bedauern Aller und der herzlichen Betrübniß der Kinder, Abschied von Landraths. Koch war einige Tage vorher zu seiner Braut gereist. In der Hauptstadt der Provinz wollte sie sich einen Tag aufhalten, um verschiedene Einkäufe zu machen. Sie kam Nachmittags an und gieng sogleich aus. Man war im Februar, es war also früh Abend; die Dämmerung trat ein, als sie eben einen Laden verließ. Sie beeilte sich, ihren Gasthof zu erreichen, aber sie war fremd, und mußte sich den Weg weisen lassen. Das hielt sie auf, und es ward indes ziemlich finster. Nachdem sie sich vergebens nach einer Droschke umgesehen, zog sie den Schleier vor das Gesicht und beschleunigte ihre Schritte. Schon war sie an der Ecke der letzten Straße, als ihr plötzlich zwei Herren, die etwas betrunken zu sein schienen, entgegentraten und sie aufzuhalten versuchten. Erschreckt stieß sie einen leisen Schrei aus, und wollte ihnen ausweichen. In demselben Augenblicke näherte sich ein junger Mann, befreite sie von den Zudringlichen und bot ihr artig seine Begleitung, und als er sah, daß sie sehr aufgeregt war, auch seinen Arm an. Barbara war nicht gerade nervenschwach und besaß viel moralischen Muth, aber an solche Auftritte, in großen Städten nicht seltene Abenteuer, war sie nicht gewöhnt, und dann war sie auch ermüdet. Sie zitterte und schlug daher das Anerbieten ihres Beschützers nicht aus. Er sprach, um ihr Zeit zur Fassung zu geben, einige Worte über gleichgiltige Gegenstände, doch sie war viel zu verwirrt, um darauf einzugehen, und ehe sie sich gesammelt, hatten sie ihr Gasthaus erreicht. Er wohnte zufällig auch dort, und wollte es ihr eben sagen, als sie ihm in einigen Worten ihren Dank aussprach und schnell die Treppe hinaufgieng. Nachdenkend blieb er eine Minute stehen; er hätte gerne etwas von ihrem Gesichte gesehen, denn ihre Stimme war ihm aufgefallen, doch war es ohne Unbescheidenheit nicht möglich gewesen, weil der dichte Schleier es völlig verhüllt hatte.

Barbara lachte, als sie ausgeruht hatte, über ihre Furchtsamkeit und nahm sich vor, in einem ähnlichen Falle mehr Muth zu beweisen. Zu ihrem Bedauern war keine Vorstellung im Theater, also mußte sie den Abend so gut als möglich hinzubringen suchen. In ihrem Zimmer befand sich ein Flügel, und nachdem sie von dem aufwartenden Mädchen erfahren, daß in ihrer Nachbarschaft nur ein Zimmer besetzt, der Inhaber desselben aber ausgegangen sei, begann sie zu spielen. Sie vertiefte sich so in ihre Phantasien, daß sie die Rückkehr ihres Nachbars überhörte, und sang endlich auch einige ihrer Lieblingslieder. Es waren einfache Melodien, aber ihre reine Stimme und ihr tiefes Gefühl gaben ihnen einen erhöhten Reiz. Als sie geendet, entdeckte sie, daß sie einen aufmerksamen Zuhörer gehabt. Sie vernahm aus dem anstoßenden Zimmer auf der Violine Variationen über einige vorzüglich ansprechende Sätze aus ihren eben gesungenen Liedern. Sie bewunderte die Feinheit, den Geschmack und die Sicherheit des Spielers, aber die Innigkeit und Wahrheit der Empfindung in seinen Adagio's machte auf sie einen erschütternden Eindruck. Sie konnte lange nicht einschlafen und träumte dann, daß ihre Cousine und der unbekannte Geiger in Walhalla ein Conzert gaben.

Am andern Morgen erwachte sie spät und beeilte sich so sehr auszugehen, daß sie nach ihrem Nachbar zu fragen vergaß. In einem Putzgeschäfte traf sie zu ihrer Ueberraschung Koch, seine Braut und deren Mutter. Die beiden letzteren waren hieher gekommen, um die Ausstattung zu besorgen, Koch hatte sie begleitet. Barbara durfte nun nicht mehr daran denken, Nachmittags abzureisen. Therese wollte sich davon überzeugen, ob die ihr gespendeten Lobpreisungen Kochs nicht übertrieben seien, ihre Mutter wünschte dringend, daß sie ihnen bei der Wahl der verschiedenen Gegenstände beistehe, und Koch bat so sehr, daß sie sich nicht weigern konnte, bis zum andern Vormittag zu bleiben.

Den ganzen Tag hindurch wurden Läden besucht und

Merkwürdigkeiten in Augenschein genommen. Als es dunkelte, erinnerte man sich, daß im Schauspielhause ein Maskenball stattfinde. Es ward vorgeschlagen, ihn zu besuchen, und nach einigem Hin- und Herreden beschlossen, wenigstens auf einige Stunden hinzugehen; auch Barbara ward bewogen daran Theil zu nehmen. Nun wurden schnell Domino's besorgt und Erkennungszeichen verabredet. Hierauf fuhr Barbara nach ihrem Hotel, um sich umzukleiden und die gekauften Sachen einzupacken; die Oberförsterin, ihre Tochter und Koch thaten dasselbe. Weil ihr Logis von dem Barbara's weit entfernt, und es schon ziemlich spät war, wollten sie erst im Theater zusammentreffen.

Therese war heiter bis zum Uebermuth, und die Aussicht auf ein ihr ganz neues Vergnügen, welches ihr Bräutigam theilte, entzückte sie. Lachend eilte sie die Treppe hinab, that einen Fehltritt und verstauchte sich heftig den Fuß. Mit Mühe ward sie in's Zimmer zurückgebracht; an Gehen und gar Tanzen war vorläufig nicht zu denken. Der unerwartete Unfall verstimmte sie, brachte sie zum Weinen. Koch war über das Unglück und die Thränen seiner Angebeteten in Verzweiflung; sie ärgerte sich über ihre kindische Thorheit und weinte noch mehr. Als der Schmerz im Fuße nachließ, hatte sie Kopfweh und die Lust, den Maskenball zu besuchen, war Allen vergangen; auch war es nun schon zu spät. Koch hatte einen Boten mit der Meldung dieses Unfalles an Barbara geschickt, derselbe sie aber nicht mehr angetroffen.

Diese suchte indessen vergebens ihre Bekannten unter den sie umgebenden Masken. Sie fühlte sich in dieser fröhlichen, phantastisch gekleideten Menge sehr einsam und bereuete es, Theresens Bitten nachgegeben zu haben. Diese Reue währte aber nicht lange; bald vergaß sie, an das unerklärliche Ausbleiben der drei Personen zu denken.

Ein Domino von mittlerer Größe forderte sie nämlich zum Tanz auf, und bald machte sie die Bemerkung, daß er ihr nicht

ganz fremd sei. Auch ihm klang ihre Stimme bekannt, und nach wenigen Worten ergab es sich, daß er nicht nur ihr Beschützer vom vorigen Abend sei, sondern daß sie auch als Wandnachbarn gegenseitig ihr musikalisches Talent bewundert hatten. Der junge Mann war nicht so vergeßlich gewesen, als Barbara: er hatte sich nach ihr erkundigt, ihren Namen Seydler erfahren, und war wieder sehr nachdenklich geworden, als er den Ort nennen hörte, wohin sie reiste.

Beiden war es, als seien sie alte und vertraute Bekannte. An Anknüpfungspuncten fehlte es ihnen nicht, und sie sprachen lebhaft und unbefangen über die verschiedensten Gegenstände. Scherz und Ernst wechselten in rascher Folge. Barbara war angenehm erregt von diesem zufälligen Zusammentreffen und ward beredter, als sie es je gewesen. Ihr Tänzer veranlaßte sie, den Reichthum ihres Geistes, die Liebenswürdigkeit ihres Gemüthes zu entfalten. Er verrieth so viel Geist und dabei eine so echt poetische Anschauungsweise, eine Frische und Tiefe des Gefühles, daß sie sich gestehen mußte, noch nie einen so interessanten Mann gesehen zu haben. Uebrigens trug auch eine äußere Kleinigkeit dazu bei, ihre Stimmung zu erhöhen, es war — die Maske.

Sie blieben die folgenden Tänze hindurch beisammen, und einige Stunden entschwanden im Fluge. Der junge Mann, der sich Arnold genannt hatte, äußerte endlich mit fast naiver Aufrichtigkeit, daß er bisher noch keinen Menschen gefunden, dessen Unterhaltung ihn so sehr angezogen habe, als die ihrige, und sprach die Hoffnung aus, daß ihre Bekanntschaft nicht mit diesem Abend enden würde. Ihre Antwort, daß sie schon andern Morgen abreise, machte ihn still und nachdenklich, doch nur für einen Augenblick. Bald gewann er seine Lebhaftigkeit wieder, indessen blieb das Gespräch jetzt nicht leicht und scherzend, sondern war ernster und bedeutender.

Er hatte vorhin Barbara nach ihrem Vornamen gefragt, und sie sich im Scherz Amanda genannt. Sie stand in dem

Augenblicke unter dem Einfluße der Schwäche, deren sie sich wohl bewußt war. Es ist oft die Eigenthümlichkeit hoher Naturen, daß sie das Schwere leichter überwinden, als eine Kleinigkeit. Barbara beklagte im Stillen oft, daß ihr der Name ihres Geburtstages gegeben worden war.

Sie und Arnold hatten sich aus dem geräuschvollen Gedränge in einen entfernten Theil des Sales zurückgezogen, und er nahm hier ein wenig die Maske ab. Barbara betrachtete ihn aufmerksam. Hatte sie dies nicht regelmäßig schöne aber belebte und ausdrucksvolle Gesicht, das von leuchtenden blauen Augen beseelt und von dunkelblondem Haar umrahmt war, denn schon gesehen oder davon geträumt?

„Sie heißen also Arnold?“ fragte sie zweifelnd.

Er lächelte, antwortete aber bejahend.

Sie hatte erklärt, nicht bis zur allgemeinen Demaskierung zu bleiben, er bat sie also, sich jetzt, wenn auch nur für einen Augenblick, der bei der Hitze sehr lästigen Larve zu entledigen. Barbara lehnte es ab, wie sie vorher die angebotenen Erfrischungen freundlich, aber fest ausgeschlagen hatte. Du wirst es ihr gewiß verzeihen, lieber Leser, daß sie, obgleich mit vielen großen Vorzügen begabt, immer ein Weib blieb. Es war ihr peinlich, daß ihre Häßlichkeit einen dunkeln Schatten auf das Bild werfen sollte, welches in der Erinnerung Arnold's haften würde, sie wollte nur einen angenehmen Eindruck in seiner Seele zurücklassen.

Er bestand nicht auf seiner Bitte, fragte aber, ob er an sie schreiben dürfe. Sie gestattete das unter der Bedingung, daß er sie nicht aufsuche, wenn ihn der Zufall einmal nach ihrem Wohnorte führte. Er versprach vorher Erlaubniß zu einem Besuch einzuholen.

„Sie müssen dann aber nicht an Amanda, sondern an Barbara Seydler adressiren, denn ich heiße Barbara,“ bemerkte sie darauf. „Mir mißfällt mein Name so sehr, daß ich vorhin den meiner Cousine als den meinigen nannte.“

„Wenn Sie es wollen, werde ich auf die Adresse Barbara setzen," antwortete er. „Aber niemals werde ich Ihnen in meinen Gedanken einen so harten, häßlichen Namen geben. Er paßt zu der Harmonie Ihres Wesens so wenig, daß ich nicht begreife, warum Sie nicht lieber einen besser klingenden wählen, um mich zu necken."

Der Vorname ist in den Begriffen der meisten Menschen auf's Innigste mit ihrer Persönlichkeit verwebt. Ist er nicht schön oder sehr allgemein, so bedauern sie es fast nicht weniger, als einen andern Mangel; daß er häßlich gefunden wird, berührt seinen Träger eben so unangenehm, als Spott über ein Gebrechen, oder Tadel wegen eines Fehlers. In Barbara's Vorstellung verband sich seit ihrer Kindheit der Klang ihres Namens mit dem Gedanken an ihre Häßlichkeit; sie konnte jenen nie nennen hören, oder selbst aussprechen, ohne an diese gemahnt zu werden. Sie hatte den ganzen Abend nicht daran gedacht, daß sie sonst von vielen harmlosen Freuden ausgeschlossen, ja, daß sie aus den Reihen der Glücklichen verstoßen war. Es schien, daß die Maske, indem sie ihre Häßlichkeit den Andern verbarg, ihr selbst das Bewußtsein derselben genommen, und ihr Ansprüche gegeben hatte auf alles, was ihr sonst verkümmert worden: auf den unbefangenen Frohsinn der Jugend, auf Glück und Lebensgenuß. Ihr war wie Einem, der so lange gefangen gewesen, daß er seine Fessel fast als einen Theil seines Wesens betrachtete und mit muthiger Ergebung trug, und der plötzlich, ihrer entledigt, sich von dem vollen Strome der Freiheit umgeben, getragen, durchgeistigt fühlt. Sie hatte sich dem Reize des Augenblickes ganz hingegeben, und fühlte sich nun durch die Erinnerung an die Wirklichkeit sehr peinlich berührt. Ernst versicherte sie, daß sie wirklich Barbara heiße. Arnold wunderte sich über diese Hartnäckigkeit, lächelte indessen nur und sprach von etwas anderem.

Barbara aber konnte die vorige Stimmung nicht recht wiederfinden und verließ bald darauf den Ball. Er suchte sie

zwar zu längerem Verweilen zu bewegen, als es jedoch vergebens war, besorgte er ihr einen Wagen. Sie war tiefer ergriffen, als sie zeigen mochte, und kürzte den Abschied so viel als möglich ab. Er mahnte sie an das Versprechen, seine Briefe zu beantworten.

„Sie bleiben für mich immer Amanda!" sagte er zuletzt leise und mit einem innigen Händedruck.

Barbara gelangte wie im Traume nach ihrem Gasthofe. Die Beleuchtung, die Musik, die Masken, der Lärm — alles schwamm ihr vor den Augen und brauste ihr in den Ohren, aber jeder andere Eindruck war von dem beherrscht, den seine letzte Aeußerung und die warme Berührung seiner Hand auf sie gemacht hatte. Ein sechszehnjähriges Mädchen wäre davon nicht mehr verwirrt worden, aber sie war in Angelegenheiten des Herzens auch noch sehr jung, besaß darin wenigstens keine praktische Erfahrung.

Sie hörte nach einiger Zeit, daß Arnold zurückkam. Er war zum Schlafe auch zu aufgeregt, und hatte in ihrem Zimmer noch Licht gesehen, also griff er nach der Violine, um ihr ein Ständchen zu bringen. Sein Spiel war so gedämpft, daß es Niemand störte, aber Barbara war von ihm ja nur durch eine Wand getrennt, es entgieng ihr also kein Ton. Die leisen, wehmüthigen und schmelzenden Töne ergriffen sie noch tiefer, überwältigender, als sein Spiel am vorigen Abend, aber sie übten zugleich eine beruhigende Wirkung. Die Spannung und Aufregung ihrer Gefühle löste sich in Thränen auf, und sie weinte sich sanft in den Schlaf.

Am folgenden Morgen war sie kaum angekleidet, als Koch und Therese erschienen, um die Ursache des Ausbleibens vom Ball zu erklären und sie zur Post zu begleiten. Arnold ward durch ihre Stimme aus dem Schlafe geweckt, ehe aber seine Toilette beendet war, giengen sie die Treppe hinunter. Er eilte an's Fenster, um seine anziehende Bekannte zu erblicken, doch verbarg ihm der Hut ihr Gesicht.

Als sie von Koch und seiner Braut unter gegenseitigen Freundschaftsversicherungen und Einladungen zu Besuchen Abschied genommen hatte und nun neben einem dicken Herrn, der süß schlummerte, im Postwagen gerüttelt wurde, trat bei Barbara die nüchterne Ueberlegung an die Stelle der poetischen und romantischen Gemüthsverfassung vom vorigen Abend. Sie bereute es, die Maske nicht abgelegt und Arnold durch den Anblick ihres Gesichtes jede Illusion benommen zu haben. Wenn er sich, was bei einem so phantastischen Menschen wohl zu fürchten war, einen hohen Begriff von ihrer Schönheit machte und sich in Gedanken viel mit ihr beschäftigte, mußte ihm die Enttäuschung nicht sehr schmerzlich sein? Sie machte sich bittere Vorwürfe über ihre Thorheit, doch da sie keine Freundin fruchtloser Selbstmarter war, so beruhigte sie sich auch nach einiger Zeit wieder, indem sie sehr vernünftig schloß, daß ein Gespräch von wenigen Stunden keinen bleibenden Eindruck auf einen jungen Mann machen könne, der mit vielen Menschen in Berührung kommt. Von dem Briefwechsel versprach sie sich viel Genuß, meinte aber doch, derselbe werde nicht lange dauern.

Wenn Arnold diesen Maskenball schnell vergißt, so ist das gewiß am besten, dachte sie endlich resigniert. Mir aber wird er ein Glanzpunct meines Lebens sein, und die Erinnerung an ihn soll mich alles vergessen machen, was mir wehe thut."

Sie unterdrückte den bittern Gedanken, warum denn gerade sie so häßlich sein müsse, wie den Seufzer, welchen er ihr erpressen wollte, und bemühte sich, nur an Amanda und die Einrichtung ihrer Schule zu denken. Aber so sehr sie auch gewohnt war, ihren Ideengang zu beherrschen, konnte sie es doch nicht verhindern, daß sich nicht zuweilen eine Erinnerung von gestern hineinmischte.

Den Tag ihrer Ankunft hatte sie Amanda nicht bestimmt; diese erwartete sie noch nicht und flog ihr daher mit einem Ausruf der Ueberraschung und des Entzückens in die

Arme. Ihre Verwandten waren eben in's Theater gegangen, und beide Mädchen daher ungestört. Sie hatten sich seit langer Zeit nicht gesehen und einander unendlich viel zu fragen und zu erzählen. Nach einiger Zeit entfernte sich Amanda auf einen Augenblick, und Barbara stützte den Kopf in die Hand, wie sie es oft zu thun pflegte.

Herr von Bedersdorf hatte Amanda seit mehreren Tagen nicht ohne Zeugen gesprochen; die bevorstehende Ankunft ihrer Cousine war ihm zwar bekannt, doch hielt er sie nicht für so nahe. Er wußte die Oekonomieräthin und ihre Töchter im Theater, und darum kam er, um bei günstiger Gelegenheit Amanda seine Gefühle zu gestehen. Barbara hatte ihm den Rücken zugewendet, und da ihre Figur, die Farbe des Haares und die Art, dasselbe zu tragen, der ihrer jungen Cousine ganz gleich war, hielt er sie für dieselbe und trat leise näher.

„Amanda — Geliebte — woran denkst Du?“ flüsterte er zärtlich und beugte sich zu ihr nieder. „Ah — Donnerwetter!“ rief er aber — prallte entsetzt zurück und blieb dann, wie von einem Medusenblick getroffen, mitten im Zimmer stehen, als Barbara sich bei seiner vertraulichen Anrede erstaunt umwandte.

Amanda's Eintritt endete die für beide unbehagliche Situation. Sie stellte ihre Cousine dem Offizier vor, und er bot alles auf, um angenehm und liebenswürdig zu erscheinen. Das wollte ihm indessen nicht gelingen; er fand seine gewöhnliche Sicherheit nicht wieder und begieng einen Mißgriff nach dem andern. Um bei Barbara den früheren Eindruck zu verwischen, sagte er ihr Schmeicheleien, und um die ersten Worte, welche sie gehört, zu motivieren, nahm er gegen Amanda eine gewisse Vertraulichkeit an, welche jene befremdete und diese doppelt verletzte, einmal, weil sie sich nicht bewußt war, ihm ein Recht darauf gegeben zu haben und dann, weil sie sich seines Benehmens schämte. Barbara's Ruhe, ihr feines Lächeln bei seinen verbindlichen Redensarten, ihr durchdringender Blick, der überrascht und prüfend auf ihm haftete, verursachte ihm

Unbehaglichkeit. Er suchte seine Verlegenheit unter der Miene und dem Tone sorgloser Heiterkeit zu bergen. Endlich sah er ein, daß er überflüssig sei, und empfahl sich verstimmt und beleidigt.

Amanda mußte nun ausführlich beichten. Sie war verwirrt und gedemüthigt, verhehlte es aber nicht, daß Bedersdorf ihr sehr theuer sei. Die Rückkehr der Oekonomieräthin und ihrer Töchter unterbrach Barbara's Bemühungen, sie zu beruhigen.

Beide Cousinen bezogen am andern Tage eine Wohnung, die schon früher gemiethet worden. Barbara hatte eine Summe erspart, welche zur ersten Einrichtung hinreichte. Ihre Anstalt kam bald in Ruf, gewährte ihr Beschäftigung und hinreichendes Einkommen und brachte sie auch in nähere Berührung mit einigen liebenswürdigen Familien. Mit ihren Verwandten stand sie in freundlichem Vernehmen, suchte sie aber nicht auf, und ward auch von ihnen nicht sehr aufgesucht. Die Oekonomieräthin konnte es ihr nicht verzeihen, daß sie immer für ihre Person jede Unterstützung ausgeschlagen und nun auch Amanda ihrem großmüthigen Schutz entzogen hatte. Und doch fühlte sie sich gezwungen, ihren Unabhängigkeitssinn zu achten.

Amanda hatte eine schwere Prüfung zu bestehen. Sie erfuhr nach einiger Zeit, daß Bedersdorf, den sie nur flüchtig wieder gesehen, um Henriette geworben und ihr Jawort erhalten habe. Seine zerrütteten pecuniären Verhältnisse geboten ihm, eine reiche Frau zu wählen. Verschiedenes, was Amanda über seinen Charakter und seine Lebensweise hörte, bewies ihr, daß sie sich in ihm geirrt und seinen Werth unendlich überschätzt hatte. Diese Enttäuschung war für sie sehr schmerzlich, und wenn auch ihr Stolz sie aufrichtete, und Barbara's Zärtlichkeit einen wirksamen Trost enthielt, so hatte doch das Dasein den schimmernden Glanz für sie verloren, die Erfahrung den Blütenstaub von den Schwingen des Lebensgenusses gewischt. Sie theilte mit Barbara die häuslichen

Geschäfte, gab einige Stunden und beschäftigte sich sehr eifrig, das nachzuholen, was sie auf dem Lande nicht hatte lernen können. Allmählich gewann sie auch ihre verlorne Heiterkeit wieder und war gern in Gesellschaft, aber die Huldigungen der Männer ließen sie gleichgiltig. Sie war fest entschlossen, nach dieser unglücklichen Liebe nie einer andern Raum in ihrem Herzen zu geben; dieses sollte ganz von Barbara ausgefüllt bleiben.

Arnold Warnstedt hatte schon in seiner zartesten Jugend ein außergewöhnliches musikalisches Talent verrathen. Sein Vater, einer der angesehensten und reichsten Banquiers in einer Residenz, hielt ihm die besten Lehrer und war stolz darauf, daß der kleine Virtuose in seinen glänzenden Abendgesellschaften enthusiastisch bewundert ward. Die Eitelkeit des Knaben wäre dadurch zu seinem Nachtheil genährt worden, wenn nicht plötzlich eine Katastrophe ihn aus seiner bisherigen glänzenden Lage gerissen und seinem Streben eine höhere Richtung gegeben hätte. Sein Vater war ein besserer Gesellschafter als Geschäftsmann; er hielt sein Vermögen für unerschöpflich, sein Haus für unerschütterlich fest begründet. Er spielte hoch und gewöhnlich unglücklich, hielt offene Tafel und die schönste Equipage in der Stadt und machte mit seiner Frau und seinem Sohne weite und kostspielige Reisen. Das Geschäft ward indes von seinen Leuten zu ihrem Besten geleitet. Bedeutende Verluste trafen ihn, ohne daß er sich darum kümmerte. Eines Tages aber ließ ihn der Bankerott eines befreundeten Hauses entdecken, daß sein Vermögen völlig ruiniert sei, und er sich nicht länger halten könne. Er erschoß sich und hinterließ eine ungeheuere Schuldenmasse.

Seine Frau war von zarter Körperconstitution, schön, witzig und gesellig; sie hatte sich bisher leicht von den Wellen des Lebens dahin tragen lassen, ohne je an etwas anderes zu denken als an Genuß. Als jetzt das Elend in vielfacher Gestalt über sie hereinbrach, der Mann, mit dem sie so lange glücklich

gelebt, so plötzlich und so furchtbar endete, als zu den Schrecken und Demüthigungen der Armuth auch die Schande hinzukam, die Gattin eines Selbstmörders und Bankerottierers zu sein — zeigte sie einen Muth, den niemand von ihr erwartet hätte. Die Mutterliebe ward ihr zur Aegide gegen die Verzweiflung und gab ihr Kraft, nicht nur gefaßt zu ertragen, sondern auch noch dem Leben einen hohen Reiz abzugewinnen. Ihre zahlreichen Freunde verließen und verläugneten sie, wie das ja im Unglück gewöhnlich zu geschehen pflegt; nur wenige blieben ihr treu und diese verschafften ihr einige Schüler. Die Fertigkeit im Clavierspiel, welche einst von allen Bekannten gepriesen worden, schützte sie und ihren Sohn vor Mangel.

Arnold, ein verständiger und tieffühlender Knabe, fand in der plötzlichen Veränderung seiner Verhältnisse viel Stoff zum Nachdenken. Er war noch zu jung, um den ganzen Umfang und die ganze Bedeutung dieses Wechsels zu erkennen; er für seine Person empfand kaum, daß es anders war, als sonst, denn seine Mutter bemühte sich, ihn so wenig als möglich entbehren zu lassen, und Kinder gewöhnen sich ja leicht an alles. Aber er hörte und sah, daß man ihn und seine Mutter entweder beklagte, oder daß die Achtung und Zuvorkommenheit, welche ihnen sonst jedermann erwiesen hatte, der Gleichgiltigkeit oder gar der Geringschätzung gewichen war. Das lastete erdrückend auf seiner jungen Seele, bis ihn seine Mutter, durch den ihm sonst fremden Tiefsinn geängstigt, zum Geständniße seines stillen Kummers veranlaßte. Sie suchte ihn damit zu beruhigen, daß er einst als Mann durch seine Tüchtigkeit eine Stellung erringen werde, die sie und ihn zu glücklichen und geachteten Menschen machen werde, und er faßte diese Idee feurig auf. Er hatte seine Mutter immer geliebt, aber je mehr er begriff, welchen seltenen Muth sie, und hauptsächlich seinetwillen, bewiesen habe, desto mehr wuchs seine Zärtlichkeit, endlich betete er sie mit aller schwärmerischen Begeisterung eines glühenden und dichterischen Gemüthes an. Der Gedanke sie zuerst der

Musikstunden zu überheben, welche ihre leidende Gesundheit noch mehr schwächten, und dann so viel Geld zu erwerben, um alle Schulden seines Vaters zu bezahlen, beschäftigte ihn wachend und träumend, war das Ziel seines rastlosen Strebens. Sein alter Lehrer auf der Violine hatte den Unterricht unentgeldlich fortgesetzt, weil es ihm leid that, daß seine ausgezeichneten Anlagen unentwickelt bleiben sollten. Bald übertraf der Schüler den Lehrer. Nun litt es Arnold nicht länger, daß seine Mutter sich anstrengte; er gab so viel Violinstunden, als der Besuch des Gymnasiums ihm gestattete. Einige wohlhabende Personen wurden auf das Spiel des jugendlichen Lehrers aufmerksam, er fand Aufmunterung und Unterstützung, trat in Conzerten auf und erntete großen Beifall. Jetzt war er glücklich, daß seine Mutter sich nicht mehr mühen durfte, und errang immer glänzendere Erfolge. Wer aber war glücklicher als seine Mutter? Ihr Liebling war geehrt, ausgezeichnet, bewundert und er legte seine Triumphe mit kindlicher Zärtlichkeit in ihren Schooß; alles erhielt für ihn nur dadurch einen so hohen Werth, daß es sie erfreute.

Mehrere Jahre genoß Arnold's Mutter den sich immer weiter verbreitenden Ruhm ihres Sohnes mit stolzer Genugthuung, dann starb sie an einem Brustleiden, zu dem schon die Umwälzung ihrer Verhältnisse den Keim gelegt hatte. Ihr Tod rieß in Arnold's Leben eine, wie es ihm schien, unausfüllbare Lücke. Er fühlte sich unsäglich einsam und verlassen. Die eine große Aufgabe seines Lebens war erfüllt, ihm blieb nur noch die andere übrig, die: so viel Geld zu erwerben, um den Namen seines Vaters wieder zu Ehren zu bringen. Diese Pflicht ließ ihn über seinen Verlust nicht verzweifeln, sie söhnte ihn auch einigermaßen mit etwas aus, das ihn sonst unerträglich gedünkt hätte. Er war als echt poetische Natur völlig erhaben über Berechnung und Gewinnsucht, ja, er schätzte für seine Person den Besitz nicht nach seinem wahren Werthe. Glühender Enthusiast für seine Kunst, schien es ihm eine Herabwürdi-

gung derselben, sie um Geld auszuüben. Er konnte sich selbst und die Welt um sich her über seinem Instrument vergessen, verlieren; alles, was in seiner Brust bebte und wogte, alle Ahnungen, Träume, Hoffnungen und Wünsche seines Herzens strömte er in sein Spiel aus; seine ganze Seele verschwamm, verschmolz darin. Es quälte und verstimmte ihn oft, daß er sein innerstes Ich, das in seinen Melodien klang, wie das Licht sich in den Farben des Regenbogens bricht, öffentlich preisgeben mußte, es schien ihm sogar zuweilen schmachvolle Entweihung, diesen Erguß seiner Gefühle, diese Schwingungen seiner Seele, zu verkaufen. Seine Eitelkeit, überhaupt nicht groß, war längst gesättigt. Die stürmischen Beifallsbezeigungen, die begeisterten, oft an Wahnsinn gränzenden Huldigungen, womit er überschüttet ward, hatten so lange einigen Werth für ihn gehabt, als sie das Glück seiner Mutter erhöhten; nach ihrem Tode mahnten sie ihn nur an die geräuschlose, aber wahre und dauernde Liebe, welche er nun entbehrte — darum verletzten sie ihn häufig, widerten ihn manchmal sogar an.

Ein echter Künstler stimmt die Menschenherzen wie die Saiten seines Instruments, entlockt ihnen jeden beliebigen Accord, reißt sie unaufhaltsam mit sich fort, übt auf sie eine, dem Verstande unerklärliche, allgewaltige, fast zauberhafte Wirkung. Arnold war für das stolze Gefühl seiner Macht nicht unempfänglich, aber es befriedigte ihn nicht.

Auf seinen vielen und großen Reisen hatte er verschiedene bedeutende Männer kennen gelernt und in einem ungezwungenen Gedankenaustausche Genuß und Bereicherung seines Geistes gefunden, aber von keinem hatte er sich ganz begriffen gefühlt, also hatte ihm auch keiner unbedingtes Vertrauen eingeflößt.

Eine Menge junger Mädchen und Frauen empfand eine lebhafte Theilnahme für ihn, vielleicht wäre er nicht abgeneigt gewesen, unter denselben eine zu suchen, die ihn mit innigeren Banden an das irdische Sein knüpfe, denn die Verehrung für seine Mutter ließ ihn deren ganzes Geschlecht sehr hoch stellen.

Doch verhinderte seine Empfindlichkeit jedes zärtliche Verhältniß.

Der Zufall führte ihn endlich mit Barbara zusammen. Er sagte ihr, daß ihr Gesang ihn mehr angesprochen habe, als der großer Sängerinnen. Hiervon kam die Rede auf einige Celebritäten des Tages und auf die fast allgemeine Begierde, ausgezeichnet und gefeiert zu werden.

„Diese Berühmtheit scheint mir nicht sehr wünschenswerth," äußerte sie. „Es muß allerdings schön sein, Tausende in athemlose Spannung zu versetzen und ihre Empfindungen nach seinem Willen zu lenken; auch mag der laute Beifall, die begeisterte Anerkennung der Menge einen hohen, berauschenden Genuß gewähren: allein ich glaube nicht, daß man davon befriedigt sein kann. Wenn ich wählen dürfte, zöge ich das erhebende Bewußtsein, etwas gethan oder geschaffen zu haben, das noch in fernen Jahrhunderten dauert, unbedingt einer Reihe von Erfolgen vor, die groß und glänzend sind, aber doch den Augenblick nicht überleben."

Diese Worte erschlossen ihr Arnold's volles Vertrauen. Er bedauerte es aufrichtig, daß sie schon abreiste, hoffte aber in dem verabredeten Briefwechsel Entschädigung für ihre Entfernung zu finden. Er hätte ihr Gesicht sehr gerne gesehen, um zu wissen, ob es dem übrigen entspreche. Bei einem plötzlichen Gedränge war ihr der Domino fast von den Schultern gerissen worden, und seitwärts hinter ihr stehend, sah er ihre schöne Gestalt frei von der faltenreichen Hülle. Alles, was er sonst noch von ihr wahrnahm, das sprechende Auge, die melodische Stimme, stelbst die kleine Hand, fand er bewunderungswürdig, also stellte er sich ihre Züge mindestens sehr einnehmend vor. In ihrer ganzen Erscheinung lag etwas, das ihn an eine flüchtige Begegnung mit einem jungen Mädchen mahnte, deren er sich noch immer gern erinnerte. Sie nannte sich Amanda Seidler, die Anfangsbuchstaben ihres Namens waren also A. S., und der Wohnort traf auch zu. Er sagte ihr nur seinen Vornamen,

und der Zweifel, den sie bei seiner Demaskirung verrieth, befestigte ihn in seiner vorgefaßten Meinung. Es ärgerte ihn fast, daß sie ihn nicht erkannte, darum wollte er für sie so lange der unbedeutende Musiklehrer bleiben, für den er sich ausgegeben hatte, bis er sie aus ihren Briefen näher würde kennen gelernt haben.

Nach einigen Wochen schrieb er an sie und erzählte ihr seine Lebensgeschichte der Wahrheit gemäß, nur seine glänzenden pecuniären Verhältnisse verschwieg er, wie den außerordentlichen Ruf, den er sich erworben hatte. Barbara fand in seinem Schicksal eine gewisse Aehnlichkeit mit dem ihrigen, was nämlich den Bankerott der Väter betraf. Auch fühlte sie sich durch den ruhigen Ton seines Schreibens bewogen, ein wenig von der sich selbst gelobten Strenge abzugehen, und antwortete ihm sehr freundlich. Sein zweiter Brief war sehr herzlich, doch durchaus in den Schranken allgemeiner Achtung gehalten.

Indes hatte Amanda ihren Schmerz so weit überwunden, um nicht nur Theilnahme an der für ihre Cousine anziehenden Bekanntschaft zu zeigen, sondern auch wirklich zu fühlen. Sie ließ sich das Aeußere Arnold's genau beschreiben, und hatte nun keinen Zweifel, daß er der Violonist sei, der sie einst mehrere Wochen hindurch beschäftigt hatte. — Barbara lächelte über die Anonymität, in welche er sich gehüllt; sie schrieb ihm in ihrem nächsten Briefe, daß sie ihn kenne und schon im vorigen Herbste durch ihre Cousine Amanda von ihm gehört habe. Er hielt sie um so mehr für diese Amanda und ihre Behauptung, deren Cousine zu sein, für eine kleine Revange.

Die Correspondenz währte fort und ward immer freundschaftlicher. Er vertraute ihr ohne Rückhalt alles an, was ihn anregte, beschäftigte, erfreute und verletzte. Ihre milde Klarheit und ihre warme Theilnahme that ihm sehr wohl, ebnete die unruhigen Wogen seines Innern, beschwichtigte die Bitterkeit, zu welcher der grelle Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und der Idee, zwischen dem Können und dem Wollen, seinen

reizbaren Charakter stachelte. Er schickte ihr die Lieder, Tänze und größeren Musikstücke, die er componierte, und ihr tiefempfundenes und durchdachtes Lob freute ihn mehr, als der stürmische Applaus aller seiner Bewunderer. Ein tadelndes Wort schmerzte ihn nicht, denn es bewies nur, daß sie ihm aufrichtig ergeben war, und ward ihm zu einem schätzbaren Fingerzeige. Der ruhige Ton seiner und ihrer eigenen Briefe täuschte sie über ihre Gefühle. Als sie dieselben endlich erkannte, wollte sie den Briefwechsel abbrechen, allein der Gedanke, daß ihr Einfluß heilsam auf ihn wirke, hielt sie davon zurück. Daß sie Eindruck auf sein Herz gemacht, glaubte sie lange nicht, endlich sah sie ein, daß sie sich auch hierin geirrt habe. Seine Sprache ward allmählich herzlicher und inniger, seine Aeußerungen überschritten bereits die Grenzen der Freundschaft. — Sie sprach sich in demselben Grade vorsichtiger und zurückhaltender aus, als er wärmer ward, und litt nun tausendfach, weil sie ihn dadurch verletzte. Seine Fragen wegen ihrer Kälte beantwortete sie ausweichend, seine Vorwürfe gar nicht. Was sollte sie ihnen auch entgegensetzen?

Amanda hatte seine Briefe gelesen, seine Compositionen gesungen und gespielt und mit Barbara von ihm gesprochen. Sie fühlte es längst, daß ihre Neigung für Bedersdorf nur eine Verirrung ihrer Phantasie gewesen sei, daß sie nur Arnold wahrhaft lieben könnte. Mit sich selbst beschäftigt, gieng Barbara nicht näher auf den Seelenzustand ihrer Cousine ein. Amanda bestärkte sie auf jede Weise in dieser Voraussetzung.

Es war Herbst, zwei Jahre nach dem ersten Zusammentreffen Arnold's mit Amanda. Er hatte jetzt seines Vaters Schuld bezahlt, und frei von dieser Verpflichtung, legte er nun jede Zurückhaltung ab. Mit der Beredsamkeit der Liebe bat er Barbara um die Erlaubnis, zu ihr kommen zu dürfen. Er verlangte kein Geständnis der Gegenliebe, denn er war überzeugt, daß sie ihn lieben müsse,

Barbara empfand neben dem höchsten Entzücken die furchtbarste Qual. Sie hatte in ihrer Jugend und viele Jahre lang, ihr Herz durch die Vernunft beherrscht und zum Schweigen gebracht, jetzt aber forderte es laut, gebieterisch sein Recht. Es empfand noch so lebendig und glühend! Aber nicht allein ihr Gefühl sprach hier; sie achtete und bewunderte ihn, sie liebte ihn mit ihrer Vernunft, ihrem Geiste, mit ihrem ganzen Ich. Und er liebte sie eben so ausschließlich als sie ihn, mit derselben unbegrenzten, aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangen Hingebung! War das nicht Grund zu einem Schwindel des Entzückens, einer Empfindung der Seligkeit? —

Endlich mußte sie sich zu einer Antwort entschließen. Sie schrieb ihm kein Wort von Liebe, aber viel von Achtung und Freundschaft. Dann äußerte sie ihre bittere Reue darüber, daß sie ihm auf jenem Ball nicht ihr Gesicht gezeigt; die auffallende Häßlichkeit desselben hätte ihn vor seiner beklagenswerthen Schwärmerei bewahrt. Sie versicherte wiederholt, daß sie wirklich so abstoßend sei, um jedem Abneigung einzuflößen, und bat dringend, er möchte ihr den Schmerz und die Demüthigung ersparen, ihn vor ihrem Anblicke zurückschrecken zu sehen. Sie gab ihm zu bedenken, daß ihr bisheriges freundschaftliches Verhältniß durch seinen Besuch für immer erschüttert werde, und darnach nicht mehr der vertraute Ideenaustausch stattfinden könne, welcher ihnen beiden Genuß gewährt habe. Auch sagte sie ihm, daß sie, selbst wenn sie minder häßlich wäre, nicht für ihn passen würde, weil sie mehrere Jahre älter sei, als er.

Arnold antwortete vorwurfsvoll, ob sie ihm zumuthen dürfe, daß irgend ein äußerer Eindruck seine tiefe, innige Ergebenheit vermindern werde. Wenn sie so unschön wäre, als kein anderes menschliches Wesen und mit allen physischen Gebrechen behaftet, würde ihm die Schönheit und der Reichthum ihres Innern die körperlichen Mängel verdecken und verklären, und sie immer die Einzige sein, die er lieben, in der er sein Glück finden könnte. Er bemerkte, die jugendliche Frische ihrer An-

schauungsweise sei die beste Widerlegung ihrer Behauptung, nicht mehr jung zu sein.

Seine Betheuerungen waren ganz aufrichtig. Er glaubte fest, daß nichts das strahlende Bild verdunkeln könne, das er von ihr in seinem Herzen trug, und war überzeugt, daß es ihn durchaus nicht unangenehm berühren würde, wenn ihr Gesicht auch wirklich häßlich sein sollte. Nebenbei hegte er aber auch den Gedanken, daß sie ihn nur prüfen wolle und hörte nicht auf, ihrer inneren Persönlichkeit, die sich in ihren Briefen so strahlend offenbarte, eine liebliche körperliche Hülle zu geben. In ihrem letzten Briefe fand er kein Verbot, zu kommen, also reiste er zu ihr, bald nachdem er seine Antwort abgesendet hatte. Ernstlichen Unwillen fürchtete er durch diesen Schritt nicht zu erregen, und dann hoffte er auch mit der Kühnheit eines Liebenden, selbst ihren Zorn leicht beschwichtigen zu können.

In ihrem Wohnort angekommen, ließ er sich den Weg zur Seidler'schen Töchterschule beschreiben und eilte dorthin. Plötzlich sah er in einiger Entfernung vor sich eine Dame gehen, deren Anblick den Schlag seines Herzens wie seinen Schritt beschleunigte. Ihre Größe, ihr Gang, selbst der Mantel und der Hut mit dem dichten, diesmal aber nicht herabgelassenen Schleier, mahnte ihn an den Abend, an dem er Barbara einen kleinen Dienst erwiesen hatte, und eine innere Stimme sagte ihm, daß sie es sei. Jetzt war er neben ihr und wollte sie anreden. Durch das Geräusch seiner Tritte aufmerksam gemacht, wendete sie in diesem Augenblick den Kopf nach ihm, und er sah in ein häßliches nicht mehr jugendliches Gesicht, aus dem ihn ein paar tiefliegende dunkle Augen mit einem, ihm unerklärlich, fast unheimlich scheinenden Ausdruck anstarrten. Er erschrack, faßte sich jedoch sogleich und sagte artig: „Entschuldigen Sie, Madame, ich hielt Sie für eine Bekannte.“ Hierauf schritt er schnell weiter, indem er über seine Thorheit lächelte, die ihm in jeder schöngewachsenen Dame das Ideal seines Herzens vermuthen ließ.

In dem bezeichneten Hause klopfte er an die erste Thür.

Es blieb drinnen still, also öffnete er und trat ein. Im Zimmer war niemand, auch nicht in dem nächstfolgenden, aber im dritten saß ein junges Mädchen träumend am Flügel, auf dem Noten von ihm lagen. Diesmal irrte er nicht — sie mußte es sein. Ihre anmuthige Gestalt umschloß ein schwarzes Kleid, wie sie es auf dem Maskenballe getragen hatte, und gerade wie damals fielen die braunen Flechten auf den weißen Nacken.

„Amanda, theure Amanda, zürnen Sie nicht — ich mußte kommen!“ sagte er bittend und kniete vor ihr nieder.

Sie blickte den Mann zu ihren Füßen einige Secunden lang an, und verbarg dann wankend das bleiche Gesicht in den Händen.

Amanda fühlte sich seit einiger Zeit unwohl; ihr Körper war nicht so stark als ihr Wille. In zwei Jahren hatte sich ihr Charakter, wie ihr Verstand überraschend entwickelt. Sie war das treue Abbild ihrer Cousine, es kann also nicht befremden, daß sie wie in allem, auch in einem Gefühle mit ihr übereinstimmte. Sie liebte Arnold eben so heiß und innig, als Barbara ihn liebte, und litt nicht weniger als diese. Die Anstrengung, ihr Geheimniß zu verbergen, rieb sie fast auf. Barbara war ihr so theuer, daß es ihr nicht denkbar schien, Arnold werde sie weniger lieben, wenn er sie gesehen habe. Für sie bestand die Häßlichkeit Barbara's kaum, denn sie war seit ihrer Kindheit gewohnt, sie unter dem unendlich verschönernden Einfluße der Liebe und Dankbarkeit zu betrachten. Ehe ihr erwachender Geist noch die Begriffe: schön und häßlich zu unterscheiden vermochte, hatten sich ihrem jungen Herzen die Züge der Cousine mit der Verklärung der Güte und Zärtlichkeit eingeprägt. Sie hielt es also für gewiß, daß Barbara glücklich werden würde, aber sie begriff die qualvolle Furcht, welche dieselbe vor der ersten Zusammenkunft mit Arnold hegen mußte und litt mit ihr. Allein sie litt auch für sich selbst. Sie war sehr edelmüthig, sie gönnte es Barbara vor allem,

glücklich zu sein, doch schmerzte es sie, daß eine andere von ihm, den sie anbetete, geliebt ward und zitterte vor seiner Ankunft. Das weibliche Herz ist der selbstverläugnendsten Aufopferung fähig, aber nicht gegen das eigene Geschlecht. Die vertrauteste Freundin, die geliebteste Schwester wird zur Feindin, wenn der geliebte Mann sie vorgezogen hat. Zum Haß gegen Barbara war nun wohl in Amanda's dankbarem und großmüthigem Herzen kein Keim, welche aufreibenden Kämpfe hatte sie indessen zu bestehen, und wie bangte ihr vor der Zukunft! Woher sollte sie Kraft erhalten, einst so aufrichtig an Barbara's Glück Antheil zu nehmen, als diese es erwarten konnte und mußte? Würde diese dann nicht einen Blick in die dunkle Tiefe ihrer Brust werfen und sie beklagen? Barbara's Mitleid war ihr einst ein großer Trost gewesen, aber in diesem Fall empörte sie der Gedanke daran, brachte sie fast zur Verzweiflung. Und dann machte sie sich wieder ihre Undankbarkeit auf das bitterste zum Vorwurf.

Arnold's letzte Briefe hatte ihr Barbara nicht, wie die früheren gezeigt, sondern ihr nur gesagt, daß er kommen wolle. Amanda fühlte kein Verlangen, sie zu lesen, doch ihre Einbildung malte es ihr unaufhörlich aus, was und in welchen Ausdrücken er geschrieben habe, und sie litt alle Qualen der Eifersucht.

Weder sie noch Barbara erwarteten Arnold's Ankunft so schnell, als sie erfolgte. Gerade allein, hatte sie sich den Gedanken hingegeben, welchen sie sonst nicht nachhangen mochte. Sie erkannte ihn augenblicklich. Seine Erscheinung hätte sie immer verwirrt, jetzt aber flehte er sie kniend um Verzeihung an — hielt er sie für die, welche er liebte! Es ward dunkel vor ihren Augen und sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

Arnold beklagte lebhaft seinen Ungestüm, der sie erschreckt hatte. In seiner Bestürzung und dem Eifer ihr beizustehen, that er etwas, das er sonst vielleicht nicht gewagt haben würde. Er schloß sie in seine Arme, natürlich nur um sie vor dem Fallen zu bewahren. Sie versuchte Widerstand zu leisten, allein er

beachtete es nicht. Die dunkle Röthe, womit seine Kühnheit ihre erblaßten Wangen färbte, verscheuchte seine Bangigkeit über ihr Unwohlsein, er fühlte nur das Entzücken darüber, daß seine Unbekannte vom Maskenball und das junge Mädchen, das er im Irrgarten getroffen, wirklich eine Person sei, wie er es sogleich vermuthet hatte.

Amanda wollte ihm sagen, daß er sich irre, doch er ließ sie nicht zu Worte kommen und verschloß ihre Lippen durch Küße. Seine feurige Zärtlichkeit beraubte sie jedes klaren Gedankens, unterjochte ihre ganze Seele. Willenlos duldete sie seine Liebkosungen und lehnte in Thränen ausbrechend, ihren Kopf an seine Schulter.

Als Barbara so plötzlich Arnold neben sich erblickte, war ihre erste Empfindung Ueberraschung, die zweite aber ein stechender, verzweiflungsvoller Schmerz. Ohne es zu wissen, kam sie nach Hause und blieb nun wie in den Boden gewurzelt, bei dem Anblick, der sich ihr darbot, stehen. Vielleicht war es die Kraft ihres Blickes, welche Amanda bewog, die gesenkten Augen zu erheben. Sie sah Barbara todtenbleich auf der Schwelle stehen, und die augenblickliche geistige Ohnmacht, worein die Ueberraschung, Arnold's Heftigkeit und ihr eigenes Herz sie versetzt, wich dem klaren und fast vernichtenden Bewußtsein ihrer Schuld. Hastig rieß sie sich aus seinen Armen und machte einige unsichere Schritte gegen die Thür; es wirbelte ihr im Kopfe und ein Nebel umflorte ihren Blick.

„Vergib mir — Barbara — ich wollte das ja nicht!“ sagte sie fast unverständlich und sank dann besinnungslos nieder.

Arnold's Bestürzung war um so größer, als er den eigentlichen Zusammenhang nicht begriff. Er sah wohl, daß die Dame, welche er eben auf der Straße für Amanda gehalten hatte, deren Cousine war — dieselbe, welcher sie schon bei ihrer ersten Begegnung mit großer Herzlichkeit als ihrer Lehrerin und Freundin erwähnt. Aber warum hatte sie sich denn den

Vornamen, die Häßlichkeit und das Alter dieser Cousine angedichtet, und in ihren Briefen viel von einer jungen, geliebten Verwandten gesprochen? Und hauptsächlich, welchen Grund konnte die Scheu, die Furcht und die heftige Abneigung haben, welche sie gegen seine Annäherung an den Tag gelegt hatte? Sie liebte ihn — warum gab sie es denn nicht zu und warum diese überwältigende Aufregung, die nichts von der Natur der Freude an sich trug? Hatte sie nicht etwas verborgen — war sie nicht mehr frei oder gab es sonst ein Hindernis, das eine Verbindung zwischen ihnen unmöglich machte? Zu diesen Zweifeln und Fragen kam noch die Angst und das Mitleid, als er sie kalt, starr und leichenähnlich vor sich sah.

Barbara begriff alles und bot ihre ganze Kraft auf, um sich äußerlich zu beherrschen. Sie bat Arnold, sich zu entfernen und ganz ruhig zu sein; wenn Amanda sich erholt habe, was bald geschehen müsse, dann werde sie ihm Nachricht geben. Sie vergaß sogar nicht, nach dem Gasthof zu fragen, in welchem er abgestiegen. Er gieng, nach einem bangen Blick auf die Ohnmächtige, die er auf das Sopha getragen.

Barbara wendete lange vergebens alle Mittel an, um Amanda in's Leben zurückzubringen. In steigender Unruhe schickte sie nach dem Arzt. Sie schlug endlich die Augen wieder auf, kam aber nicht zur Besinnung. Der Doctor fürchtete eine Geisteszerrüttung, die vorübergehend, aber auch dauernd sein konnte und verordnete kalte Umschläge, damit der Andrang des Blutes nach dem Gehirn vermindert würde.

Barbara schrieb einige Zeilen an Arnold, worin sie ihn bat, seinen Besuch bis zum folgenden Tage zu verschieben, weil ihre Cousine etwas angegriffen sei und sie selber nicht Zeit habe, das Vergnügen seiner Gegenwart zu genießen. Ihre Hand zitterte so sehr, daß ihre Schriftzüge keine Aehnlichkeit mit denen seiner Geliebten hatten.

Die Nacht, welche Barbara am Bette Amanda's

durchwachte, war die längste und dunkelste ihres ganzen Daseins. Der Traum war dahin, den ihr die Hoffnung schmeichelnd vorgegaukelt, in den sich das Herz, der warnenden Vernunft zum Trotz, eingewiegt hatte. Er war an ihr vorübergegangen, ohne zu ahnen, daß sie es sei, die ihn über den Abgrund der innern Zerrissenheit geführt, deren mächtiger Einfluß es verhindert hatte, daß er mit sich und der Welt zerfiel. Er hatte die Anbetung, welche ihr gehörte, ihrer schönen, jungen Cousine, der wirklichen Amanda zu Füßen gelegt, ja er hatte, wie es ihr nun klar war, seine Correspondentin immer unter der Gestalt Amanda's gedacht und verehrt. Sie hätte diese flammend hassen mögen, wenn sie ihr nicht von jeher mit so warmer, fast mütterlicher Zärtlichkeit zugethan gewesen wäre. So aber machte sie sich die bittersten Vorwürfe, daß sie nicht gesehen, was ihrem Blick nicht hätte entgehen dürfen. Sie verstand, wie muthig und selbstverläugnend Amanda gerungen, ihre Gefühle zu verbergen und empfand alles, was sie gelitten hatte. Sie schämte sich, daß die Liebe sie bis zur Blindheit egoistisch gemacht, und erschien sich so klein neben diesem jungen Mädchen, das an Jahren und Erfahrung ein Kind neben ihr war, und sie doch an Selbstbeherrschung übertroffen hatte. In diese Demüthigung mischte sich aber auch wieder eine Empfindung des Triumphes, denn Amanda's Charakter war ja ein Abdruck ihres eigenen, Amanda's Kraft die Schöpfung ihres Willens und ihrer Hingebung. Sie mußte ihr Werk krönen, den Liebling ihrer Jugend glücklich machen. Sie vergütete dadurch auch nur die Qualen, welche sie ihrer Cousine unwissend bereitet hatte. — Doch wenn morgen das Bewußtsein noch nicht zurückgekehrt, wenn diese Krankheit nun ernstlich, gar tödtlich ward, was sollte sie Arnold sagen, um seine Verzweiflung zu lindern? Sie hätte in diesen ewig langen Stunden gern allen Schmerz der Welt auf sich genommen, wenn dadurch nur die Gefahr beseitigt worden wäre, und wachte in furchtbarer, immer wachsender Angst über den unru-

bigen Schlummer der Kranken, deren leise Phantasie, die unaufhörliche Versicherung, an Arnold's Verwechselung unschuldig zu sein, ihr das Herz mehr, als das eigene Wehe, zerrissen.

Endlich, gegen Morgen, erwachte Amanda und nannte Barbara's Namen. „Vergiebst Du mir?“ fragte sie kaum hörbar, als die Gerufene sich erfreut über sie beugte.

„Mein liebes, liebes Kind!“ versetzte Barbara mit überströmendem Gefühle und küßte zärtlich die Stirne, die vor kurzem Arnold's Lippen berührt hatten. Ein brennender Stich zuckte bei dieser Erinnerung durch ihr Herz, doch überwand sie sich heldenmüthig und fuhr beschwichtigend fort: „Sei nur still und schlafe, daß Du morgen gesund bist. Es wird noch alles gut werden, und wir alle glücklich. Ich segne den Zufall, der es so fügte!“

Amanda war sehr erschöpft; sie verlangte nur, daß Barbara zur Ruhe gehen sollte, und schlief wieder ein, als sie es versprochen hatte. Barbara lauschte einige Augenblicke auf die ruhiger gewordenen Athemzüge, und es schien ihr fast alles gut zu sein, dann aber fühlte sie, daß das schwerste doch noch zu überwinden sei, und verbrachte die Nacht im heftigen Kampfe.

Am andern Tage war Amanda wohl genug, um das Bette zu verlassen. Sie fühlte nun lebhaft das Verlangen, sich wegen ihrer Schwäche zu rechtfertigen. Barbara ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern erzählte ihr kurz, daß sie Arnold auf der Straße getroffen habe.

„Nun höre mich ruhig an, ohne mich zu unterbrechen,“ sagte sie dann mit der Fassung, welche sie errungen hatte. „Du fühlst es so lebendig, als ich selbst, daß er mich nur unter Deinem Bilde liebte. „Sie bleiben für mich immer Amanda!“ sagte er; ich verstand ihn damals nicht. — Was hindert uns, ihn bei dem Glauben zu lassen, daß er Dich auf dem Maskenball gesehen, mit Dir correspondiert habe? Ich gebe Dir seine Briefe!“

„O Barbara, wie hart, wie ungroßmüthig, strafst Du mich durch diesen Vorschlag!“ rief Amanda. „Glaubst Du ich könnte auf diesen Betrug eingehen, mein Glück mit Deinem Elend erkaufen?“

„Wo ist hier ein Betrug?“ antwortete Barbara lebhaft. „Deine Gedanken und Gefühle stimmen so ganz mit den meinigen überein, daß Du kein anderes Wort gesagt und geschrieben hättest, als ich sagte und schrieb. Er erhält Deine Seele für meine Seele — Deine Liebe für die meinige. Was verliert er oder ein anderer bei dem Tausche? — Nichts — wir gewinnen nur alle! — Erfährt er, daß ich es bin, die sein Vertrauen und das Geständniß seiner Liebe besitzt, wird er mir auch seine Hand schuldig zu sein glauben. Du weißt wohl, daß ich keinen Augenblick daran denken kann, sie anzunehmen, denn Du würdest sie an meiner statt auch ausschlagen. Warum willst Du mir also nicht eine schmerzliche Demüthigung und ihm eine peinliche Ueberraschung ersparen? Wenn Du nicht eine thörichte Strenge gegen Dich und ihn übst, wirst Du endlich doch Deinem Herzen nachgeben. Die Rücksicht auf mich hält Dich jetzt zurück, aber Du mußt ja einsehen, daß Du mir eine Wohlthat erweisest. Stelle Dir meine Gefühle bei der Aufklärung seines Irrthums vor, und Du wirst begreifen, daß ich Dich auf meinen Knieen beschwören könnte, Deinen Stolz großmüthig zu besiegen. — Daß ich einer kleinlichen Eifersucht fähig bin, traust Du mir nicht zu. Ich will nicht sagen, daß ich nicht leiden werde, denn Du würdest es doch nicht glauben — kann es indes meinen Schmerz lindern daß ich ihn und Dich unglücklich weiß? Wird mich Euer Glück nicht viel mehr trösten? — Du sträubst Dich ein solches Opfer anzunehmen, aber — laß mich aufrichtig sein — ich bringe es nicht Dir allein, wenn man das überhaupt ein Opfer nennen kann. Dein Wohl liegt mir sehr nahe am Herzen, doch bezweifle ich, daß ich stark genug wäre, ihm Deinetwegen zu entsagen. Ich will mich nicht mit einer Größe schmücken, zu der ich mich nicht erheben könnte, und Du wirst mich nicht mißverstehen,

Amanda. Du liebst ihn und mich, wie ich ihn und Dich liebe, also begreifst Du, daß die Rücksicht auf ihn jede andere bei mir überwiegt und in den Hintergrund drängt, daß ich Dein Glück dem seinigen unbedingt nachsetze. Ja, wüßte ich, daß ich ihm das sein könnte, was Du, oder daß Du nicht fähig wärst, ihn so ganz zu verstehen als ich selbst, ich würde nimmer meinen Anspruch auf ihn aufgeben — ich würde mit Dir wie mit einer Fremden auf Leben und Tod, mit allen Waffen meines Geistes, mit allen Kräften meiner Seele um seine Liebe kämpfen. So aber vermag ich nichts, und Du alles! Er wird in Dir keine meiner Eigenschaften vermissen, Du wirst jeder seiner Ideen und Empfindungen begegnen, Du wirst ihm ganz das werden, was ich ihm hätte sein können, wenn ich schön und jung wäre wie Du. Darum nimm ihn hin, ohne den geringsten Gewissensscrupel und sei selbst so glücklich, als Du ihn machst!"

Ihre Empfindungen überwältigten sie für einen Augenblick. Amanda preßte, von den widersprechendsten Gefühlen zerrissen, ihr Gesicht in die Sophakissen und suchte vergebens ihr Schluchzen zu ersticken. Barbara richtete sie mit sanfter Gewalt auf, und sprach entschieden weiter:

„Jetzt keine überflüssigen Bedenklichkeiten, Amanda; erschwere uns nicht das Nothwendige. Du siehst, es kann nicht anders sein, es ist der einzige Ausweg; die Vorsehung selbst hat ihn uns gewiesen, und bald wirst Du finden, daß er gut ist. — Um mich sei unbekümmert. Ich büße die Thorheit, mir Deinen Namen angemaßt und mein Gesicht nicht gezeigt zu haben, sehr hart — doch nicht für immer. Ich muß dieß Leid hinnehmen, aber ich will es zu überwinden suchen und glaube nur, es wird mir gelingen. Wenn es Dich zu beruhigen vermag, kannst Du ihm ja auch nach einiger Zeit, nachdem ich wieder vernünftig geworden bin, den wahren Hergang erzählen."

Arnold gieng eben am Fenster vorüber.

„Ich werde für Dich die Schreibstunde geben! — Habe nur Muth, und vor allem benimm ihm seinen Irrthum nicht —

ich leide ohnedieß genug," sagte Barbara hastig, umarmte ihre Cousine ermuthigend und gieng dann Arnold in das nächste Zimmer entgegen. Ihre Brust zog sich krampfhaft zusammen, die Stimme versagte ihr fast den Dienst, doch beherrschte sie sich mit energischer Anstrengung und sagte, ehe er noch Zeit zu einer Frage hatte:

„Sie müssen mich entschuldigen, ich bin beschäftigt. Amanda erwartet Sie drinnen. Daß Sie geliebt sind, wissen Sie. Alles, was Sie in der letzten Zeit befremdet haben mag, entsprang aus einer Mädchengrille. Haben Sie Nachsicht mit dieser weiblichen Schwäche und erwähnen Sie ihrer so wenig als möglich. Amanda kränkelt seit einiger Zeit und ist reizbarer als sonst!"

Arnold war dieser Aufschluß so angenehm, daß ihm die hastige und abgebrochene Weise, in der er ihn erhielt, gar nicht auffiel. Er befolgte Barbara's Wink und gab sich den Anschein, als bemerke er Amanda's unaussprechlich drückende Befangenheit nicht; er beherrschte das Gefühl, welches ihn auf's neue zu ihren Füßen zog und benahm sich gegen sie mit der ruhigen Herzlichkeit eines alten Freundes.

Amanda fühlte sich durch diese Zurückhaltung sehr erleichtert. Sie wußte nicht, ob sie Barbara gehorchen, oder ihm alles sagen sollte. Die Scham, eine Neigung anzunehmen, welche ihr nur durch einen Irrthum gehörte, trieb sie zur Offenheit, aber Scham verschloß ihr auch wieder den Mund. Konnte sie denn eingestehen, daß ihr Herz für ihn geschlagen, während nur ihre Cousine ihn zu lieben ein Recht hatte? Sie war gestern zu sehr überrascht worden, um sich nicht zu verrathen. Und dann mußte sie mit Barbara erst sprechen, ehe sie ihr entgegenhandelte. Doch war es wieder dringend nöthig ihn sogleich aufzuklären; jede Zögerung machte es ihr schwerer, ja unmöglich. Arnold half ihr aus dieser qualvollen Ungewißheit. Er brach die Erzählung einiger kleiner Reiseabenteuer ab,

um ihr zu sagen, daß ihn die Idee, sich den Namen ihrer Cousine beizulegen, sehr gepeinigt habe.

„Ich glaubte nicht, daß Sie so heißen," fuhr er fort, „denn ich hatte ja bei unserer ersten Begegnung auf Ihrem Portemonnaie die Anfangsbuchstaben Ihres Namens gesehen, und doch verursachte mir dieser barbarische Name viel Qual. Wenn ich ihn auf die Adresse schrieb, war es mir, als vernähme ich einen ohrenzerreißenden Laut auf meinem Instrumente. Das ist thöricht, aber ich bin durch die Musik an Wohlklang gewöhnt und krankhaft empfindlich gegen jede Disharmonie."

Amanda fühlte sich in Barbara's Seele verletzt; Arnold mißverstand ihre Bewegung.

„Glauben Sie nicht, daß der Name Ihrer Cousine mich vergessen läßt, was ich ihr schuldig bin!" sagte er lebhaft und innig. „Sie wird mir stets theuer sein, weil sie Ihre Liebe besitzt; ich achte sie sehr hoch, weil sie von Ihnen geehrt wird. Ja, ich will noch mehr thun, ich will sie um ihrer selbst willen lieb gewinnen, obgleich mir das — ich gestehe es freimüthig — anfangs schwer fallen wird. Sie ist doch gar zu häßlich! Indes bedarf sie wegen ihres Unglücks um so mehr der Theilnahme, und ich will ihr der treueste, ergebenste Freund sein. — Man gewöhnt sich ja an jeden Anblick."

„Arme Barbara! Wenn sie das gehört hätte!" dachte Amanda. Sie hielt die Gelegenheit für günstig, ihn auf die Wahrheit vorzubereiten, doch wollte sie dabei so schonend als möglich verfahren.

„Sie werden bemerkt haben," sagte sie mit einer Stimme, der sie umsonst Festigkeit zu geben versuchte, „daß wir beide uns sehr gleichen. Nehmen Sie nun einen Augenblick an, es sei meine Cousine, nicht ich gewesen, welche Sie auf dem Maskenballe —"

„Das thue ich keinen Augenblick!" unterbrach sie Arnold lächelnd, und doch auch durch ihren seltsamen Ernst betreten. „Warum soll ich mein Glück mit einer solchen Annahme trüben?"

Ein convulsivisches Zittern durchflog Amanda's Körper. Sie hätte Jahre ihres Lebens gegeben, um nur der nächsten Viertelstunde überhoben zu sein. Doch wollte sie nun alles entschieden sehen.

„Nein, bleiben wir dabei!" sagte sie fast hart." Nehmen wir an, meine Cousine wäre ihre Correspondentin und — und — liebte Sie!"

Arnold konnte sich eines Schauders nicht erwähren. Seine lebhafte Phantasie erfaßte die Vorstellung und malte sie geschäftig aus.

„Dann wäre ich für immer elend," rief er in sich steigernder Aufregung. „Meine Ehre und mein Glück, mein Geist und mein Herz wäre auf zwei verschiedenen Seiten. Ich fände niemals Ruhe, denn ich könnte und dürfte mich von ihr nicht losreißen! Und doch würde ich mich gewaltsam von ihr abgestoßen fühlen — ich würde sie hassen, verabscheuen, weil sie mich von Dir trennte — von Dir, die mich mit unwiderstehlicher Macht anzieht. Ja, ein unheilbarer Zwiespalt würde mich vernichten — es gäbe keine Ausgleichung, keine Versöhnung! Ich liebe Dich — Dein Bild hat mich nie verlassen, und nun ich Dich wiedersehe, gehöre ich Dir noch unaufhörlicher an, als früher. Und doch würde ich auch bei Dir unglücklich sein, würdest Du mir nicht genügen, wenn Du nicht *sie* wärst, wenn ich nicht *Deine* Seele, *Deinen* Geist in jenen Briefen bewundert und angebetet hätte! Eine unstillbare Unruhe würde mich zwischen Euch beiden hin- und hertreiben, eine glühende Sehnsucht meine Lebenskraft aufzehren! Doch warum dabei verweilen!" fügte er mit einem plötzlichen Uebergang vom Schmerz zum Entzücken, von dem Schrecken der Einbildung zu der Wonne der Wirklichkeit übergehend, hinzu: „Du bist es ja, deren strahlende Augen mir aus der Maske entgegenleuchteten, deren Inneres sich mir noch strahlender offenbarte! Du bist es, die mich mit dem Dasein aussöhnt, an das Leben fesselt, Du, die einzige die ich liebe, die meine Gedan-

ken wie meine Gefühle ausschließlich beherrscht! Du bist mein — wenn Du Dich auch dagegen auflehnst! Ich lasse Dich nicht — nie — mit meinem Leben nicht!"

Wieder lag er ihr zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küßen. Aber dießmal duldete sie es nicht willenlos, unbewußt. Sie fühlte, daß Barbara Recht hatte, daß sie einst doch ihrem Herzen nachgeben würde. Die Versuchung war zu groß — sie konnte ihm seinen Irrthum jetzt nicht benehmen und — wollte es nicht. Sein Widerwille vorhin war ihr nicht entgangen — sie durfte Barbara dadurch nicht kränken lassen und eben so wenig durfte sie in ihm jenen Zwiespalt hervorrufen, der ihn elend gemacht hätte. Sie mußte ihm und ihrer Cousine die Wahrheit und ihren Stolz zum Opfer bringen — sie mußte schweigen. Ihretwegen that sie es nicht; sie fühlte sich durch ihre Rolle so gedemüthigt und litt so sehr für Barbara, daß ihr in diesem Augenblicke auch seine vergötternde Zärtlichkeit keine willkommene Entschädigung für ihr Selbstgefühl bot.

Arnold bereute bald, die Mahnung der Cousine vergessen zu haben, denn Amanda, von allen Gemüthsbewegungen erschüttert, erblaßte wieder, und er fürchtete eine neue Ohnmacht. Mit großer Selbstbeherrschung versagte er sich die Wiederholung des Verfahrens, das er am vorigen Tage angewendet hatte und setzte sich so ruhig als möglich neben sie, wobei er nicht einmal ihre Hand in der seinen behielt. Er sprach nun von seiner Mutter und von seiner Absicht, nicht mehr Concerte zu geben, sondern seine Zeit und seine ganze Kraft daran zu setzen, um einige große Compositionen zu schaffen.

Amanda war mit seiner Vergangenheit und mit seiner Zukunft vertraut; sie hatte sich so ganz in seine Erinnerungen und Plane hineingelebt, daß sie ihre bisherige Unsicherheit verlor. Sie fühlte wieder, daß Barbara Recht hatte, daß er nicht mehr verlor, als er erhielt, eine Seele für die andere, ein Herz für das andere. Und sie gelobte es sich heilig, daß er wenigstens bei dem Tausche nichts verlieren, daß er Barbara's

Milde und Klarheit nie vermissen sollte. Dieses Gelübde schien ihr die Sühne des Unrechts, welches sie durch die Mystification begieng, und hätte nicht der Gedanke an Barbara's Schmerz einen tiefen Schatten auf ihre Seele geworfen, sie würde schon jetzt zugegeben haben, daß dieser Ausweg wirklich gut sei.

Barbara gab indessen die Schreibstunde und noch eine andere. Es that ihr recht wohl, denn sie empfand dabei doch nicht so ganz die tödtliche Länge jeder einzelnen Minute. Stand ihr doch noch schwereres bevor, als Unterricht geben — Besuche, Gratulationen annehmen, lächeln, heiter und glücklich scheinen — und sie dachte auch das zu überwinden.

Vorläufig wünschte sie nur, daß erst Arnold mit Amanda verbunden und abgereist wäre, und sie beschleunigte die Anstalten dazu mit dem größten Eifer. Arnold war darüber so entzückt, daß er sie täglich minder häßlich fand, und Amanda machte keine Einwendung. Sie wußte, welche Marter für Barbara Arnold's Anwesenheit war, wie tief sie seine unablässigen, zärtlichen Bemühungen um sie und jedes seiner Worte verletzen mußte. Sie selber fühlte sich ebenfalls verstimmt und niedergedrückt, obgleich ihre Liebe stündlich wuchs, und Barbara ihr oft freundlich beschwichtigend versicherte: „Wenn nur der erste Schmerz vorüber ist, werde ich bald meinen alten Schwerpunct, den Frieden, wiederfinden."

Die Bekannten, die verwandten Damen eingeschlossen, wunderten sich sehr, als Amanda's Verlobung mit Arnold Warnstedt angezeigt, und auch gleich darauf das Aufgebot bestellt ward. Beide Cousinen hatten so viele Fragen und Erkundigungen und Glückwünsche zu beantworten, daß sie schon darum gern einige Zeit älter gewesen wären.

Dieser Wunsch war denn endlich erfüllt — ein Tag vergeht ja doch nach dem andern, wenn jeder Augenblick auch eine Ewigkeit zu sein scheint. Barbara wurden die wenigen Wochen bis zur Hochzeit auch kürzer als sie gehofft, denn sie

war unaufhörlich beschäftigt und in Anspruch genommen, und kam so nicht zur Besinnung. Ihr moralisches Leiden ward übertäubt durch die körperliche Ermüdung, welche die verschiedenen Besorgungen herbeiführten. Erst als das junge Paar abgereist war, als sie nun nichts zu thun hatte, fühlte sie ihr Unglück in seiner zermalmenden Größe.

In jeder Selbstverleugnung liegt ein Reiz, der die Kraft erhöht, der zu neuen Opfern spornt und keinen Schmerz wahrnehmen läßt. Besonders Frauen können sich nicht genug thun, wenn sie erst das Märtyrerthum der Liebe gekostet haben. Sie begeistern sich darin bis zur Grausamkeit gegen sich selbst, sie könnten, wie die Märtyrer der Religion, inmitten ihrer Qualen Dankeshymnen anstimmen. Doch früher oder später läßt diese Exaltation nach, dann leiden sie alle Pein der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich.

Barbara hatte alles gethan, was sie konnte, sie hatte Amanda auch Arnold's Briefe gegeben, sogar die beiden letzten, von denen sie sich nur nach einem schweren Streite, mit unsäglichem Wehe getrennt. Jetzt war die Aufregung, das Feuer des Kampfes vorüber, und die Reaction trat ein. Was half ihr die Reife der Vernunft, die Unbeugsamkeit des Willens, selbst die Großmuth des Herzens? Die Natur gewann die Herrschaft und verlangte ihren Tribut, und sie fühlte sich namenlos elend. Sie war so reich, es gab für sie so viele geistige Genüsse — sie wollte dies Gefühl des Schmerzens besiegen, und das Glück der beiden einzigen Wesen, die sie liebte, mußte sie auch erfreuen: und dennoch empfand sie keine Beruhigung. Das Leben erschien ihr als eine unnütze, erdrückende Last, sie wußte nicht, was sie damit anfangen sollte, die Welt war ihr eine unermeßliche Oede, leer, trostlos, ohne jeden Ruhepunct für ihr schmerzendes Auge. Sie war allein, hatte niemand, dem sie unentbehrlich schien. Jetzt fühlte sie es tiefer, als je, welcher Segen Amanda für ihre Jugend gewesen, und die Erinnerung warf auf die Vergangenheit ihr magisch verklärendes Licht. Aber

sie mochte nicht daran denken — es vergrößerte ihre Martern. Amanda bedurfte ihrer nicht mehr, Sie hatte eine Stütze und das Glück in ihm gefunden, an den auch ihr Gemüth mit seinen zartesten Fasern geheftet war. Mußte es bei diesem gewaltsamen Losreißen nicht zu Grunde gehen, konnte sie sich wieder aufrichten? Sie verzweifelte nicht ganz daran, aber für den Augenblick war es ihr nicht möglich. Sie begriff nicht, wozu sie eigentlich da war. Um Kinder zu unterrichten? Es gab so viele Leute, die das besser verstanden, als sie; ihre Schülerinnen konnten für Bezahlung genug Lehrer finden, und keine von ihnen würde sie wahrhaft vermissen. Alles, was sie früher angeregt, erschien ihr unaussprechlich fade — abgestanden; ihre einstigen Lieblingsbeschäftigungen widerten sie an. Es gab für sie nur ein Heilmittel — die Zeit. Sie erkannte das wohl, und wollte ihrer mildernden Wirkung so viel als möglich entgegenkommen. Sie hatte das Bedürfnis, sich selbst zu entfliehen, in ihren bisherigen, ruhigen und einförmigen Verhältnißen gieng das nicht an. Darum übergab sie ihre Schule einer Andern und schloß sich einer Dame an, welche eine Reisegefährtin suchte.

Anfangs zogen die verschiedenen Gegenstände und Personen, welche sie antraf, wie die Bilder eines Traumes an ihr vorüber, ohne einen Eindruck auf sie zu machen. Allmählich jedoch begannen sie ihr einigen Antheil einzuflößen, und bald war sie wieder fähig, sich am Leben zu erfreuen. Die Vernunft gewann wieder das Uebergewicht über das Gefühl, auch war es Frühling, und die verjüngte Schönheit rings um sie her übte eine erheiternde Wirkung auf ihr verdüstertes Gemüth. Die vielen und zuweilen sehr ansprechenden Bekanntschaften, welche sie machte, zerstreuten sie und gaben ihrem Geiste neue Nahrung.

Sie besuchte die Schweiz. Die reine Gebirgsluft erfrischte ihre Seele und ihren Körper. Der Anblick dieser großartigen Natur erweiterte ihr Herz und ließ sie ihren Kummer vergessen. Es war ihr, als stünde sie auf den Höhen des Lebens — über jeder kleinlichen Einschränkung, als schaue sie nur in dämmernder

Ferne die Qual und Sorge in den Niederungen, der sie eben fast erlegen war. Jedes persönliche Leid schien ihr nichtig und unbedeutend, sie fühlte sich erhaben über alles, was vor kurzem noch so unerträglich auf ihr gelastet hatte. Ihr Geist erhielt seine alte Schwungkraft wieder und fand reichhaltiges Interesse an dem, was sie umgab. Nicht allein die natürlichen Vorzüge des Landes, auch seine socialen Zustände zogen sie an. Die höhere Cultur, der Wohlstand und die markige, körperliche und geistige Kraft der Schweizer erweckte ihre lebhafte Theilnahme und gewährte ihr unerschöpflichen Stoff zu Vergleichungen und Reflexionen. Im Spätherbste kehrte sie ruhig und lebensmuthig nach dem Vaterlande zurück. Arnold war nicht vergessen, aber der Schmerz in den Hintergrund getreten. Sie hatte sich selbst und den Frieden wiedergefunden und schaute festen Blickes in die Zukunft. Diese war freilich arm und trübe, allein sie hatte den Willen und die Kraft, sie so reich und heiter als möglich zu machen. In ihrer Vernunft fand sie so mächtige Hilfsmittel, um das widerspenstige Herz zu beschwichtigen. Selbst Amanda's Briefe störten ihre Ruhe nicht mehr. Doch wollte sie Warnstedt vorläufig nicht wiedersehen.

Amanda hatte schon bald nach ihrer Verbindung Arnold alles gesagt, sie konnte das Geheimniß nicht lange auf ihrem Herzen behalten. Er beklagte Barbara aufrichtig, aber er segnete noch mehr ihre Entsagung. Damals wäre ihm eine Wahl unmöglich gewesen, jetzt hatte er Amanda hinlänglich kennen gelernt, um ihren Geist und ihr Gemüth eben so sehr zu bewundern und anzubeten, als einst die geistige Persönlichkeit ihrer Cousine.

Barbara besuchte nach ihrer Rückkehr zuerst Koch; hier wollte sie einen Plan für ihr künftiges Leben entwerfen. Sie fand vieles anders, als sie es erwartet. Koch und Therese lebten sehr zufrieden und freuten sich herzlich über ihren Besuch, allein heimisch konnte sie bei ihnen nicht recht werden. Therese war gut, heiter und liebenswürdig, doch geistig sehr mit-

telmäßig begabt. Koch hatte das nie empfunden; er war selber nicht so stark, um sie auf einen höheren Standpunct zu erheben, sondern hatte sich ihr, weil er sie liebte, nach und nach gleichgestellt. Barbara vermißte an ihm manches, was sie sonst in seinen Unterhaltungen gefesselt. Vielleicht wirkten auch die bedeutenden Männer, mit denen sie seither in Berührung gekommen war, auf ihr Urtheil. Sie fand ihn höchst gemüthlich, aber doch sehr alltäglich und lächelte im Stillen über die einst gehegte Idee, seine Frau zu werden. Therese paßte sehr für ihn.

Indessen fand sie doch eine Person, welche sie sehr anzog, und auch eine herzliche Beziehung. In den drei Jahren ihrer Abwesenheit hatte sich etwas begeben, das ihr sehr nahe gieng. Die Landräthin war gestorben, und ihr Tod hatte erst gewahr werden lassen, daß sie in ihrem Hause doch nicht überflüssig gewesen. Es herrschte dort, trotz dem Regiment des Landraths, große Unordnung, und die Kinder entbehrten schmerzlich die mütterliche Fürsorge. Sie schlossen sich mit der früheren Zärtlichkeit an Barbara an, und diese beschäftigte sich gerne mit ihnen; sie waren ihr immer lieb gewesen und bedurften ihrer jetzt.

Der Landrath legte offen seine Freude, sie wiederzusehen, an den Tag, und ihre Reise gab ihnen ein anziehendes Gesprächsthema. Er war auch in der Schweiz gewesen, überhaupt viel gereist, und seine gereiften Ansichten hatten für sie ein großes Gewicht. Der aufrichtige Schmerz, mit dem er von dem Verluste seiner Frau sprach, die ihm zwar sehr untergeordnet, aber auch sehr ergeben gewesen, und die Besorgnis, welche er für die Erziehung seiner Kinder zeigte, erhöhten Barbara's frühere Achtung für ihn. Ueberhaupt kann ein Verlust, der alle Gewohnheiten und Verhältniße erschüttert, viele Schlacken an einem sonst gediegenen Charakter abstreifen, und bei dem Landrathe war das wirklich der Fall.

Er hatte Barbara immer über ihr ganzes Geschlecht gestellt — es konnte ihm nichts angenehmeres begegnen, als ihre zufällige Ankunft. In ihr fand er ja eine geistreiche und

liebenswürdige Gefährtin für sich, eine treue und vernünftige Mutter für seine Kinder und auch eine verständige Leiterin seines Hauswesens.

Barbara hatte ihre Liebe überwunden — ihr Herz war still geworden, daher wies sie den Antrag nicht zurück, der ihr eine selbständige Stellung, eine Heimat, Familie und Pflichten gab und ihrem Dasein einen Zweck. Sie bereute ihre Einwilligung keinen Augenblick. Die Anhänglichkeit der Kinder an sie widerlegte das Vorurtheil gegen die Stiefmütter. Der Landrath mischte sich durchaus nicht mehr in Wirthschaftsangelegenheiten, ihre Anordnungen hatten immer so ganz und noch mehr seinen Beifall, als da sie noch Gouvernante war. Seine kleinen Schwächen ertrug sie mit Nachsicht, doch bedurfte sie derselben je länger, je weniger; ihr milder Einfluß auf alle, welche ihr nahe kamen, blieb gewiß nicht erfolglos an ihnen und lehrte ihn ihren Werth immer mehr schätzen.

Sie fühlte sich glücklich, denn sie war nützlich, und gegenseitige Hochachtung und Freundschaft, die Urbedingungen der eigentlichen Ehe, waren die Grundlage der ihrigen. Jetzt sah sie auch Arnold und Amanda wieder. Sie nahm den wärmsten Antheil an der Ausführung seiner Plane, und herzlichste Freundschaft vereinigte beide Familien.

Das Kind, welches sorglos die Blumen zu seinen Füßen pflückt und mit bunten Steinchen spielt, nennt man: glücklich. Von einem liebenden Paare, das alle Schätze des Geistes und des Herzens besitzt, das mit klarem Bewußtsein jede Nuance des Reizes erfaßt und genießt, welchen ihm das Leben in so reichem Maße bietet, sagt man auch: es ist glücklich. Wir haben keinen andern Ausdruck, um die Befriedigung des Herzens, das Vollgefühl des Daseins, zu bezeichnen und — wir bedürften auch keines andern. Darum will ich von Arnold und Amanda nur sagen: sie sind glücklich.

1.

Die Wilhelma zu Kannstadt bei Stuttgart.

Im Jahre, wo des kurzen Lebens Ziel
Als Loos dem letzten Babenberger fiel,
Stieg auf in Andalusiens Morgenrothe
Der erste der Ahmer, das ist: der Rothe,
Der Stifter des arab'schen Wunderbau's;
Er gründete das rothe*) Königshaus.
Die Herrscherdrei, die dieses Wunder schuf,
Sie sind Mohammed, Àbdàllah, Jùsuf,
Erst Mohammed, das ist: der Lobenswerthe,
Weil er Granada's Ruhm für stets vermehrte;
Dann Àbdàllah, den Jeder gleich erkennt,
Wenn Boabdil denselben Spanien nennt;
Jùsuf ein Herrscher, wie einst in Aegypten,
Wo unter dem Jùsuf, dem Vielgeliebten,
Sich Scheuern hoben, und in Saladin
Ein zweiter Jùsuf für das Land erschien;
Was diese Drei in Andalus einst bauten,
Schuf König Wilhelm hier in prächt'gen Bauten,
Er übertrug auf Nekar's Zauberau
Die Formen vom arab'schen Wunderbau.
In Steinen spricht sich aus, nicht in dem Wort,
Des Morgenlandes Nibelungenhort;
Die Gärten sind das wahre Paradies,
Das der Prophet den Gläubigen verhieß.
Verbunden ist mit dem Palast der Garten
Wie Generalif mit der Alhambra Warten.

*) Alhambra.

Die Löwen, deren Schlund den Springquell schnellet,
Sind Bild der Sonne, so die Flüße schwellet,
Ein maurisch Bad, in das sich Monde tauchen,
Um ihren Glanz den Fluten anzuhauchen,
Ein maurisch Bad, das eifersüchtig weint,
Wann seine Flut der Sonne Glanz bescheint,
Ein Himmelsplan, dem Sphären sich entsiegeln.
Wann sich darin geheime Reize spiegeln.
Dreimal gegrüßet sei mir, maurisch Bad,
Wetteifernd mit dem Kaßr Satolamad!*)
Die Bogen krümmen sich wie Haareslocken,
Die auf der Schönen Stirnen niederflocken.
Das Steingetropf, das von der Höhe sinkt,
Als Stalaktit in dunklen Grotten blinkt;
Die Phantasie verlor auf ihren Reisen,
Als sie vorüber ritt, des Hufes Eisen,
Um zu verewigen des Renners Lauf,
Hieng sie dasselbe an den Säulenknauf.
Selam! Selam! dem neuen Baupropheten,
(Wir ehren ihn mit Wünschen und Gebeten.)
Des' Genius mit dem des Meisters Ranth
Zum schönsten Bund sich hier zusammenfand!
Selam! Selam! dem Werk, das Genien bauen,
Es zaubernd her aus Paradieses Auen,
Wie gäbe Morgenländer nicht Selam
Vorüberziehend am arabischen Hamam,
Woburch zuerst in Deutschland's schönste Gauen
Alhambra's Kunst getreu verpflanzt zu schauen;
Mit jedem Schritt der Spruch Alhambra's hallt:
„Bei Gott dem Herrn allein ist die Gewalt!**)"

---

*) Satolamad, d. i. der Säulenbegabte Palast Ȧäb's B. Schebab's.
**) La galib ill' Allah.

2.
Der doppelte Springquell in der Wilhelma zu Kannstadt bei Stuttgart.

Hellbrunn's und Monza's Wasserkünste
Sind nur Phantom und leere Dünste
Verglichen mit dem Doppelquell,
Der zu Wilhelma sonnenhell
Sich hebt und sinkt und höher steigt
Und wieder sich zur Erde neigt.
So steigt der Ehrgeiz hoch empor
Bis zu der Engel höchstem Chor,
Die Eitelkeit, die schwer ist zu verstecken,
Begnügt sich mit dem untern Becken,
Die Wasserblume, welche sich ausdehnt,
Vergrößernd sich in's weite sehnt,
Und kehrt dann in der alten Weise
In ihres vor'gen Raum's Geleise.
So dehnt sich aus ein liebend Herz,
Wann Wünsche steigen himmelwärts,
Dasselbe ziehet sich als klein zusammen
Wann düster brennen seine Flammen.

Die neue Ilias.

Das Blatt, das unter'm Kopf mir liegt,
Ist Epos deines Lebens,
Das ich, wenn nicht die Hoffnung trügt,
Studiere nicht vergebens.

Hammer-Purgstall.

1.

Melodie.

Wenn wir den Worten Töne leih'n,
Und Klänge sich an Klänge reih'n,
Musik durch unsre Seele zieht,
Und die Empfindung wird zum Lied,
So ist's der Töne Harmonie,
Ist Melodie!

Wenn hell und klar die Sonne glüht,
Die Blume lieblich duftend blüht,
Die Vöglein singen ihren Dank,
Im vollen heitern Rundgesang,
So ist's der Wesen Harmonie,
Ist Melodie!

Wenn durch der Liebe Feeenmacht
Das Leben glänzt in Zauberpracht,
Wenn Seele sich zur Seele fand,
Ein Herz das andere erkannt,
So ist's der Seelen Harmonie,
Ist Melodie!

Und wenn der Tugend hohe Lust
Beseliget des Menschen Brust,
Wenn er, versunken im Gebet,
Zu seinem höchsten Vater fleht,
So ist es Himmels-Harmonie,
Ist Melodie!

2.

Coquetterie.

Am Rosenstrauch die Knospen glüh'n,
Versteckt im duft'gen Blätterhaus,
Sie blicken durch des Laubes Grün
Neugierig in die Welt hinaus.—
O, herrliche Welt voll Sonnenschein,
Voll Licht und voll Lust, voll Lust und Pein!
„Und werd' ich noch lange Knospe sein?“

Die Rose prangt am Rosenstrauch,
Sie sprengte rasch ihr enges Kleid,
Ist wach geküßt vom Zephyrshauch,
Und duftet lieblich weit und breit,
Von ihrem Dufte prahlt Feld und Au,
Ihr fächelt der West, sie ziert der Thau,
Stolz trägt sie ihre Schönheit zur Schau!

Und jeder, der des Weges geht,
Der singt ihr Lob aus voller Brust,
Und jeder, der vor'm Strauche steht,
Der athmet ihren Duft voll Lust;
Da fragen sie im Feld und im Hain
Geschwätzig die andern Blümelein:
„Und wirst Du keinem zu eigen sein?“

Sie spricht: „Hätt' Einer mich gepflückt,
Ihm hätt' ich nimmer Heil gebracht,
Ich läg' am Boden, welk, geknickt,
Ein bleiches Bild gewes'ner Pracht.
So duft' ich, so lang mir Jugend blüht,
So lang noch Einer des Weges zieht,
In dessen Herzen Empfindung glüht!“

3.

Drei Sonette.

Der Regenbogen.

Den Himmel mit der Erde zu verbinden
Ist eine duft'ge Brücke ausgespannt,
Vom Himmel flattert sie, ein buntes Band,
Die arme Erde strahlend zu umwinden!

Es heißt, es sei ein reicher Schatz zu finden,
Wo sie berührt der Erde dunkeln Rand,
Doch ist ihr Ende noch nicht recht bekannt,
Und auch der Anfang schwerlich zu ergründen!

Doch wer den Schatz an seinem Orte hebt,
Wird namenlos beglückt so lang' er lebt.
Du eilst dahin? Dein Suchen ist vergebens!

Du kommst zurück, und kommst mit leerer Hand!
O nein, Du irrst, denn wisse nur, ich fand!
Du fandest? was? — „Die Täuschungen des Lebens!"

Flamme und Eis.

Euch reizet das geheimnißvolle Walten,
Durchstrahlt das Eis ein jäher Feuerschein,
Doch zuckend fühlt die Glut sich gleich erkalten,
Dringt nur ein Tropfen zischend auf sie ein!

Wie kann das Eis wohl haltbar sich gestalten,
Verzehrt es schwindend sich in Flammenpein;
Das eine stört des anderen Entfalten,
Und nimmer bringet Segen ihr Verein!

Ein jedes leidet, jedes ist verletzt,
Kein Sieg ist möglich in dem leid'gen Kampf,
Ob eines auch das andere erhasche.

O glühend Flammenweh! O eis'ger Krampf!
Was bleibt von eurem Wirken wohl zuletzt?
Zwei heiße Tropfen und ein Häuflein Asche!

Das Alpenglühen.

Der Tag war grau! — Der Gipfel fast erstiegen,
Die Höhen lagen da, ein dunkler Kranz,
Da brach, die Nebel mächtig zu besiegen,
Die Sonne vor im lichten Feuerglanz!

Die Gletscher sah ich glühend vor mir liegen,
Streiflichter zitternd spielen wie im Tanz,
Ich sog die Strahlen ein mit durst'gen Zügen,
Und fühlte jetzt den Werth des Daseins ganz!

Erwärmen kann sie nicht, nur blendend sprühen,
Warum so spät noch diese Sonnenpracht,
Wo schon der Tag sich neigt bei Last und Mühen,

Erklommen fast der Pfad ist und vollbracht!
Warum? — Es ist der Seele Alpenglühen
Bald sinkt die Sonne, und dann gute Nacht!

Elisabet B.

1.
Wenn düstrer Kummer in dir wohnet.

Wenn düstrer Kummer in Dir wohnet,
Wenn nagt der Gram an Deinem Herzen,
So laß zu ihm, der oben thronet,
Die Wolken ziehen Deiner Schmerzen;
So wie die Dünste, die da schweben
Auf schwarzer Erd', auf blauem Meer,
Aus ihren Tiefen sich erheben,
Wo kreis't das goldene Sternenheer.

So wie Dein Gott in seiner Milde
Aus Stoffen, die die Erd' bedrücken,
Die Wogen gießt auf die Gefilde,
Die jetzt dieselbe Erd' erquicken,
O, sieh! so wird er Deinem Herzen,
Sei's noch so muthlos, welk und krank,
Geheimnißvoll aus eignen Schmerzen
Bereiten den Genesungstrank.

2.
Wir haben in der Winterszeit.

Wir haben in der Winterszeit
Einander treu erfunden,
Es hat gefroren und geschneit,
Wir blieben eng verbunden.
Ein wärmerer Morgen hat gegraut,
Und als die Sonne das Eis zerthaut,
Da bist du mir entschwunden.

Die Sonne scheint, die Blumen blüh'n,
Ich sitz' auf üppigen Matten,
Mein Auge labt das frische Grün,
Der Eichbaum gibt mir Schatten.
Ich sehne mich nach der Winterszeit,
Da es gefroren und geschneit,
Und wir einander hatten.

3.

Serenade.

Die Straß' ist leer.
Im Himmelsmeer
Da schwimmen kleine Sterne.
Der Mond, er guckt
So keck hervor
Aus seinem dünnen Wolkenflor,
Was hat er hier zu schauen?
Mich ärgert sehr, mein trautes Lieb,
Sein Schimmer, ich bin nicht ein Dieb.
Die kleinen Sterne funkeln
Und seh'n sich an und munkeln.

Ach laß mich ein,
Mein Liebchen fein,
In deine traute Kammer,
Und wär' es nur
Dem Mond zu Leid,
Er wird noch gelber dann vor Neid,
Noch weißer dann die Sterne.
Mir ist nicht wohl, mein Herz, mein Glück,
Bei dieses Mond's fatalem Blick,
Bei dieser Sterne Funkeln:
Die Lieb' ist gern im Dunkeln.

Eduard Warrens.

1.

Das Lied.

Wie eine Perl' im Meere,
Die noch kein Taucher fand,
Ein Stern in himmlischer Sphäre,
Den noch kein Seher genannt;

Wie eine Ros' im Haine,
Von grünen Schatten umlaubt,
Die heimlich und alleine
Erhebt ihr strahlend Haupt;

So ruht in Dichters Herzen,
Der stumm des Weges zieht,
Gewiegt in Lust oder Schmerzen,
Das ungesung'ne Lied;

So köstlich, hehr und blühend,
In Dunkel und Schweigen versenkt,
Doch einstmals Strahlen sprühend,
Wenn's seine Pforten sprengt.

2.

Sonnenschein.

Liebe Sonne! dich bedaur' ich,
Daß dein goldner Strahlenkranz
So viel Stirnen, bleich und traurig,
Krönen muß mit seinem Glanz!
Daß so viel gebleichten Wangen,
So viel Augen, thränenschwer,
So viel Herzen, grambefangen,
Du begegnest allumher!

Alle Blumen auf den Wegen
Weckt dein Strahl, geliebtes Licht!
Alles drängt sich dir entgegen,
Nur betrübte Menschen nicht.
Diese flüchten bleich und schaurig,
Wo du nahend sie erschreckst,
Liebe Sonne! dich bedaur' ich,
Daß du so viel Leid entdeckst!

3.

Die Raupe.

Frühling ist's; — das reichste Leben
Wogt und rauscht und blüht und quillt,
Tausendfach verjüngtes Streben
Weckt dein Strahl, o Sonnenbild!

Vöglein schweben, Fischlein schwimmen,
Woge rauscht den Strand hinab,
Bien' und Käfer lustig klimmen
Blumenschalen auf und ab.

Mir auf's Buch des hohen Weisen,
Der das Herz mir ahnend schwellt,
Wohl verirrt auf seinen Reisen
Hoch vom Baum ein Räuplein fällt.

Frühlingsgast! Du darfst nicht weilen,
Deckst mir just das schönste Wort!
Von den wunderbaren Zeilen
Weht mein Athem schnell dich fort.

Und ich will auf's neu versenken,
Aug' und Sinn in jenes Blatt,
Doch umsonst! — weil all mein Denken
Schnell der Wurm verwandelt hat.

Schrieb' dies Lenzeskind Geschichte,
Wär' mein Athem ihm ein Sturm!
Weißt du mehr vom höchsten Lichte,
Weiser, als von mir der Wurm?

Wähnst du, daß du mehr ergründest,
Die das All der Welten schafft,
Jene Macht, und heller kündest,
Als das Räuplein meine Kraft?

Rühmst du dich, des Urgeist's Weben
Tiefer, inn'ger zu versteh'n,
Als in seinem Traumesleben
Jener Wurm mein Athemweh'n?

4.

Die Apfelblüte.

Du, Apfelblüte, sei mein Trost,
Vom grünen Baum geflogen!
Das Wetter, das dich wild umtos't,
Hat dich herabgezogen.
Du liegst am Boden, welkend schnell,
Im Mai dahingegangen,
Und wirst im Herbst nicht purpurhell
Als Frucht am Baume prangen.

Läßt so Natur doch allumher
Die liebsten Kinder sterben,
Was klag' ich denn, was zürn' ich mehr,
Läßt sie auch mich verderben?
Ich gelt' ihr mehr und minder nicht,
Als jene Blüt' am Baume,
Sie spendet mir dasselbe Licht,
Denselben Platz im Raume.

Rosa Warrens.

Trost in der Natur.

Wenn dich die Welt im Drange der Verblendung
Mit Haß und Leid gekränkt — o zürn' ihr nicht:
Vielleicht ist es ein Schmerztheil ihrer Sendung,
Daß sie die Blüten deines Frühlings bricht.

Vielleicht, daß aus der dunklen Scholle, welche
Du nun benetzt mit deiner Thränenflut,
Einst eine Blume keimt, in deren Kelche
Der Balsamthau für fremde Wunden ruht.

Du aber rette dich mit deinen Wunden
In's stille Reich der heiligen Natur;
Dort weine aus dein krankes Herz, gesunden
Kann doch ein Kind am Mutterbusen nur.

Da fällt vielleicht geknickt zu deinen Füßen
Ein duftig Blumenblatt — o blick' es an!
Und wisse, Kind: auch der Traum ward zerrissen,
Damit der Sturm verfolge seine Bahn.

Auch dies Blatt mußte einem Lenz entsagen,
Ob es dafür auch keine Klage hat:
So lern' auch du still dulden und ertragen,
Und sei ergeben — wie das Blumenblatt.

C. Cerri.

Der Mezzetin.

Historische Novelle.

Von

Friedrich Steinebach.

Mezzetin par d'heureux talens
Voudrait vous satisfaire,
Quoiqu'il soit depuis quelque tems
Presque sexagénaire,
Il rajeunira de trente ans
S'il peut encore vous plaire.

La Fontaine.

Die Wohlgerüche Indiens verbreiteten einen berauschenden Duft, persische Teppiche, Kunstwerke und Luxusartikel der kostbarsten Art wetteiferten, das Boudoir einer Dame zum herrlichsten Aufenthalte zu machen, den sich die Phantasie ersinnen kann. In den schwellenden Lehnstuhl zurückgebeugt saß die bezaubernddste Dame ihrer Zeit vor der Toilette, und Nymphengestalten waren um sie geschäftig, die Schönheit Dresdens mit unschätzbaren Kostbarkeiten zu schmücken, blieb gleich im Kampfe mit all diesen Perlen und Diamanten die unbeschreibbare Anmuth der Dame die unbestrittene Siegerin in jedem Auge. Uebersättigt von allen Schätzen der Welt, die um sie herumlagen, saß die ballmäßig geschmückte Dame im tiefen Sinnen vor ihrem Spiegel; so oft sie aber ihre Blicke erhob, leuchtete das Feuer ihres Auges so blendend, daß es die Umgebung wie

durch magische Gewalt zu fesseln wußte. Wer lange und tief in diese Augen sah, der mochte sein Ich nur zu leicht gefangen geben und lag gefesselt zu den Füßen dieser Venus.

Es war dies eine blühende, kaum vier und zwanzig Sommer zählende Dame, nur ein weibliches Herz, aber mächtig durch seine Liebe, gefürchtet in seinem Groll, und glühend in seiner Leidenschaft. Menschenleben wurden das Spiel dieser Schönheit, Seufzer hallten oft ihren Schritten nach, und doch konnte der niegesättigten Ruhmsucht kein Ziel genügen. — Niemand ahnte die Glut, welche diesen entzückend schönen Busen verzehrte. Viel geliebt und viel gehaßt, vom Glück emporgetragen und doch wieder tiefer gestürzt, als sie je gestanden, hatte sie während der kurzen Spanne ihres Lebens schon ein reiches, wechselndes Geschick erfahren.

Zu Deppenau im Holsteinischen im Jahre 1680 erblickte sie das Licht der Welt, Obrist Joachim von Broksdorf schloß sie in seine Vaterarme, und ihre seltene Schönheit erhob sie rasch zur Ehrendame bei der mit dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählten Prinzessin Johanna von Holstein-Plön. Blumen, die sich duftend und in Farbenpracht an der Straße dem Wanderer in den Weg stellen, bleiben selten lange ungepflückt, und Schönheiten, im Glanze der Höfe, sind nicht für die Einsamkeit geboren.

Zu Wolfenbüttel traf sie das Auge des geistvollen sächsischen Cabinetsministers von Hoymb, und bezaubert von ihrer Schönheit und Bildung, liebte er sie — ja er wählte sie zu seiner Gemahlin. Mochte aber eine trübe Ahnung durch seine Seele ziehen, oder Glut der Leidenschaft ihm Vorsicht rathen, die Sirene von Hoymb verschwand aus den Zirkeln des Hofes zum tiefen Leidwesen Aller, und der besorgte Gatte ließ sie auf seinen Gütern wohnen, wo er den Wunsch ihrer Seele belauschte.

Indes man schrieb damals das Jahr 1707, und es lebte und herrschte zu Dresden Friedrich August II., gewöhnlich

der Starke genannt, gleich stark im Siegen wie im Besiegtwerden. Er hatte nicht umsonst Paris gesehen, nicht umsonst ein Klein-Versailles zu Dresden gegründet, und mit ihm nicht nur die Prachtliebe, sondern auch die Galanterie auf sächsischen Boden verpflanzt. Wäre somit die schöne von Hoymb ein Geheimniß geblieben, so wäre dies ein Wunder gewesen, oder mindestens hätte die Lippe ihres verliebten Gatten nicht davon überfließen sollen, wovon sein Herz voll war.

Eines schönen Abends nämlich saß der Cabinetsminister dem Könige von Polen gegenüber, den perlenden Champagner in langen Zügen schlürfend, und wie gewöhnlich waren die Frauen der Gegenstand der souverainen Schwärmerei. Von Hoymb aber ließ kein Loblied gelten, als das auf seine Frau, die er mit so glühend schönen Farben schilderte, daß eine orientalische Phantasie ihm eigen zu sein schien. Der königliche Freund horchte hoch auf, und wußte durch Widerspruch so schlau den begeisterten Anbeter seiner Frau aufzustacheln, daß er versprach, die Schönheit sondergleichen nach Dresden zu bringen.

Es galt eine Wette, ob die Schönheit seiner Frau die Palme verdiene? Die Frau errang die Palme, v. Hoymb gewann die Wette und hatte doch alles — verloren. August II. sah und war entzückt — Frau von Hoymb sah und war geblendet — sie ließ sich von ihrem Gemahl scheiden und erstand von Neuem als: Madame de Cosel, bald darnach zur Gräfin erhoben.

Seither herrschte sie durch die Macht ihrer Reize, ein herrliches Palais erhob seine stolzen Fronten für sie und führt noch jetzt ihren Namen, eine Million Thaler hatte diese königliche Flamme bereits dem schönen Sachsen gekostet — ihr Wille galt für Befehl, wer ihr zuwider war — mußte fallen, selbst der treue Kanzler Graf Beichling ward durch die Launen dieser mächtigen Dame gestürzt; ihn, seinen Liebling, brachte August der Starke — seiner Schwäche zum Opfer!

Wenn Erfahrung altern macht, wenn Erlebnisse Klugheit bringen, hatte die Gräfin früh schon beides errungen; auf ihren schönen Schultern lastete bereits mehr, als gewöhnliche Seelen zu tragen vermögen. Diese Dame nun war es, die am 5. Mai 1707 beim Scheine zahlreicher Lichter vor ihrer verschwenderisch prachtvollen Toilette saß, in tiefes Sinnen verloren. Mochten nun wie eine Fata morgana vergangene Stunden, verscherzter Herzensfriede, Träume schwindelnder Größe vor ihrem innern Auge vorüberziehen — wir wissen es nicht, mit eins aber fand ihr Nachdenken ein rasches Ende. Die Toilette war bestellt, es nahte die Stunde des Festes, dergleichen damals Dresden mit schwelgerischer Pracht zu sehen gewohnt war, und die schöne Gräfin besah sich zufrieden und selbstgefällig im venezianischen Glase, wobei der Abriß ihrer junonischen Gestalt sich auf den Vorhängen von kostbaren Spitzen abzeichnete und ein Herz in glühenden Schlägen pochen machte, ohne daß die Freundin August II. es ahnte.

Zur selben Zeit gieng es nämlich in einem gegenüber liegenden Theile des Cosel'schen Palastes gar toll und lustig her — es war dies die Garderobe der italienischen Schauspieler, welche heute den „Arlequin Proteé", das Lieblingsstück Königs August, darstellen sollten. Da sah es denn bunt und seltsam aus, noch seltsamer sahen sich die Gestalten der Schauspieler an, die eben auf halbem Wege waren, sich ihres Ichs zu entkleiden und sichtbar wie geistig den Charakter ihrer heutigen Rolle anzuziehen.

Lustig und sprühend von Witz lief der Faden ihres Gespräches dabei hin und wieder, aber abseits in der Vertiefung des geöffneten Fensters stand ein Mann schweigsam auf die Brüstung gestützt und starrte in die Nacht hinaus, hinüber nach dem Fenster, an dessen Gardinen sich der schöne Abriß der mächtigen Gräfin abzuzeichnen begann. Dieser Lauscher war ein Mann von einnehmender Schönheit, orientalischen Zügen, umrahmt von reichem tiefschwarzen Lockenhaar; eine geistvolle Stirne,

ein Auge voll südlicher Glut, eine hohe Gestalt voll Adel und Grazie der Bewegung machten ihn zum Liebling der Damen, zum Liebling des Königs, zum auserkornen Jünger der Kunst. Im reichgestickten Hofkleide, den Degen an der Seite, den mit Plümage aufgeschlagenen Hut unter dem Arme und die rechte Hand nachlässig in die reich galonnirte Weste gesteckt, wo sie mit den köstlichen Brüsseler Spitzen spielte, die mit koketter Fülle die Brillant-Agraffe des Jabots verdeckten — so stand dieser Mann bewegt am Fenster. Seine Blicke flammten, seine Brust hob sich rascher, Seufzer entstiegen derselben, während er den Schatten drüben lauschend folgte; — was um ihn geschah, wie die Schauspieler seiner Truppe sich über das prächtige Hofkleid ihres Directors lustig machten, darauf achtete er nicht.

„Laß ihn, Bergamo, laß ihn," flüsterte der Pantalon der Truppe einem Collegen zu, der über den Lauscher am Fenster spottete, „unser Arlechino ist jetzt ganz und gar in seine Würden und Ehren versunken; er denkt den Teufel an Dich und an Deine Witze."

„Wie der Mensch sich ändern kann," kicherte Flaminia Scala, die Colombine, „wenn ich bedenke, wie wir in Braunschweig spielten, und Freund Angelo bloß zu uns kam, weil das italienische Theater in Paris sich aufgelöst hatte, — und jetzt."

„Still doch, Flaminetta, still, daß Angelo Dich nicht hört. Es ist nicht unser Camerad, nicht der Lustigmacher, der dort steht, sondern der geadelte Herr Director der menus plaisirs, der Kämmerer Sr. Majestät und Aufseher der Cabinets-Juwelen; das siehst Du doch an dem galonnirten Rock und der rothen Plümage. In einer Viertelstunde freilich ist es wieder mit all' der Pracht und Herrlichkeit vorbei und Angelo trägt die Scimarra, wie wir andern demüthigen Hof-Comödianten Sr. Majestät."

Mit klirrenden Sporen und langem spanischen Stoßdegen trat der Capitano Matamore der Truppe hinter den

Sprechenden und Lästerern hervor und nahm verdrießlich das Wort:

„Seid nicht neidisch, Kinder! denn es ist doch nichts als der bare, schnöde Neid, wenn ihr den Director verhöhnt. Wir könnten alle Hunger leiden, wenn er nicht wäre und des Königs Gunst besäße, — und daß er sie hat, Kinder! kommt ganz einfach daher, weil er besser Comödie spielt als wir, weil er noch nie in der commedia dell' arte eine Rede schuldig geblieben und weil er besser Comedaste macht als Albertucci, Soirotto und Passamare. Drum seid still, Kinder! seht Euch lieber Euer Argumento noch ein wenig durch — besonders Du, Buonaventura, sehr verdrießlicher Pantalon, damit Du, ihm gegenüber, nicht wieder stecken bleibst zu großer Ergötzlichkeit der Gräfin."

Im selben Momente verschwand drüben der reizende Schatten; seufzend sah ihn der Lauscher verschwinden, dann fuhr er sich mit seiner kalten Hand über die glühend heiße Stirne, als wollte er sich gewaltsam ermannen. Eilig verließ er das Zimmer, und eilte hinab auf's Theater, wo noch alles still und dunkel, einsam und glanzlos war. Bewegt schritt er auf und nieder, eine heftige Glut schien seine Brust zu durchtoben, die Allgewalt des Ernstes umnachtete seine schöne Stirne, Wehmuth und Schmerz spielte um seine edlen Züge — und doch war er der königliche Lustigmacher, der Arlechino, über den man oft des Lachens kein Ende fand. Eine Viertelstunde darnach mußte er die Breter betreten, welche die Welt bedeuten, und Schnurren und Possen treiben, wollte er in Gnade bleiben und dieß alles mit der nagenden Leidenschaft im Innern. Reich an Gegensätzen ist das Leben; ein Blumenhügel deckt oft Moder zu, und Thränen werden oft des Glückes Saat.

2.

Zur selben Zeit erglänzten in einem Lichtmeere die Empfangszimmer des Cosel'schen Palastes. Die Frühlings-Appartements dieses Feenschlosses, das König August nach den vier Jahreszeiten hatte einrichten und mit orientalischer Pracht ausstatten lassen, waren geöffnet. Haiduken, Läufer, Kammerlakeien und Pagen drängten sich auf den breiten Treppen und in den Vorzimmern. Alles athmete Pracht, Genuß, Majestät. Während auf dem mit Pechfackeln erleuchteten Perron die Equipagen vorfuhren und die Gesellschaft sich versammelte, beendete die Gräfin von Cosel ihre Toilette und entzündete man die Lampen des eleganten Theaters in dem Palaste derselben.

Bald füllte den Theatersal eine Menge der prachtvollsten Gäste, Damen in feenhaften Toiletten, ausgezeichnet durch Jugend und Anmuth, wurden von Adeligen und Würdenträgern Sachsens, von den reichsten polnischen Edelleuten in ihrem verschwenderischen National-Costüme, von den angesehensten Männern der halben Welt umschwärmt, welche alle die Prachtliebe, die Genußsucht am Hofe König August vereinte.

In der Mitte des Sales ging König August im vertraulichen Gespräche mit seinem ersten Minister, dem Grafen Flemming, auf und nieder, indem er nur hin und wieder den Eintretenden zunickte und den ehrfurchtsvollen Gruß der polnischen Großen obenhin erwiederte. Beide waren im Gespräche vertieft und ziemlich aufgeregt, denn vor kurzem hatte er die Nachricht erhalten, daß sein erbittertster Gegner König Karl XII. die sonderbare Laune gehabt habe, ihn in seiner Residenz mit einem Besuche zu überraschen, der alle Welt in sprachloses Staunen versetzte. Das Staunen begreift sich leicht, wenn man das Leben der beiden Monarchen überblickt, die sich heute in dem engen Raume dieses Theatersales zusammenfanden und dieser Vorstellung eine geschichtliche Bedeutung verliehen. August II., Kurfürst von Sachsen nämlich, der zweite Sohn

Johann Georgs III. und der dänischen Prinzessin Anna Sophia, geboren am 12. Mai 1670 zu Dresden, hatte auf seinen Reisen nicht nur Ueppigkeit und Prachtliebe, die er an den Höfen von London und Versailles fand, lieb gewonnen, sondern ließ auch durch die Huldigungen, die seine persönlichen Vorzüge empfiengen, einen Ehrgeiz in sich erstarken, dem sein Stammland zu klein werden mußte. Erprobt als Held in der Führung des Reichsheeres gegen Frankreich, berühmt geworden durch seinen Oberbefehl über das österreichisch-sächsische Heer gegen die Türken in Ungarn, entfalteten seine kühnen Wünsche ihre mächtigen Flügel, um auf den durch Johann Sobieski's Tod erledigten Thron sich zu schwingen. Zehn Millionen polnische Gulden und die Religion seiner Väter brachte August seinem Stolze zum Opfer, und am 27. Juni 1697 ward er von dem versammelten Reichstage zum Könige erwählt; da indes eine Partei sich gegen ihn für den Prinzen von Conti erhob, so rückte er mit 10,000 Sachsen in Polen ein, worauf am 15. September seine Krönung in Krakau erfolgte, Conti aber nach Frankreich zurückkehren mußte. Sehr bald fühlte Sachsen die Last der neuen Krone, denn August hatte bei seiner Thronbesteigung versprochen, die an Schweden abgetretenen polnischen Provinzen wieder mit dem Reiche zu vereinigen; dessen ungeachtet waren die polnischen Großen dem Kampfe abgeneigt, den August sohin mit sächsischen Truppen und auf Kosten seines Erblandes führen mußte. Er verband sich mit Dänemark und Czar Peter; aber Karl XII. zwang Dänemark zum Frieden von Travendal, besiegte die Russen bei Narva und brach Sachsens Stärke in Trümmer durch sein siegreiches Schwert bei Klistow und Pultusk. August wurde von dem Reichsrathe der polnischen Krone für verlustig erklärt, Stanislaus Lescinski, Woiwode von Posen, ward auf Karl XII. Anstiften zum König von Polen erwählt, und der Kurfürst von Sachsen mußte Friedensunterhandlungen beginnen, für die er Karl XII. dadurch zu gewinnen suchte, daß

er sich so weit demüthigte, ihn in seinem Lager zu Altranstädt selbst zu besuchen. Der stolze Sieger empfieng den ehrgeizigen August, von dessen Scheitel er den Strahlenkranz der Königskrone genommen, dessen heißesten Wunsch, dessen Glück er rein in Trümmer gestürzt hatte, in der Mitte seines Heeres, im Zenith seiner Größe, und um August's Demüthigung vollständig zu machen, nöthigte er ihn, Stanislaus mit einem Glückwünschungsschreiben die Juwelen und Archive der Krone zu übersenden. Gestürzt aus seinem Himmel kehrte August nach Dresden zurück, wo ihn Genuß und Prachtliebe, Feste und Freuden für den herben Verlust entschädigen sollten, und kaum begann jetzt eben die frische Wunde zu vernarben, so ward ihm die ergreifende Botschaft, daß Karl XII. ihn so unerwartet mit einem Besuche zu überraschen gedenke. Der Sieger setzte seinen Besiegten die Ferse auf den Nacken inmitten seines Hofes, inmitten seines Glanzes — und die Sitte, die Politik befahl diesem, mit lächelnder Miene denjenigen Mann willkommen zu heißen, den er haßte wie keinen zweiten auf dieser Erde.

Es war somit von vielem Interesse für den stillen Beobachter, die verschiedenen Eindrücke zu sehen, welche die anwesenden auf einander machen würden. Namentlich wußten die polnischen Edelleute, welche ihren König leichthin aufgeopfert hatten, nicht recht ihre Verlegenheit zu verbergen; noch allgemeiner war aber der Eindruck der Nachricht, daß binnen kurzem Karl XII. in die Mitte dieser Versammlung eintreten werde.

Unter dem Gewichte dieser Neuigkeit gieng auch der Kurfürst ziemlich aufgeregt mit dem Grafen Flemming auf und nieder, wornach er sich im eifrigen Gespräche mit dem Rücken an das erhöhte Podium der Bühne lehnte, einen weiten Raum zwischen sich und den eintretenden lassend.

„Sieh nur, Flemming“ sprach er bitter, lächelnd, „wie sie sich bücken und mit der Stirne beinahe den Boden berühren, diese Herren Polen. Ja, wer so albern wäre, ihnen zu glauben.

Mit Sehnsucht sehen sie schon meinem werthen Gaste, dem schwedischen Dragoner, entgegen."

„Eure Majestät hat sie ja stets nach ihrem wahren Werthe gewürdigt: wetterwendisch im Glücke, treulos im Unglück."

„Ja, ja, nun sehen sie schon ihren Herrn Lescinski als König von Karl XII. Gnaden, sie nehmen die Feste meines Hofes nur so im vorbeigehen mit, en attendant der Warschauer Fêten."

„Ich gestehe Eurer Majestät! es ist für mich ein beängstigendes, peinliches Gefühl, wenn ich bedenke, daß der Mann, der Eurer Majestät erbittertster Feind ist, heute hier an Eurer Majestät königlichem Hofe als Gast erscheint und seinen Hohn unter der Maske der Freundschaft auf's höchste steigert."

„Was soll ich thun, Flemming! ich kann ihm doch die Thüre nicht weisen? Wenn er unhöflich genug ist, mich mit seinem ungebetenen Besuche zu beehren, so will ich wenigstens nicht thun wie er, sondern ihn aufnehmen wie einen König."

„Wenn dieser König Karl Eurer Majestät erhabenen Bundesgenossen, den Czar, mit einem solchen Besuche belästigte, so würde derselbe gewiß dafür sorgen, daß der Besuch möglichst lange dauerte, und die Gastwohnung so enge und fest wie möglich ausfiele."

„Bei Gott, so eine Wohnung wünschte ich meinem Herrn Vetter von Schweden recht aus dem Grunde meines Herzens!"

„Es liegt ja nur in Eurer Majestät Hand, ihm eine solche anweisen zu lassen. Wahrlich kein besseres Mittel gäbe es, den Altranstädter Frieden zum Wohle Sachsens ausschlagen zu lassen!"

„Stille, stille, Flemming! Ich war eher Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, als König von Polen, und habe daher immer noch etwas deutsche Treue und Redlichkeit in meinem Gemüthe. Nichts von solchen Vorschlägen — der Gast ist mir heilig. Freilich, hätte ich ihn nach der

Bataille bei Kalisch so gehabt, wie ich ihn jetzt — doch, sieh da — dort kommt ja unsere Gräfin, unsere Fee, unsere liebenswürdige Wirthin!"

Bei diesen Worten verließ der König seinen bisherigen Platz und gieng einer Dame entgegen, die aus einem Seitenzimmer in den Gesellschaftssal trat und dem Könige eine tiefe, aber doch vertrauliche Verbeugung machte. Es war die Gräfin von Cosel. Ihre Schönheit, gehoben durch die ausgesuchteste Pracht ihrer Toilette, überstrahlte alle, ihr Gruß bezauberte, ihr Lächeln fesselte mit magischer Gewalt. Ihr huldigte alles — sie war die allmächtige Sonne des polnisch-sächsischen Hofes.

Unmittelbar hinter der Gardine des Theaters stand aber derselbe Lauscher, den wir vorerst im Staatskleide in der Garderobe des Theaters gesehen haben. Es war der Dirctor der Schauspieler, selbst der erste Künstler der italienischen Truppe. Angelo Constantini war sein damals berühmter Name. Auch er konnte kein Auge von der reizenden Erscheinung der Gräfin abwenden, in seiner Leidenschaftlichkeit öffnete er, weiter als er sollte, die rauschenden Draperien der Gardinen und wurde halb sichtbar. Alles um sich her vergessend und nur im Anschanen der wunderschönen Frau vertieft, achtete er nicht darauf, was um ihn sich noch weiter begab. Mit eins rieß ihn aber ein Wink des Königs aus seiner Bezauberung, er trat vom Vorhange zurück, und eilte hinter die Coulissen und zu einer kleinen Verbindungsthür, die von der Bühne in den Sal hinunter führte.

„Bist Du bei Laune, Angelino?" fragte der König den mit tiefer Verbeugung hereintretenden Constantini. „Werden wir heute lachen?"

„Ich werde das äußerste thun, um Eure Majestät zufrieden zu stellen," antwortete Angelo, der des Königs gute Laune bemerkte.

„Ich will's hoffen, und sage Deinem Capitano, er soll

heute sein Maul noch voller nehmen als gewöhnlich. Wir haben heute einen Gast, der sich auf Heldenthaten versteht; laß ihn aufschneiden und lügen nach Herzenslust, er kann sich heute ganz gehen lassen." Zur Gräfin gewendet, setzte er in polnischer Sprache, die Angelo nicht verstand, hinzu: „Vetter Karl versteht kein Italienisch, so viel ich weiß, und so giebt es einen Spaß zum todtlachen, wenn der da oben recht plärrt und aufschneidet. Hoffentlich ist Angelo so klug, mich zu verstehen. Befehlen mag ich es ihm nicht gerade — aber wenn der Capitano zum Frühstück 200 und zum Abendbrod 400 Russen gefressen hätte, übel könnte ich es ihm nicht nehmen."

„Wer spielt denn heute die Colombine, Angelinuccio?" fuhr der König wieder italienisch fort.

„Die Scala, Eurer Majestät aufzuwarten."

„Noch immer die Flaminia mit der Stumpfnase — Angelo, ich bitte Dich, schaffe mir eine hübschere Colombine, oder ich schicke den Vitzthum nach Italien, der soll eine ausfindig machen."

„Wozu?" fiel die Gräfin ein, „die Flaminia ist eine tüchtige Schauspielerin, und mit der Schminke . . ."

„Sieht sie gerade so aus, daß sie Eurer Erlaucht keine Sorgen macht," ergänzte der König; „die Frau Reichsgräfin geruhen doch wohl nicht wieder ein Mal eifersüchtig zu sein?"

„Wie könnte ich das, da Eure Majestät mir noch nie Ursache gegeben haben?"

„Ei nun das will ich gerade nicht behaupten. — Apropos, Angelo, Du bist in letzter Zeit ja ein ernster, verstimmter Arlechino gewesen? Sind Dir etwa Deine Aemter und Würden zu Kopfe gestiegen? Das sollte mir leid thun. Lieber will ich den Kämmerer und Juwelen-Inspector, als meinen lustigen, lieben Mezzetin verlieren."

Mit einem feinen Lächeln und einer vielsagenden Bewe-

gung des Fächers sagte jetzt die Gräfin: „Wer weiß, Signor Constantini ist vielleicht verliebt?"

„Nicht verliebt," erwiederte erglühend Angelo, „er liebt, liebt innig, unglücklich und hoffnungslos!"

„Ei! Ei! Signor Cameriere. So thu mir wenigstens den Gefallen und liebe hoffnungslos vor der Ouvertüre oder hinter den Coulissen so viel Du willst. Wenn Du aber spielst, so lasse davon nichts merken, sonst ist es aus mit unserer Freundschaft."

„Eure Majestät befehlen, der Hofcomödiant gehorcht! Mag es innen stürmen und toben, außen will ich toll und lustig sein. Ich beziehe meinen Sold und habe mich jeden weiteren Anspruchs an die Welt begeben. Wir Schauspieler sind ja nun ein Mal dazu bestimmt, unsere Gefühle unter eine Maske verbergen zu müssen, und wenn wir dann nur wenigstens das Glück haben, die Geliebte gegenwärtig zu wissen bei unserm Spiel, dann," setzte Angelo zögernd bei und ein Flammenblick traf die Gräfin.

„So! So! Also bei Hofe hat sich Signor verliebt — sieh! — eine kühne Wahl, gewiß eine Polin, eine von den wenigen, die das launische Glück noch an meinem Hofe läßt. Nun, Glück zu, es sollte mich freuen, wenn einer der Herren Magnaten Wunder und Zeichen erlebte!" scherzte König August, leichthin lächelnd.

„Also tadeln es doch Eure Majestät nicht, daß ein Schauspieler seine Augen zu einer Dame zu erheben wagt, die das Glück hoch über ihn gestellt hat?" fragte Angelo, den Blick mit einem eigenthümlichen Ausdruck auf die Gräfin geheftet.

„Tadeln nun gerade nicht; aber sieh zu, daß Du bei Deiner Amour keine eindringlichen Lehren bekommst, wie es schon ganz anderen Leuten vor neun Jahren zu Warschau passiert ist. Ueber oder unter seinem Stande leben kann eigentlich nicht tadelnswerth sein, sonst verdienten wir beide, meine süße Cosel und ich, tüchtig ausgescholten zu werden."

Ein böses, stechendes Lächeln spielte um die Lippen der Gräfin, und Angelo's Gesicht erglühte in hoher Freude.

3.

Dieses für die betreffenden Personen bedeutungsvolle Gespräch wurde aber durch eine plötzliche Meldung unterbrochen, denn „Seine Majestät von Schweden!" rief eine Stentorstimme auf dem Flur.

Zwei Haiduken, die wie eingewurzelt an den Battans der mächtigen Eingangsthüre standen, riefen dem Echo gleich „Seine Majestät von Schweden!", wonach zwei allerliebste Pagen, dem damaligen Ceremoniel gemäß, mit tiefer Verbeugung von der Thüre in die Mitte des Sales schreitend „Seine Majestät von Schweden" mit einem Ernste meldeten, als ruhte darauf das Wohl der halben Welt. War nun der Moment gleich von keiner welthistorischen Bedeutung, so elektrisierte der Reiz, die Pikanterie der Situation, in welche dieser Besuch des Feindes, des Siegers, den Besiegten versetzen mußte, doch die ganze Versammlung, und es herrschte wie durch ein Zauberwort die tiefste Stille im Sale.

König August trat von der schönen Gräfin weg, ein paar Schritte der Thüre zu und sagte mit der ihm eigenen Anmuth und Feinheit zur ebenso zahlreichen als glanzvollen Gesellschaft: „Nun, meine Herren lassen Sie uns unsern erhabenen Gast herzlich willkommen heißen."

Im selben Momente stand auch schon der Held des Jahrhunderts, die Größe der Zeit, der tapferste Degen, der große Karl XII. auf der Schwelle. Ein nicht großer, hagerer Mann im einfachen blauen Rock, dessen gelbaufgeschlagenen Schöße nach dem militärischen Schnitte jener Zeit mit den Spitzen zusammengehakt waren, große ungewichste Reiterstiefel, eine schmale rothe Halsbinde und ein paar mächtige gelblederne Stülphandschuhe tragend — so blieb er an der Schwelle stehen und übersah mit großen Augen und stolz hintenüber geworfenem

Kopfe die prachtvolle, gold- und juwelenstrotzende Gruppe, in deren Mitte König August, mit gewähltester Pracht gekleidet, sich ihm näherte.

„Gott zum Gruße, Kurfürst!“ rief Karl XII., mit lauter Stimme, indem er auf der Schwelle stehend, ruhig wartete, bis der stolze August ihm bis zur Thür entgegenkäme und ihn bewillkommnete.

König August, schon tief verletzt, daß Karl ihn nur Kurfürst und nicht Eure Majestät angeredet, durchschaute bald die Absicht seines Gastes und blieb plötzlich, noch ungefähr zwanzig Schritte von der Thür entfernt, stehen, mit ihm sein Hof.

Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr dieß Stillstehen die Versammlung, und es trat eine Todtenstille ein.

„Seid willkommen!“ sprach mit bebender Stimme der beleidigte August. „Ich freue mich des Glückes, meinen berühmten Vetter, den glorreichen König von Schweden, in meiner Hauptstadt zu begrüßen und spreche im Namen aller meiner treuen Sachsen dieß herzliche Willkommen aus!“

„Danke schön! danke! — Soll mich freuen, wenn ich wirklich willkommen bin,“ entgegnete scharf betonend Karl XII. Noch immer standen beide in derselben Entfernung, erwartend, harrend, sich mit den Blicken verschlingend.

Endlich mochte Karl XII. es fühlen August gereizt zu haben; er trat in den Sal, und kaum stand er inner der Schwelle, so schritt der Kurfürst rasch auf ihn zu, umarmte ihn und führte ihn in die Mitte des Sales, wo der schlichte Soldat einen mächtigen Contrast bildete gegenüber dem Kreise all' dieser prachtvollen Damen und Edelleute.

In weiter Runde ordneten sich die anwesenden, die verheirateten Männer neben ihren Frauen, die unverheirateten Cavaliere rechts, die Fräulein ihnen gegenüber links, während die ganze Thürseite des Sales mit einem dichten Schwarm von Hofdienern bedeckt war. Es gab ein an sich wie durch die Gegensätze interessantes Bild; denn nur am Hofe zu Versailles

war eine ähnliche Pracht in Europa zu finden, wie Friedrich August sie hier um sich vereinte. Rasch begann die Präsentation. August stellte seinem königlichen Gaste die bedeutendsten Männer seines Hofes vor, an denen er nicht arm war, und mit Stolz und Selbstbewußtsein traten die Sachsen dem König entgegen, während die Polen nicht wußten, wie sie sich benehmen sollten. Sie fürchteten selbst hier von dem glatten Helden Vorwürfe hören zu müssen, daß sie dem von Karl XII. beschützten Stanislaus Lescinski, den er auf den Thron gesetzt, nicht gehuldigt hatten, und es vorzogen, noch immer an diesem prachtliebenden Hofe zu leben. Es kam endlich auch die Reihe der Vorstellung an die Damen und natürlich begann Friedrich August mit der Gräfin von Cosel, indem er mit einschmeichelnder Grazie sprach: „Ihre Erlaucht die Reichsgräfin von Cosel, aus dem Hause Broksdorf im Holsteinischen — die Perle meines Hofes und die schönste Frau meines Kurstaates!“

„So?“ antwortete König Karl kalt und trocken, „ist ja wohl die Abgeschiedene von Hoymb?“

Verletzt und erröthend verbeugte sich die verlegene Gräfin, die wohl fühlte, daß Karl ihr absichtlich wehe thun wollte, indem er ihres ersten Gatten gedachte, von dem sie sich aus Eitelkeit und Sucht zu glänzen geschieden hatte.

„Wo ist denn die Königsmark jetzt?“ fragte Karl, zu seinem verlegenen Wirthe gewendet. „Es hat mir leid gethan, sie damals nicht selbst sprechen zu können, als Eure Kurfürstliche Gnaden sie zu mir schickten; aber ich kann die hübschen Weiber nun einmal nicht leiden, und fürchte mich vor ihnen wie vor dem hellen Feuer.“

„Die Gräfin Aurora ist gegenwärtig Propstin des Stiftes zu Quedlinburg,“ antwortete kurz abbrechend König August.

„Ja! Ja! so geht's!“ entgegnete bitter Karl XII., „lustig gelebt, so lange sie hübsch sind und hernach recht viel ge-

betet, damit der liebe Gott da oben einmal ein Auge zudrücke."

Schnell, mit Flammenröthe auf den Wangen und Blitzen im Auge, entgegnete die Gräfin: „Wir armen Frauen finden nun einmal keine Gnade vor den Augen Eurer Majestät — wenn wir aber auch Betschwestern werden, so können wir doch vertrauensvoll zum Himmel aufsehen, denn wir haben wenigsten nie leichtsinnig Menschenblut vergossen."

Eine dunkle Wolke des Zornes flog über die Stirne König Karl's; er strich sich heftig die Haare hinter das Ohr und, eine barsche Antwort mühsam unterdrückend, drehte er sich rasch um. August aber lächelte und nickte der ironischen Gräfin freundlich zu. — Um aber keine lästige Pause entstehen zu lassen, rief der König den Inspecteur des menus plaisirs, Angelo Constantini, herbei und fragte, als dieser, seiner Befehle gewärtig, neben ihm stand, seinen königlichen Gast:

„Was befehlen Eure Majestät heute Abend: Grand jeu, Concert, Théâtre, Festin de danse oder Feu d'artifice?"

„Offen gestanden! Ich bin kein Freund von dem allem," entgegnete möglichst höflich König Karl; „ist's aber hier so Gebrauch, i nu! so kann ich's wohl auch ertragen. — Jeder nach seinem Geschmack!"

„So wollen wir zuerst ein Concert hören, und Eure Majestät geruhen dann eine Vorstellung meiner italienischen Comödianten mit anzusehen. Angelo, laß die Lautenisten eine Chaconne spielen, und kleide Dich dann rasch um zu Deiner Rolle."

„Ist das auch ein Comödiant?" fragte verwundert König Karl, den prächtig gekleideten Constantini mit einem verächtlichen Lächeln vom Kopfe bis zu den Füßen messend.

„Allerdings," entgegnete August. „Und zwar ein sehr berühmter, der Nachfolger Domenico Bianolelli's, des größten Arlechino seiner Zeit. Er hat einen ganz neuen Charakter erfunden, den Mezzetin, weil das Publicum in Pa-

ris ihn gern ohne Maske sehen und sich an dem beweglichen Ausdrucke seines Gesichtes erfreuen wollte. Eure Majestät werden gewiß mit ihm zufrieden sein. Mache Deine Sache gut, Angelo — Du hast heute die Ehre, vor dem größten Kriegshelden unseres Jahrhunderts zu spielen.

„Hm!" antwortete Karl, „unseres Jahrhunderts? Da habt Ihr wohl Recht; wir haben jetzt erst das siebente Jahr desselben. Wer weiß, wie lang es mit dem Spaß noch dauert. Ich wollt', ich wäre mit meinem lieben Vetter Peter erst fertig; der lernt mir zu viel ab."

Angelo hatte sich inzwischen mit einer tiefen Verbeugung entfernt, nicht ohne nochmals seine wie von einem Zauber an die herrliche Gestalt der Gräfin gefesselten Augen mit einem flammenden Blick auf sie zu richten, über deren Stirne wiederholt ein Schatten des Unmuths hinzog, sobald sie ausdrucksvoll Angelo's Blick auf sich gerichtet sah.

Die Versammlung begab sich an die bestimmten Plätze, und das Concert sollte beginnen.

4.

Nicht bald war ein schwerer zu befriedigender Zuseher als Karl XII. zu finden, und gelang es, ihn, der sich nur unter Soldaten und auf dem Schlachtfelde heimisch fühlte, zu fesseln, so hatte die Kunst der Schauspieler einen wahren Triumph gefeiert. Es fühlte sich daher Friedrich August neben seinem Vetter nicht besonders behaglich, als Angelo sich zurückzog um den Lautenisten der Capelle das Zeichen zum Beginne des Concertes zu geben.

Karl's Ruhe und lauschendes Sitzen währte auch wirklich nicht lange. Er stand alle Augenblicke auf, sah bald den Theorbisten und Lautenschlägern auf die Noten, oder gab den Tact, betrachtete bald die Gemälde an den Wänden, oder sprach oft angelegentlich mit einigen hinter ihm sitzenden polnischen

Magnaten. Da nun jedesmal der ganze Hof aufstand, wenn König Karl sich erhob, so gab es ein Geräusch, eine Unruhe in der Versammlung, die seltsam gegen das steife ceremonielle Wesen an Friedrich August's prachtliebendem Hofe abstach. Wer sich am unbehaglichsten fühlte, war natürlich der Kurfürst; er, der schöne, in höchster Manneskraft blühende Monarch, an Pracht und üppigen Glanz gewöhnt, gegenüber dem einfachen, schlichten Soldaten, der ihn besiegt, der unabläßig daran arbeitete, ihm die polnische Krone gänzlich zu entreißen, die er so theuer mit dem Absbchwören seiner Religion erkauft hatte. Er suchte seinen Unmuth im Gespräch mit seiner Nachbarin, der schönen Cosel, zu vergessen und fragte plötzlich wie zerstreut und um nur über etwas zu sprechen:

„In wen ist denn Angelo eigentlich verliebt, Cosel, weißt Du es?"

„Ich wüßte es wohl, aber ich glaube kaum, daß ich es wagen darf, Eurer Majestät . . ."

„Du weißt, ich bin in diesem Puncte so nachsichtig, als ich wünsche, daß es andere mit mir sein möchten. Wer ist es? Nun Du machst mich ordentlich neugierig?"

„Nein ich darf es Eurer Majestät nicht sagen, meine Zunge könnte hier ein Unglück stiften.„

Eben wollte August noch heftiger in die Gräfin dringen, den interessanten Namen zu nennen, so unterbrach sie die Annäherung König Karl's, der eben einen polnischen Grafen verließ und auf den Kurfürsten zukam. „Ich höre da von dem Castellan Marziewicz, daß Eure Kurfürstliche Gnaden noch im Besitze der polnischen Kron-Juwelen sind. Ist dem so?"

„Allerdings, Eure Majestät," entgegnete beleidigt und gereizt der angesprochene. Seit meiner Krönung in Warschau sind die Juwelen in meinen Händen, und werden es bleiben, so lang ich König von Polen bin!"

„Hm! So, so!" entgegnete malitiös lächelnd Karl XII. „Da haben sich aber die Polen neulich einen andern König ge-

krönt, meinen guten Freund und Vetter Stanislaus Lescinski, und so viel ich weiß, haben Eure Kurfürstliche Gnaden ihm selbst dazu gratuliert und die Kron-Archive geschickt — nicht wahr? — Oder irre ich mich?"

Mühsam bezähmte August eine gewaltige Regung seines Innern und schwieg, obwohl seine Lippen zuckten, auf denen eine heftige Antwort schwebte. Mit unverwüstlicher Ruhe fuhr aber Karl in seiner schonungslosen Weise fort: „Schickt ihm doch die Kron-Juwelen, Herr Kurfürst, ich bitte Euch; Euch bleibt ja noch genug dergleichen glänzendes Zeug. Thut es mir zu Gefallen."

Das war zu viel für Friedrich August; mit heftiger Geberde trat er einen Schritt zurück, besann sich aber rasch und nahm, obwohl etwas erblassend, wieder seinen Platz ein, das Zeichen zum Beginne des Schauspiels gebend, da die Lautenschläger eben geendet hatten.

Endlich kam der Moment, wo August's Liebling, der Mezzetin seine Kunst zeigen sollte, alles nahm Platz und das Stück begann. Die Bühne war reich und mit Geschmack verziert, doch gab es damals noch keine verschwenderische Schaustellung der Decorationen, sondern eine schwere seidene Draperie, in der die vereinten Wappen Kursachsens und der Gräfin Cosel eingewirkt waren, füllte den ganzen Raum der Scene, und nach dem Theatergebrauche jener Zeit wußte man, daß, wer von links auftrat, entweder aus seinem Hause oder aus dem Innern der Wohnung, wer von rechts aber, aus der Fremde oder von der Straße kam. Echt italienische Glut rieß die Zuhörer hin, die Lebendigkeit der Darstellung fesselte selbst Karl XII., obwohl er nicht Italienisch verstand, und die lustige Intrigue bot einen reichen Wechsel der Scenen. Nach der Sitte jener Zeit und besonders nach dem Muster des italienischen Theaters zu Paris sprachen die Schauspieler bald italienisch, bald französisch, bald einzelne Phrasen in der Landessprache;

besonders waren die Schimpfworte und Flüche deutsch, mit denen sie die Scene zu würzen suchten.

Angelo überbot sich selbst; in seinem Costüme als Mezzettin, grün und rosa gestreift, sah er reizend aus und war die Seele des ganzen. Der Charakter des Arlechino war von ihm beibehalten, aber er hatte den großen Vortheil gefunden, mit unbedecktem Gesichte zu spielen, ein Reiz, den bis dahin das Publicum an seinen komischen Schauspielern gar nicht kannte. Mit toller Laune und stets graziösem Humor neckte er den Pantalon, foppte er den Capitano, koste mit seiner Colombine und half seinem Herrn, dem unglücklich Liebenden, über alle Hindernisse hinweg in das Haus der Geliebten. Der ganze Hof lachte laut auf, wenn er mitten in der schnellsten plapperndsten italienischen Rede plötzlich ein deutsches Scheltwort: Spitzbube, Donnerwetter u. dgl. herausstieß in tollster Lustigkeit. Angelo war aber nicht nur Komiker, sondern er war Schauspieler in des Wortes schönster Bedeutung. Wenn er mit Colombinen schmollte, wenn er sie überreden wollte, mit ihm zu entfliehen, war er so liebenswürdig, so süß und einschmeichelnd, daß man fast erstaunte, wenn plötzlich wieder ein kecker Streich, ein kühnes Wortspiel den tiefen Eindruck zu verwischen suchte, den sein sinniges, fesselndes Spiel auf die Zuseher hervorgebracht hatte. Neben ihm sammelte sich dießmal der Capitano Lorbeeren, der so grell aufschnitt und bramarbasierte, den derben Soldatenlügner so lächerlich mit unglaublichen Heldenthaten herumwerfen ließ, daß August mit ihm über alles zufrieden war. Muthwillig forderte Mezzetin ihn immer noch mehr heraus, kitzelte ihn durch Schmeicheleien und verhöhnte in den a parte's die bäurischen gemeinen Manieren des ungehobelten Eisenfressers, so daß die Gräfin im stillen dem Kurfürsten zuwinkte, der es mit stiller Schadenfreude sah, wie sich die Stirne des ungebetenen Gastes immer tiefer furchte. Denn ohne die Sprache zu verstehen, merkte Karl XII. es wohl, daß der Hohn des Schau-

spielers auf ihn abgesehen sei; aber er hörte ernst zu, ohne seinem Unmuth Worte zu leihen.

Der Vorhang rauschte endlich nach dem ersten Acte von beiden Seiten zusammen, der Hof erhob sich, und Erfrischungen wurden herumgereicht. Die Leibhaiducken präsentierten die kostbarsten Getränke und ausgesuchtesten Leckereien, aber Karl wies alles zurück, und ließ sich reines Wasser reichen. Besorgt, seinem Wirthe dadurch Anlaß zum Mißmuthe zu geben, und um zu zeigen, daß er sich nicht etwa vor Vergiftung fürchte, brachte er das Gespräch auf seinen Widerwillen gegen alle geistigen Getränke und auf seine Gewohnheit, nur klares Wasser zu trinken. Er zwang sich sogar zu einem lustigen, scherzenden Tone, der ihm freilich schlecht genug stand, und setzte sich geduldig wieder, als der zweite Act begann, der ein Wendepunct für den Mezzetin werden sollte, ehe man es ahnen mochte. Angelo war nämlich von seinem Spiele auf's höchste erregt, seine lang verhaltene Glut für die Gräfin Cosel wüthete so heftig in ihm, während er die tollsten Witze sprach, daß sich seine Augen nicht selten glühend auf die berühmte Schönheit hefteten. Im zweiten Acte nun hatte Angelo gleich anfangs eine Scene mit der Colombine, die von einem reichen, vornehmen Edelmanne Liebesanträge erhält, und, um den Mezzetin zu necken nicht abgeneigt scheint, dem mächtigen Anbeter sich zu ergeben. Mezzetin schilderte nun die Mängel seines Nebenbuhlers, dessen einziger Reiz sein Reichthum sei, dann seine eigenen Vorzüge, seine treue Liebe, seine Leidenschaft und die Reize seiner Geliebten, die jetzt die Beute eines andern werden sollen, mit so lebhaften auf die Gräfin passenden Farben — vergaß sich sogar im Feuer der Rede, seine Augen auf die schöne Cosel auf das sprechendste zu richten, sobald er Schwüre der Liebe im Munde trug, daß es kaum unbeachtet bleiben konnte. Verwundert sah König August bald den Schauspieler, bald die Gräfin an. Einige Damen fiengen an zu flüstern, und die Cosel erglühte vor Zorn und Beschämung. Doch es war

der Augenblick einer Erklärung nicht günstig; sie wartete bis mit dem zweiten Act das Stück geendet hatte, und der Hof sich zur Abendtafel erhob. Da bat sie den König um einen Augenblick Gehör und sagte mit zorngerötheten Wangen: „Sire, ich fordere Schutz vor den überlästigen Zudringlichkeiten eines Comödianten. Eure Majestät fragten mich vorhin, wer es sei, die dieser eitle, eingebildete Mezzetin liebt? Ich wollte ihn nicht verderben und schonte seiner. Jetzt aber, wo er sich erfrecht, von der Bühne herab sein Auge bis zu mir zu wenden, fordere ich Schutz und bitte um Genugthuung für diese schamlose Kühnheit!"

König August schwieg einige Momente, auf das höchste erstaunt über diese unverhoffte Entdeckung, dann rief er: „Es ist unmöglich, Du irrst, es kann ja nicht sein!"

„Schon längst bemerkte ich in den Stunden, in denen er mir auf Eurer Majestät Befehl die italienischen Dichter vorliest, daß er es darauf anlegt, mir zu gefallen, daß er stets solche Stellen auswählt, welche die Gefühle des Liebenden schildern. Seine Gespräche sind Gift, er ist fein, geistreich, gebildet; er kennt meine Schwächen und die Schwächen meines Geschlechtes, er versteht zu schmeicheln — kurz, er ist ein gefährlicher Mann und wäre bei jeder andern als mir, die ich Eure Majestät ja so grenzenlos liebe, ein gefährlicher Nebenbuhler."

Unwillig stampfte August mit dem Fuße; schwieg einige Zeit, dann sprach er anfangs für sich in leidenschaftlicher Aufregung: „Ich kann's nicht glauben! Er sollte es wagen, Er, das Spielzeug meiner Hände, Er, den ich mit Ehren überhäufte? . . . Nein! und dennoch — wenn es wäre? — Welch nagender Zweifel; er soll enden! Ja, ich will Gewißheit haben — selbst will ich mir Gewißheit verschaffen, und bevor der Morgen graut, sei es rasch entschieden!"

Darnach flüsterte er ein paar Worte der Gräfin zu, wobei ein Zug der schadenfrohen Freude um seine Züge spielte, während ein vielsagendes Lächeln der schönen Cosel ihm die

Erfüllung seines geheimen Wunsches zu versprechen schien. Mezzetin's Schicksal entschied dieses Sirenen-Lächeln. August ergriff die Hand der Gräfin; heiter, als ob nichts vorgefallen wäre, eilten sie zum großartigen Souper.

5.

Der Mezzetin hatte seine Rolle beendet, er hatte die Gunst seines Herrn verdient, er war zum Entzücken lustig und komisch gewesen, während es niemand ahnte, niemand es der Mühe werth hielt, zu beachten, wie es in ihm tobte und stürmte, wie Sehnsucht und Kummer an seinem Inneren nagten. Erschöpft von der Anstengung seines Spieles saß Angelo Constantini in seiner Garderobe, einem Badezimmer des Palastes, das für diesen Abend zum Ankleidezimmer bestimmt war, und ließ sich mechanisch von seinem Diener Bergamo auskleiden; seine Schauspieler, weniger angestrengt als er, waren längst umgekleidet und eilten an die Lakaientafel, an der die Hofcomödianten damals speisten. Angelo saß noch aufgeregt allein im Ankleidezimmer, das die nur mehr düster brennende Lampe schwach erhellte. Nagender Schmerz über die Kluft, welche ihn von seiner Liebe trennte, wuchs von Minute zu Minute; Groll gegen das Geschick, welches ihm die allmächtigen Vorzüge des Reichthums und Ansehens versagt hatte, zog ein in seine Brust, tausend Plane, den Preis seiner Leidenschaft zu erringen, stiegen auf vor seiner einsamen Seele. Musik und Jubel, Becherklang und frohes Gelächter tönte aus den taghell erleuchteten Speisesälen zu ihm herüber, und schien seine Qual zu verhöhnen. Sie, die gepriesene Schönheit, glänzte dort im Glanz und Fülle des Lebens. Sie trank den Becher der Freude in vollen Zügen, während seine brennende Brust ohne Labung verschmachtete, und düstere Bilder sein freudeloses Leben ganz zu umnachten drohten . . . Arm an Lebensmuth erhob er sich endlich, um in seine stille Stube zu schleichen, denn er hatte

niemand auf der weiten Erde, den er sein nennen konnte. Da trat aus einer Thüre des verlassenen Ganges leise und geheimnißvoll ein Page und sah, den Finger an den Mund erhoben, lauschend nach allen Seiten sich um, dann drückte er ein kleines, süß duftendes Briefchen in Angelo's Rechte und verschwand, wie er gekommen war. Constantini glaubte zu träumen, erwartend öffnete er das Blatt und traute seinen flammenden Augen nicht, er erkannte die Hand — der Frau Gräfin von Cosel. Rascher eilten seine Pulse, sein Herz pochte heftiger, kaum vermochte er den Inhalt des Briefes zu lesen:

„Wenn der liebenswürdige Mezzetin heute nach der Abendtafel eine Viertelstunde für diejenige frei hat, die seine Blicke verstanden hat, dann komme er und wiederhole ihr das Aug' in Auge, was er ihr so geistreich von der Bühne verborgen gesagt. Pantalon ist mit seinem Gaste beschäftigt, wir haben keine Ueberraschung zu fürchten."

Wohl fehlte die Unterschrift, aber er kannte die Schriftzüge der Gräfin zu genau. — Angelo glaubte zu träumen. Der heißeste Wunsch seines Herzens sollte sich erfüllen und bei diesem Gedanken zitterte das Blatt in seinen Händen. Er wollte zweifeln, aber seine Liebe, seine Leidenschaft und Eitelkeit flüsterte ihm zu: „Es ist! Es ist!" und Hoffnungssterne schienen die Nacht seines Lebens zu erleuchten. Daran gewöhnt, schnell bei Frauen zu siegen, fand er es bald nicht mehr auffallend, auch bei der Gräfin Theilnahme gefunden, Mitgefühl erweckt zu haben.

Kaum war seine sorgfältige Toilette beendet, so fuhren die letzten Equipagen von dem Cosel'schen Palais hinweg, die Kronleuchter in den Empfangssälen wurden ausgelöscht, und Angelo, in einen Mantel gehüllt, schlich unbemerkt in dem Gedränge der Hausdienerschaft über den Hof. Mit leidenschaftlicher Aufregung stieg er eine kleine Treppe hinauf, die zu dem Zimmer der dienstthuenden Kammerfrau führte. Schon fand er

dieselbe wartend in der halbgeöffneten Thüre, und leise ließ sie den ungeduldigen in das Zimmer ein, indem sie ihm zuflüsterte: „Die Gräfin ist schon bei der Nachttoilette, noch eine Viertelstunde und sie ist allein.“

Angelo stieß einen Seufzer der Ungeduld aus und gieng ruhelos im Zimmer auf und nieder; die Kammerfrau ließ ihn im dunkeln Gemach allein zurück, und eilte mit dem Lichte in das Cabinet der Gräfin, bei der sich noch einige Damen befanden, um ihr beim Coucher die Cour zu machen.

Eine Ewigkeit schien dem liebenden diese Viertelstunde; Angelo hörte sprechen, konnte aber nichts verstehen, denn die Thüren waren doppelt mit Tuchvorhängen bedeckt. Endlich wurde es still, der leise Ton einer silbernen Klingel klang bis in das dunkle Zimmer und machte Constantini's Herz erbeben. Die Thür öffnete sich, die Kammerfrau winkte: Angelo trat ein — die Thüre fiel hinter dem verschwindenden zu. — Der glücklichste Moment seines Lebens schien gekommen — er war mit der Gräfin Cosel, dem Abgott seines Herzens, allein.

Ein mattes Lampenlicht verbreitete eine sanfte Helle, Wohlgerüche durchdufteten feinbetäubend die Luft, und mitten zwischen Kunstwerken von seltener Pracht saß nachläßig in einem Armstuhl die Gräfin. Ein blendend weißes Nachtgewand umschloß verrätherisch die schönen Formen, ihr Haar war gelöst und sank in reicher Fülle auf den Nacken von vollendetster Schönheit. Das zarte Füßchen spielte mit dem Sammtpantoffel, und lächelnd mit unnennbarer Anmuth winkte das reizende Weib dem schüchternen Angelo, näher zu treten.

Unfern der Thüre beugte der erst so tolle, jetzt tief bewegte Mezzetin sein Knie und blickte mit scheuem und doch glühendem Ausdrucke des Auges zu der reizenden Gräfin empor. Nie war sie ihm so unaussprechlich bezaubernd erschienen, trunken im Entzücken blieb er anfangs im Anschauen so vieler Reize verloren, dann brach die Leidenschaft das Siegel des Schweigens, und zu ihren Füßen stürzend rief er aus: „So ist

es wahr? Der heißeste Wunsch meines Herzens soll sich erfüllen? Ich athme eine Luft mit dem Ideal meiner Liebe — ich bin geliebt, und ich darf lieben! Kaum faß' ich noch das Uebermaß des Glückes!" und mit flammenden Küßen bedeckte er die schönsten aller Frauenhände.

„Nicht also, lieber Angelo," flüsterte ihre Hand zurückziehend die Gräfin, „Du liebst mich, das habe ich längst gefühlt, und nicht kalt blieb dieses Herz für Dich. Aber muß ich nicht fürchten, daß Deine zügellose Leidenschaft uns dem Gespötte des Hofes aussetzt, daß Du das süße Geheimniß verräthst? Wie konntest Du von der Bühne herab, in Gegenwart des mißtrauischen Hofes es wagen ...."

„Vergebt! Verzeiht mir armen, nur wer es weiß, wie sehr, wie lang' ich litt und rang mit meiner Liebe — nur der allein kann mich verstehen. Die Phantasie zaubert dem Künstler während seines Spieles das Bild der Geliebten vor — ihr gesteht er, was seine Brust bewegt — sie suchen seine Augen. — Tausende hören ihn, und nur eine versteht seine Worte! — Alle Wunden brechen auf, alle Thränen, die im stillen unterdrückten, nicht geweinten Thränen füllen mit Wehmuth seine Seele, legen ihm Worte heißer Sehnsucht auf die Lippen; um alles zu gewinnen, habe ich alles gewagt! Ich hab's errungen, das Ziel ist mein — ich bin beglückt wie niemand auf der Erde, durch Deine Liebe bin ich reicher als alle Könige der Welt!"

Mit heißer Leidenschaft preßte er die Hand der Gräfin an die Brust, in der es tobte wie im wildbewegten Meere.

„Ich weiß es, Angelo," rief die Schöne, einen zündenden Blick auf ihn richtend. „Du bist ein Feuerkopf. Aber wie kannst Du es nur wagen, mich an des Königs Seite anzublicken? Wie leicht konnte er Dich bemerken! Oder hätte ich Dir Anlaß zu solch kühnen Hoffnungen gegeben?"

„Nie! Niemals! das war ja eben meine namenlose Qual In Glanz und Hoheit strahlend, galt ihm nur Eurer Augen

milder Strahl. In ihm, in seiner Pracht schien Euer Glück zu ruhen, für seine Liebe schien allein dieß theure Herz zu leben! Ach, Gräfin! was ich damals fühlte . . . mögt Ihr es nie empfinden, so wie ich es empfand! — Arm und unbedeutend, der schlichte Mezzetin, der Hofnarr und nichts weiter, so stellt das Schicksal mich erniedrigend vor Euch, vor Euch, gewohnt an Herrlichkeit und Pracht! Wenn es in mir stürmte, war kein Echo wach in Eurer Brust, wenn ich zu Tode betrübt war, mußte ich mit Possen Euch erheitern, wenn ich nach Euren Augen suchte, ward ich armer übersehen — bei Gott! in Niedrigkeit zu leben ist ein schweres Joch! — Doch weg damit, was war — es ist in's Grab der Vergangenheit versenkt, dieß Auge sieht voll Milde auf mich nieder, und vergeben und vergessen ist, was einst gewesen — ich bin geliebt, und keine Welt soll mich von dieser Stelle reißen!"

„Angelo! welche Kühnheit — nur wenige Momente sind uns gegönnt," flüsterte scheu zurückweichend die Gräfin. Aber Constantini's südliche Natur stand in Flammen, er schlang seinen Arm um sie und rief:

„Momente nur? Nein für's ganze Leben! War ich arm und unbedeutend — ich bin's nicht mehr, ich will's nicht sein. Ich habe meine Kunst und mein Talent, Dich zu verdienen bin ich muthig, stark. — Dein Leben zu versüßen, fühle ich Riesenkraft. Mein bist Du, mein, und mir allein sollst Du nur angehören!"

„Weh uns, wenn der König . . ."

„Der König? Weg diese Sclaverei — hinweg mit diesen goldenen Fesseln! — Was kann er Dir bieten, und was ich? Ein treulos wankelmüthiges Herz, das Dich verläßt, wenn seine Glut gekühlt ist. Ein Jahr voll Prunk, ein Leben voller Reue, ein Meer von Glanz und todter Pracht, doch keine Stunde wahren Glückes bietet seine Hand! Ich aber bin zwar nur ein schlichter Mezzetin, doch biet' ich Dir ein treues, innig liebendes Herz, ich biete Dir die reine, wenn gleich

kahle Hand in Ehren und in wahrer Liebe — ich bin nur ein Diener seiner Krone, doch tausche ich nicht mit ihm, wenn Du mich liebst! Glaube mir, zum Glücke braucht man nicht Gold und Prunkgewänder, damit laß innere Leere täuschend sich umkleiden! Zum Glücke bedarf man — komm an mein Herz, es wird Dir's sagen, daß es sich hier besser ruht, als an Friedrich August's Seite, der gnädig ist aus Monarchen-Eitelkeit, glücklich in der Liebe, weil er unglücklich im Kriege ist, und sich im Genuße betäubt für die verlorne Ehre, für eine Krone die von seiner Scheitel fiel! . . ." und trunken schlang er fester seinen Arm um ihre Mitte.

— „Verdammte italienische Schlange!" schrie im selben Momente eine donnernde Stimme — König Friedrich August stand vor Angelo. Mit wuthentbrannter Brust stieß er die Tapetenwand zurück — die Gräfin sank schweigend, mit gesenktem Blick in den Armstuhl zurück und spielte mit den Spitzen ihres Gewandes. Der Mezzetin aber stand wie eine leblose Statue — die Farbe wich aus seinen Zügen — Schweiß trat auf seine Stirne, und seine Blicke hefteten sich auf den König, als wäre er eine Geistererscheinung.

„— Ist das mein Dank, jämmerlicher Comödiant!" rief August, den Degen ziehend, „den ich geadelt; Bettler, den ich mit Gnaden überhäuft! Was hindert mich, Dich — doch nein! Der Degen eines Königs ist zu gut für ein so erbärmliches Geschöpf, wie Du bist! Hinweg!" — rief er, auf die Gräfin zuschreitend. Aber Angelo glaubte, seine Wuth werde sich gegen die Geliebte richten; mit eins fühlte er eine namenlose Stärke seine Brust durchdringen — sie zu schützen trat er zwischen den König und die Gräfin, indem er aufschrie: „Nehmt dieß Leben, aber schonet Sie, die durch mich also leidet! Nehmt dieß arme Dasein hin, in dem Ihre Liebe der erste Sonnenstrahl war und der letzte auch! . . .

„Ha! Ha! Ha!" lachte höhnend der König; „toller

Bursche! Geliebt? Von diesem Makel ist eine Gräfin von Cosel rein! So wisse denn, ich wußte um diese Zusammenkunft, auf meinen Befehl wurde jenes Billet geschrieben. Ich wollte mich überzeugen, wie weit die Frechheit eines Comödianten geht und weiter nichts! — Ich bin jetzt überzeugt, nimm Deine Strafe, frecher, undankbarer Bursche! — Vitzthum! Vitzthum!"

Wie ein Blitz trafen Angelo diese Worte — ein heftiges Zittern durchbebte seine Glieder — und ein Blick auf die dem Könige kokett zulächelnde Gräfin sagte ihm die entsetzliche Wahrheit — mit einem Wehruf sank er dann kraftlos zu Boden . . . . . . Der Kammerherr und Vertraute des Königs trat auf seinen Ruf ein, während die Gräfin hinter die Gardinen des Fensters sich zurückzog. Abgewendet von Angelo stand August am Fenster und rief dem eintretenden Vitzthum zu: „Auf den Königstein mit diesem Comödianten! Wie er geht und steht, keine Minute Aufschub; sein Vermögen an das Armenstift. Wer nur von ihm spricht, ja nur seinen Namen nennt, meine Ungnade und augenblickliche Entfernung vom Hofe. Fort, fort mit ihm, aus meinen Augen. — Hörst Du, Vitzthum! wie er geht und steht auf den Königstein!" In Angelo's Brust stürmte aber ein heftiger Schmerz, der ihn fast der Besinnung beraubte. Die Gewißheit des entsetzlichen, herzlosen Verrathes stürzte ihn so plötzlich aus dem geträumten Himmel, daß er sich mit Mühe der Wirklichkeit besann. Kaum konnte er es fassen, daß sie, die einem Engel gleich vor seiner Seele gestanden, in einer so bezaubernden Hülle ein so tückisches, so schlechtes Herz verbergen sollte. Erst so berauscht vom Taumel des Entzückens und nun mit eins vom Gipfel seines Glückes so tief herabgeschleudert!

Mühsam erhob er sich, mit mattem Auge starrte er auf Vitzthum, der die Hand auf seine Schulter legte; mit Blitzesschnelle entzog er sich aber sodann seinen Armen und stürzte, ehe

dieser es hindern konnte, auf die Gardinen zu, hinter denen sich die Gräfin verbarg. Mit zitternder Hand schob er sie zur Seite, sah die schöne Cosel, sich an ein Tischchen lehnend, erschüttert seine Blicke fliehen und rief mit schmerzbewegter Stimme: „Gräfin Cosel! was that der arme Mezzetin, daß Ihr ihn in die Tiefe des namenlosesten Elends stürzet! Gräfin Cosel! Ist die Liebe eines ehrlichen Comödianten so schandvoll und befleckend? Weh' Euch, wenn einst die Stunde kommt, wo Ihr es fühlt, daß sie weit besser war, als der Preis, um den ihr sie verkauft! Und dennoch, so wahr ein Gott lebt, es werden solche Stunden kommen — sie müssen kommen — denn ungerächt bleibt kein so schmachvoller Verrath! — Wie Ihr vor mir — so möchte ich vor Euch um keinen Preis der Erde stehen! Lieber bin ich der erbärmliche Comödiant, lieber auf dem Königstein in Ketten — als an Eurer Stelle in Glanz und doch im Elend — in glänzender Schmach! Der Glanz entflieht, die Schmach wird bleiben! — Gedenkt oft dieses Wortes, das Glück ist rund, gewiß! wir seh'n uns anders wieder!"

Mit Ungeduld stampfte der König auf den Boden, Vitzthum ergriff Angelo am Arm — keines Wortes mehr mächtig wankte Constantini aus dem Zimmer. Draußen nahmen ihn zwei Karabiniere in Empfang, und noch ehe der Morgen graute, umschloß ihn ein Staatsgefängniß auf dem Königstein. — August gieng lange in Aufregung auf und nieder; nach einiger Zeit nahte sich ihm kosend die Gräfin, deren Augen, so sehr sie es verbergen wollte, nicht rein von Thränen geblieben waren. Als der König von ihr schied, belobte er ihre Treue und versicherte sie seiner unvergänglichen Liebe.

Am nächsten Morgen ließ die Gräfin den Lohn ihrer Tugend beim geheimen Kämmerer in tausend Louisd'ors beheben — der Mezzetin schien vergessen, als hätte er nie gelebt.

6.

Frau von Hoymb, eigentlich die Reichsgräfin von Cosel, schwelgte mehr als je in ihren Triumphen, die sie ihrer Schönheit verdankte. Ihr liebliches, ovales Gesicht, der kleine, zarte Mund, feine, glänzendweiße Zähne, große, schwarze Augen voll Feuer und Leben, ein reizendes Lächeln, schwarze, reichgelockte Haare, ein durchsichtig zarter Teint, schwellende Formen der Arme, ein junonischer Nacken, überhaupt eine schöne Figur von graziösen Verhältnissen — so stellt sie ihr Portrait dar als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Dabei tanzte sie mit vollendeter Grazie, und ihre wahrhaft majestätische Haltung war ganz geeignet, die Ehrerbietung einzuflößen, welche ihr von allen Seiten gezollt wurde.

Ihre inneren Eigenschaften waren indes nicht so preiswürdig, als ihr gewinnendes Aeußere. Sie hatte allerdings viel Geist, besonders einen klaren, natürlichen Verstand und eine seltene Lebensklugheit. Dagegen war sie durchaus nicht zuverläßig, wußte mit großer Feinheit Gesinnungen zu heucheln, die sie nicht hegte, und sehr geschickt ihre Absichten und Plane zu verstecken. Was sie wollte, verstand sie durchzusetzen, und es waren nicht immer erlaubte Wünsche, die sie hegte. Hohe wie geringe waren vernichtet, sobald sie ihrem Zorne begegneten, und da ihre schlaue Koketterie den König stets mehr zu fesseln wußte, herrschte sie unbeschränkt und befriedigte ihre wechselvollen Launen. Doch so sehr man sie deshalb haßte oder ihre Handlungen mißbilligte, so war es doch unmöglich, ihrer Liebenswürdigkeit zu widerstehen, wenn sie sich vorgenommen hatte zu gefallen.

Diesem Charakter allein war's möglich gewesen, die reine, edle Liebe ihres Gatten von sich zu stoßen, um eine Neigung zu befriedigen, die ihrer Eitelkeit schmeicheln konnte. Dieser Charakter allein macht es begreifbar, wie es ihr, von Hoymb

so innig verehrt, dem sie alles war, möglich erscheinen konnte, ihm selbst mit kalten, wohl überlegten Worten eine Scheidung vorzuschlagen, die den feinfühlenden Mann vernichtete, so daß er kaum daran glauben mochte. — Es ist auch dieser Charakter der Schlüssel zu jener verrätherischen Scene mit dem heißblütigen Mezzetin, dessen Unglück und Elend sie ohne Mitgefühl heraufbeschwor, um sich desto höher in des Königs Gunst emporzuschwingen und den goldenen Regen über sich erneut ergießen zu machen.

Indes vergiengen Jahre seit jenem verhängnißvollen 5. Mai 1707, und jener doppelte Verrath, unverzeihlich einem weiblichen Herzen, schien keine Sühne finden zu sollen. Sie bewohnte noch immer ihr Palais, das Zimmer für alle Jahreszeiten enthielt und an Luxus alle Vorstellungen übertraf; die für den Sommer lagen nach Mitternacht und waren mit Marmor bekleidet; andere für den Winter waren mit künstlich eingelegtem Getäfel an den Wänden versehen und fein lakiert. Zweimalhunderttausend Thaler waren allein auf die innere Einrichtung verwendet; es war alles so reich und glänzend decoriert, daß man glaubte, einen Feenpalast zu betreten. Man sah dort nichts als goldene und silberne Gefäße von getriebener Arbeit und Krystall, werthvolle Gemälde, Betten von gesticktem Brokat, überhaupt das kostbarste, was in damaliger Zeit für königliche Paläste herbeizuschaffen war.

Mitten in diesem Luxus schwang die schöne Loreley ihren jedem Gegner verderblichen Scepter. Kanzler von Beichling, verehrt noch vor kurzem von Friedrich August, der dem Könige dringende Vorstellungen gegen die Verschwendungen der Gräfin und über die erschöpften Finanzen machte, war ihrer Intrigue verfallen. Durch feile Creaturen umgarnt, wurde der getreue Staatsdiener verdächtigt, und auf der Feste Königstein eröffnete er die Reihe von Gefangenen, deren letzter der arme Mezzetin bleiben sollte. Indes ein

Reich, das sich nur auf die Macht vergänglicher Reize und die wankende Gunst eines Friedrich August gründet, muß wohl selbst vergänglich und wankend sein. Neun Jahre nach jenem Theaterabende zu Dresden füllte sich bereits der Becher ihrer Leiden, und sie sollte ihn, trotz alles Widerstrebens, rasch bis zur Neige leeren.

Die schöne Demoiselle Duval, jene reizende Tochter eines Warschauer Weinhändlers, jene mit der Glut einer einzigen und ersten Liebe Friedrich August liebende Henriette Duval, welche dennoch später vergessen und verrathen am gebrochenen Herzen starb — sollte zuerst die stolze Stirne der mächtigen Cosel mit Wolken umschatten und Kummer säen in diese leidenschaftlich bewegte Brust. Die Gräfin erhielt durch ihre Spione Nachricht von dieser Liebe des fernen August, und sie sah ihre Sonne zum Untergange sich neigen, sah ihr Reich der Vergänglichkeit geweiht, und das erste Mal füllten sich ihre Augen mit Thränen. Sie, die stolze, herrschsüchtige Schönheit weinte aus Eifersucht, Rachgier, Wuth und Verzweiflung. Alle Dämonen zogen mit eins ein in ihre Brust, und all das Elend, das sie gesät in fremden Menschenleben, begann üppige Früchte für sie selbst zu tragen.

Umsonst erhöhte sie die Macht der Intrigue, umsonst warf sie das Netz über August mit aller Schlauheit aus, der Zauber war gebrochen, der Traum ausgeträumt, es kam mit unerbittlicher Eile das — Erwachen. Demoiselle Duparc fesselte zu Brüssel den für Schönheit schwärmenden König August, einer Tänzerin der Oper sah sich die Gräfin v. Cosel geopfert, und kaum glaubte sie diese Schlingen zerrissen, so stand ihr die schöne Gräfin von Wartenberg zu Berlin gegenüber, raubte ihr das Herz August's, mit ihm ihren Stolz, ihre Größe, und wand den Scepter aus ihren Händen. —

Wohl kehrte der König endlich wieder nach Dresden zurück, aber ihr Stern war gesunken. Mochte auch ihr eigenthümlicher Reiz, ihre unwillkürlich fesselnde Anmuth noch immer

wieder einige Macht bewähren, sie sah sich dennoch vernachläßigt; den Günstlingen, den treuesten Dienern August's schrieb sie die Schuld dessen zu, und war entschlossen, auch sie ihrer Herrschsucht zu opfern. Fürst Egon von Fürstenberg und Feld-Marschall Graf Flemming waren allerdings darauf bedacht, ihren Herrn, so viel es möglich war, aus den Schlingen der intriguanten Gräfin zu retten, als aber die noch immer schöne Cosel den Entschluß faßte, diese angesehenen, mächtigen Männer zu stürzen, hatte sie es nur in einem versehen, daß sie nicht mehr denselben Zauber übte wie einst, daß neun Jahre nicht ohne Spur über ihre Scheitel hinweggegangen waren, ein Memento, daß ihr Reich zu Ende gieng.

Der Hochmuth, die Herrschsucht der Frau von Cosel wurden August dem Starken ermüdend, ihre Intriguen verbitterten seine Laune, und er, der nur das Vergnügen suchte, verließ Dresden, verließ die schöne, einst allmächtige Gräfin, ohne von ihr Abschied zu nehmen, ohne ihr eine Stunde geschenkt zu haben, und bleich und bebend vernahm sie diese entscheidende Kunde. Jetzt sah sie es, daß ihre Macht geschwunden, daß ihr Untergang beschlossen sei, wofern sie nicht rasch zu handeln wüßte. Noch sagte ihr der venezianische Spiegel, daß ihre Reize verführen könnten, noch fühlte sie Jugendglut in sich, und eine Cosel ist es nicht, die sich gefangen gibt, ohne das äußerste gewagt zu haben. — Sie glaubte, sie hörte es endlich als Gewißheit, daß neue Genüsse August in Warschau zurückhielten, daß die gebieterische Schönheit der Gräfin von Dehnhoff seine Blicke zu fesseln wußte. Rasch entschlossen wollte sie diesen Bann lösen; durch ihr persönliches Erscheinen, Auge in Auge wollte sie den Zauber vernichten, der ihr verderblich wurde, und sie trat die Reise an mit überraschender Eile. —

Indes ihre Feinde waren zu wachsam, ein Courier meldete diesen heroischen Entschluß, und der einst zu ihren Füßen schmachtende Friedrich August sandte den Kam-

merherrn Montargon und den Oberstlieutenant von der Chevalier-Garde de la Haye mit sechs bewaffneten Gardisten ihr entgegen, um sie mit Güte oder Gewalt zur Rückkehr zu bewegen.

Der Auftrag, den die beiden Herren auszuführen hatten, war bei dem Ansehen, worin die Frau v. Cosel noch immer stand, nicht ohne Schwierigkeit zu vollziehen. Die beauftragten reisten mit Postpferden ab und trafen die Gräfin in Wiedava, einer kleinen polnischen Stadt an der sächsischen Grenze, wo sie übernachtete. So vorsichtig sie ihren Auftrag ausführten, so fanden sie doch energischen Widerstand, und namenlose Wuth, Schmerz, Verzweiflung durchbebte die Gräfin, als sie sich vernichtet, besiegt, zum Staube gedemüthigt sah. — Gebrochen an Kraft und Muth sank sie in die Kissen des Wagens, als sie wieder heimwärts fuhr, aber bald erwachte wieder ihre Energie, die Hoffnung schwang wieder ihre Fahne, sie baute Plane, entwarf im stillen Intriguen, ohne zu ahnen, daß es Luftschlösser sein und bleiben sollten und nichts weiter! —

Bald sah sie sich aus Dresden verbannt, als Friedrich August dahin zurückkehrte, man führte sie nach Pillnitz, dann nach Berlin und zuletzt nach Halle. An keinem Orte freundlich aufgenommen, jeder Größe beraubt, zerfallen mit sich, dachte sie an neue Intriguen, um ihr Glück neuerdings zu erjagen oder mindestens sich an ihren Feinden zu rächen. Da sah sie sich aber plötzlich von einem Garde-Commando auf die alte Festung Stolpen gebracht. Rachsüchtige Aeußerungen gegen den König, wohl ernstlicher verstanden, als sie gemeint waren, füllten den Becher ihrer Leiden, ihrer Erniedrigung bis zum überfließen, und die Nacht ihres Lebens begann über sie, die noch immer bezaubernde Frau, mit Macht hereinzubrechen.

7

Am Hofe August's gieng es prachtvoller zu als je. Niemand dachte mehr der Gräfin von Cosel, wie dereinst niemand mehr des Mezzetin. — Da herrschte an einem sonnigen Maitage des Jahres 1727 reges Leben am Fuße des Königsteins. König Friedrich August war aus Dresden gekommen, um über ein Regiment von 600 Dragonern Musterung zu halten, welche zum Geschenke für Friedrich Wilhelm I. von Preußen bestimmt waren. Ein kostbares Cabinet mit Porzellan= und Bernsteinsachen, noch von dem prachtliebenden Friedrich I. herrührend und im Berliner Schlosse aufgestellt, hatte nämlich bei Friedrich August den Wunsch erweckt, es zu besitzen; aber der sparsame Friedrich Wilhelm wollte sich nur unter der Bedingung davon trennen, wenn er ein vollständiges, gut berittenes und ausgerüstetes Cavallerie=Regiment dafür erhielte. Ein solches hatte nun Friedrich August errichten und ausrüsten lassen, um es nach Berlin zu senden. Die Trompeten schmetterten, die Pauken wirbelten, die Escadronstandarten flatterten lustig im Winde, als König August von Dresden her auf stolzem normanischen Hengste sich dem Regimente näherte. In dem springenden Parade=Galopp jener Zeit ritt der König, von einer glänzenden Suite gefolgt, die Fronte herunter, und die Standarten senkten sich zum letzten Male vor ihrem Kriegsfürsten. Der preußische General von Wuthenow befand sich in der Suite des Königs, hinter ihm fünf Gardes du Corps in den prachtvollen Super=Westen von Scharlach, auf deren Bruststück die zwei Fuß großen Sterne des schwarzen Adlerordens in Silber gestickt waren. Sie trugen fünf preußische Standarten mit dem zur Sonne strebenden schwarzen Adler im silbernen Felde. Nach der Musterung wurden die Standarten gewechselt. Der König entließ das Regiment

mit einem letzten Gruße, und sogleich traten die Dragoner ihren Marsch nach Berlin an.

Doch weit interessanter gestaltete sich die Scene oben in der Festung selbst. Kaum als die Morgennebel sich gehoben hatten, und der goldige Morgenstrahl die felsigen Grundlagen der mit trauernden Gefangenen bevölkerten Feste vergoldete, hielt eine Portechaise an dem Thore derselben, und eine tief verschleierte Dame begehrte den Commandanten zu sprechen. Ein Trauerkleid von schwerem schwarzen Seidenstoffe, ein schwarzer Hut mit dichtem Schleier bekleidete die Fremde, die mit der wohlklingendsten Stimme erklärte, sie werde die Rückkehr des Commandanten, der schon tags zuvor nach Dresden abgegangen war, um heute erst im Gefolge des Königs zurückzukehren, jedenfalls abwarten, und ein Zimmer annahm, das die Gattin des Commandanten ihr gastlich anbot. Hier ruhte sie einige Zeit aus, stets dicht verschleiert und, wie es schien, von heftiger Gemüthsbewegung erschüttert. — Als nun von unten herauf das Schmettern der Trompeten ertönte, die Ankunft des Königs verkündend, erhob sie sich mit einem leisen Aufschrei und trat hastig an's Fenster. Sie erblickte Friedrich August, ihre Brust hob sich heftig und rascher, als wollte sie die Feßeln sprengen, ihre Hand bedeckte die Augen, ein heftiger Kampf mochte die unbekannte durchtoben. Mit Ruhe, wenn gleich mühsam erkünstelter Ruhe, erkennbar durch ihre zitternde Stimme, wendete sie sich darnach zur Frau des Commandanten und bat auf eine der Brustwehren am Rande des jähen Felsen-Absturzes geführt zu werden, von wo sie dem glänzenden Schauspiel in der Ebene zusehen konnte. Höflich bot ihr der so eben eingetretene Offizier den Arm und führte sie auf den gewünschten Ort. Sinnend den Kopf auf den Arm gestützt, blickte die Dame durch die klare, warme Frühlingsluft auf das bewegte Leben unter ihr, ohne es zu beachten, daß sich der Offizier bescheiden zurückzog, darnach aber vom Dienste gezwungen wurde, sich ganz zu entfernen.

Mit flammenden Augen folgte sie der Gestalt des Königs. Seufzer entrangen sich ihrer Brust, und Glut stieg röthend in ihre Wangen, sie schlug den Schleier zurück, und es zeigte sich ein bewundernswerthes, wenn gleich nicht mehr in erster Frische strahlendes Antlitz.

Unfern von ihr befand sich die Ecke der Mauer. Kurz nach ihrem Erscheinen kam von der Seitenfronte der Feste aus ein Mann in ärmlicher, aber reinlicher Kleidung. Die Hände über die Brust gekreuzt, schritt er sinnend vorwärts, erst durch den Lärm in der Ebene aus seinem Ideenkreise gerissen. Mit spöttischem Lächeln sah er auf das glänzende Schauspiel, auch seine Blicke folgten dem König, und er stand träumerisch still, sich an eine Kanone lehnend. Ein langer, schwarzer Bart, in dem sich schon so manches silberne Haar zeigte, bedeckte die Brust dieses Mannes, und auch sein Haupthaar hieng in übergroßer Fülle auf Rücken und Schultern, daß kaum das bleiche, gramdurchfurchte Gesicht zu erkennen war.

Die Handbewegung, mit welcher die fremde an der Brustwehr den Schleier zurückschlug, machte ihn erst auf diese Dame aufmerksam. Er hatte sie kaum erblickt, so flammte ein Blitz in seinem Auge auf, er that einen Schritt vorwärts, ihre Züge von der Seite zu sehen, und nur mit zitternden Händen hielt er sich an der Kanone aufrecht, so sehr schien er bewegt. Sein Gesicht wurde bleicher, seine Lippen zuckten krampfhaft, er neigte sein Haupt auf seine Hand zurück, und eine bittere Thräne rollte in seinen graulichen Bart. —

Wenige Momente stand er schweigend, unbeachtet, ohne zu beachten, was um ihn vorgieng, mit der Welt in sich beschäftigt; da hielt in der Ebene ein Wagen, eine entzückend schöne Dame stieg mit seltener Grazie aus und schwang sich leicht in den Sattel eines muthigen Pferdes, den König, der sie voll Galanterie empfieng, bei der Musterung der Truppen zu begleiten. Kaum war diese Dame am Fuße des Königsteins angekommen, so zog eine düstere Wolke des Unmuths über die

Stirne der fremden an der Brustwehr oben, sie schien die Reiterin mit Blicken tödten zu wollen, und sich umdrehend, fragte sie, den Offizier noch immer hinter sich glaubend, mit Aufregung:

„Wer ist die Dame, die dort aus der Hofcarosse steigt und sich zu Pferde setzt?"

Niemand antwortete ihr; sie sah sich nach dem Offizier um und bemerkte befremdet seine Abwesenheit; da sagte ihr Nachbar, der an der Kanone lehnte, mit ernstem Tone:

„Dieß ist Fräulein von Czettritz, die Freundin des Königs, die er mehr liebt, als alle ihre Vorgängerinnen. Sie begleitet Seine Majestät überall und wird auch heute mit ihm auf dem Königstein speisen."

Diese mit ernster Ruhe gesprochenen Worte durchbebten die fremde, eine dunkle Röthe jagte über das blaße Gesicht derselben; sie biß sich in die Lippen, und starrte mit Anstrengung hinunter, um jede Bewegung der Reiterin bemerken zu können.

„Wer weiß, wo sie ein Ende nimmt!" fuhr der Mann mit dem Barte in derselben Ruhe fort, welche seine tiefe Gemüthsbewegung, seine Bitterkeit nur wenig verbarg. „Es ist ein gar unsicheres Ding mit der Gunst Friedrich August's. Bald ist er auch ihrer überdrüßig, und dann Ade Wohlleben und Pracht. Ich dächte, Ihr hättet das auch erfahren, Frau Gräfin von Cosel Erlaucht."

Wie eine Schlange schnellte die Gräfin bei diesen Worten empor und richtete sich stolz auf; betroffen, hier erkannt zu sein, blickte sie um und maß den kühnen Sprecher mit den Augen. Fest und flammend blieb sein Blick auf sie geheftet, aber kein Zug seines Gesichtes erinnerte sie, ihn schon irgendwo gesehen zu haben. Mit Hochmuth maß sie den Sprecher vom Kopf bis zum Fuß und sprach: „Woher kennt Ihr mich? Redet!"

„Gräfin Cosel!" entgegnete mit bitterer Ironie der

fremde, „wohin ist es mit Euch gekommen, daß Ihr Euch wundert, erkannt zu sein? Ihr, deren Stolz es einst war, die allgepriesene, allbekannte, allmächtige Reichsgräfin zu spielen? — Seid Ihr so ganz verstoßen, verbannt und zum Staube gebeugt, daß man Euch gar nicht mehr erkennen soll? Blickt um Euch — seht, wo Ihr steht — hier ist der Königstein, die alte Felsenfeste! Wenn überall vergessen in der Welt, wenn überall in den Moder der Vergänglichkeit begraben, hier, hier allein seid Ihr ewig erkannt, ewig verachtet, ewig mit Schmach und Schande bedeckt und ewig — verflucht . . . Hier kennt man die ehemals so schöne, reiche, mächtige Gräfin, die den Königstein bevölkert hat mit Opfern ihrer Weiberlaune, die meinen Mitgefangenen hier freie Wohnung und Kost verdungen — die mit Menschenglück und Menschenleben ein schmachvolles, herzloses Spiel getrieben — hier kennt man sie, in ihrer Wahrheit, in ihrer schmachvollen Blöße! Hier kennen Euch die Steine, täglich wiederhallend von Verwünschungen gegen Euch, die jetzt, verlassen und das Gift der unbefriedigten Rache im Herzen, an dem Felsengrunde steht, in den sie, unbemerkt und unbestraft, die Hand eines Menschen stürzen könnte, dem sie zwanzig Jahre seines Lebens gestohlen um einer unbesonnenen Minute willen!“

Erschreckt trat die wankende Gräfin zurück, als bei diesen Worten der fremde, der gefangene auf dem Königstein, sich ihr näherte.

„Seid unbesorgt,“ fuhr bitter der unbekannte fort, „Ihr habt nichts zu besorgen. Es wäre keine Rache, Gnade wäre es, Euch durch einen schnellen Tod von einem durch Reue, Groll und ohnmächtige Wuth vergifteten Dasein zu befreien. Nein, jeden Tag müßt Ihr sterben, jede Stunde soll tiefer der Wurm der Verzweiflung eindringen, der in dem Gedanken liegt, eine verstoßene, verlassene, von tausenden verhöhnte, mit Flüchen belastete Geliebte Friedrich August's zu

sein, der Eures Grames, Eurer Thränen spottet im weichen Arme beglückter und beglückender Liebe."

Zertreten von dem Gewichte dieser Worte, starrte die Gräfin den Sprecher an; wie eine Statue stand sie da, ohne Farbe, ohne Bewegung, nur die Blicke schienen die tödliche Glut einer Medusa zu haben. Dann zuckte ohnmächtige Wuth um ihre Lippen, und fruchtlos dieses Mannes sich entsinnend, stammelten ihre bleichen Lippen: „Mensch, wer bist Du? laß mich es wissen!"

„Wer ich bin?" erwiederte mit derselben Kälte der fremde. „Ei, erkennt mich Gräfin Cosel wirklich nicht? Wohl trug ich damals, als wir uns zum letzten Male sahen, noch nicht diese elende Gefängnistracht, sondern kostbare Kleider, wohl stand damals noch nicht in meinen jugendlichen Zügen die leserliche Schrift des nagenden Kummers, den zwanzig Jahre schuldloser Haft in meinem Innern erzeugten. Wer ich bin, habt Ihr wohl im Taumel der Orgien, im Genuße vergessen aber — wenn sie nicht schon erschienen ist, so wird eine Zeit kommen, sage ich Euch, wo Euer Gewissen meinen Namen Euch mit Donnerstimme in Euer Ohr rufen wird, eine Zeit wird kommen, wo Ihr das Register Eurer Schuld mit Schaudern durchblättern werdet, um auch mich darin zu finden, mich — der ich bin Angelo, Angelo Constantini!"

Die Gräfin senkte betroffen das Auge, einstige Bilder zogen an ihrem Geiste vorüber.

„Ja ich bin Angelo Constantini," fuhr bewegter der sprechende fort, „der Comödiant, der Mezzettin, der es einst wagte, ein Mensch zu sein, und menschlich für die Reize eines schönen Weibes zu empfinden, den sie zu schlecht hielt für ihre Liebe, für eine Liebe, die sie um eine handvoll Diamanten verkaufte . . . Ich habe es geliebt, dieses Weib, mit der Allgewalt einer wahren unaussprechlichen Liebe, war entschloßen zu fröhnen, zu darben, zu leiden, um ihr eine Welt der Freude zu Füßen zu legen, sie zu beglücken, um zu leben und zu sterben

für sie. In ihrem schönen Körper wohnte aber eine verworfene Seele, in ihrer blendenden Brust schlug kein fühlendes Herz! Genuß war ihr Abgott, Taumel der Lüste stand auf ihrem Panier — sie stieß verächtlich die ehrliche Hand des Comödianten zurück, um sich betäubt auf fluchbeladenem Golde zu betten, sie verschmähte eine glückliche Liebe für eine glänzende Schmach — und sie lockte mich in eine schändliche Falle. Sie, Gräfin Cosel, hat mich des ehrlichen Namens, der Kunst, der Freiheit beraubt, hat mich in's tiefste Elend gestürzt — Ruhm, Ehre und Vermögen, das Leben hat sie mir geraubt — denn was kann mir das Leben jetzt noch bieten?! — Fahre hin, lasterhaftes, stolzes Weib! Du bist gestraft genug. Eilf Jahre quält dich schon die Verbannung — was sind die zwanzig Jahre meiner Gefangenschaft gegen die bodenlose Tiefe Deines Elends, gegen die eilf Jahre Deiner Qual? der Himmel gegen die Hölle!" Bei diesen Worten trat Angelo zurück und lehnte sich wieder an das Geschütz.

Gräfin Cosel hatte wieder ihre Besonnenheit errungen und mit verächtlichem Blick entgegnete sie: „Ja, jetzt erkenne ich Euch wieder, noch seid Ihr der Constantini von damals, noch derselbe Comödiant, gemein genug, ein wehrloses Weib zu verspotten! Schmäht zu, genießt Eures Triumphes!" Damit trat sie wieder an die Mauer und kreuzte die Arme über die Brust.

— „Ich Euch verspotten?" sprach ergriffen Angelo. „Ich seh's, Ihr versteht mich nicht, wie Ihr mich nie verstanden habt und niemals die Sprache des Herzens verstehen werdet! Spott und Hohn sind fern von mir; was ich sprach, sind Worte des Schmerzes, was ich rede, legt ein jahrelanges Schweigen, Dulden und Verzweifeln mir auf meine Lippen. Kein Triumph ist es für mich, Euch also wiederzusehen, kein Triumph — es ist mein tiefster Schmerz . . . . . Gräfin Cosel! möchtet Ihr es nie so wie ich empfinden müssen, wie unendlich es unsere Brust zernagt, die verachten zu müssen, die wir einst wahrhaft liebten! Mögen Sie es nie empfinden müssen,

wie dieser Kummer nagend quält. — Meine Liebe war ein kurzer, ein schöner Traum — namenlos bitter war das Erwachen — doch auf sonniger Höhe, meteorartig schwebte der Gegenstand meiner Begeisterung oft in den zwanzig Jahren meines einsamen Kerkerlebens zu mir in mein kahles Gefängniß herein und war der Stern meiner Nacht, das einzig strahlende meiner freudlosen Seele! — Jetzt aber sehe ich mit entsetzlicher Wahrheit den Gegenstand meiner Träume, den Preis meines Lebens erniedrigt, verhöhnt, in den Staub getreten wieder — der letzte rosige Schimmer meines Ideals zerrinnt, der letzte Sternenschein verlischt — ich habe gelebt, geliebt und gelitten — und wofür? . . . . . Für ein alltägliches, verspottetes Weib! . . . . . Schon damals in Dresden rief ich Ihnen zu: „Wir seh'n uns anders wieder, denn unvergolten bleibt kein so schmachvoller Verrath!“ Ich ahnte damals noch nicht, was heute ist, aber ich fühlte es in meinem Innern — es war die Ahnung meines tiefsten Schmerzes! — O hätten Sie damals diese Hand nicht so hart von sich gestoßen, hätten Sie mir, in Ihrem Wahne von vergänglicher Größe, den Irrthum meines Herzens mit Schonung vorgehalten, mit Milde, wie Gott sie legt in jedes bessere Frauenherz — — Sie wären ärmer um eine schwere Schuld, ich wäre reicher um eine schöne, verklärende Erinnerung für's ganze Leben. . . . Doch — vorbei — zu spät! Wozu so viel der Worte um das verfehlte Leben eines Mezzetin!“ . . . .

Der Trotz, den die Gräfin ihrem besseren Gefühle entgegenstellte, war gebrochen, tief ergriffen stand sie am Felsen und sah und hörte kaum, was um sie geschah. — Da kam der Offizier zurück, und bat die Gräfin, in das Haus des Commandanten zu kommen, der eben in der Festung angelangt war, und die Dame zu sprechen wünsche, die ihn in seiner Abwesenheit erwartete. Mit einem Blicke des Mitleids, der tiefsten Reue gieng die Gräfin am Arm des Offiziers an Angelo vorüber, der regungslos zur Erde sah.

Bald darauf verkündete das Wirbeln der Trommeln die Ankunft des Königs in der Festung. Die Garnison hatte ein Spalier von dem Thore bis zur Commandantur gebildet und präsentierte das Gewehr vor der königlichen Portechaise, in der Friedrich August neben dem schönen Fräulein von Czettritz saß. Von dem Commandanten geführt, begab sich der König in seine Zimmer, während die schöne Czettritz eilte, in dem Zimmer der Frau des Commandanten Toilette zur Tafel zu machen. Bei dem Eintritt in dasselbe fand sie daselbst die Gräfin Cosel, die sich eine kurze Audienz von ihr erbat, sich aber erst nannte, als beide allein waren. Nur zehn Minuten dauerte diese Audienz; dann trennten sich beide Frauen in einer fremden, unbehaglichen Stimmung. Aber Gräfin Cosel hatte diese kurze Zeit dazu benützt, eine schwere Schuld wenigstens in etwas zu sühnen, und hatte sich deshalb so weit herabgelassen, die demüthigsten Bitten an die jetzt allmächtige Schöne zu richten.

Wohl blieb außen eine Dame in der Nähe der Festung, in deren Augen beinahe Thränen des Schmerzes und gedemüthigten Stolzes standen und gieng bewegt auf und nieder, es war die Gräfin Cosel; aber im Innern des Schlosses herrschte an der Tafel die froheste, ungezwungenste Laune. Der König war durch das schöne Frühlingswetter, den Ritt des Morgens und die Liebenswürdigkeit seiner Begleiterin sehr froh gestimmt, und ihr vereintes Lachen und Scherzen drang zur Gräfin herab, in deren Seele es eine neue, tiefe Wunde riß. Der König schlug es daher der schönen Czettritz nicht ab, als sie sich von ihm die Gunst erbat, nach der Tafel die Staatsgefangenen sehen zu dürfen, die gleich nach der Ankunft des Königs wieder in ihre Gefängnisse eingeschlossen worden waren. In kurzer Zeit standen sie auf dem Paradeplatze erwartend aufgestellt, und als der König erschien, knieten viele derselben, um Gnade flehend, nieder, während andere in stolzer Haltung stehen blieben, in aller Augen aber ein Schimmer

der Hoffnung erglänzte. Der König ließ sich vom Commandanten die Liste der Gefangenen geben und wollte sie eben durchsehen, als Fräulein von Czettritz ihn schmeichelnd bat, ihr einen der Staatsgefangenen zu schenken, daß sie mit ihm machen könne, was sie wolle. Lächelnd drohte ihr der König mit dem Finger, bewilligte aber ihre Bitte mit dem Beifügen: „Aber keinen Staatsverräther! die allein nehme ich aus!“

„Es sei!“ rief das Fräulein mit der reizenden Schalkhaftigkeit eines jungen Mädchens. „So wähle ich dort den Mann mit dem langen Bart. Ich hoffe, er wird wohl kein Staatsverräther sein.“

Der bezeichnete stand regungslos, das Auge an den Boden geheftet.

„Wer ist es?“ fragte Friedrich August den Commandanten.

„Ein gewisser Angelo Constantini, Italiener, sechs und fünfzig Jahre alt, früher Comödiant bei Eurer Majestät Theater, auch sonst noch in Hofbestallungen angestellt.“

Der König heftete einen ernsten Blick auf denselben, ein Zug des Mißmuths spielte um die Lippen Friedrich August's. Ohne eine Antwort zu geben, drehte er sich um, und gieng in das Commandantur-Gebäude zurück. Noch einige Schritte war er von der Thüre entfernt, so rief ihm eine Damenstimme von einem Fenster des ersten Stockes zu: Majesté n'a donc plus de regards pour moi?“ Der König erkannte die Gräfin Cosel, — rückte stumm den Hut, und setzte sich, statt in das Haus zu gehen, in seine Portechaise, in der er sofort den Königstein verließ.

Fräulein von Czettritz sah betroffen dem sich plötzlich entfernenden Könige nach, blieb noch einige Zeit beim unglücklichen Angelo zurück, und sprach ihm, dabei auf ganz andere Dinge sinnend, manches milde Trosteswort zu, dann folgte auch sie dem Könige nach Dresden.

Vernichtet blieb die Gräfin lange an's Fenster gelehnt; sie war in der Absicht gekommen, sich dem Könige in das Gedächtniß zurückzurufen, wobei sie wohl nicht gedacht hatte, die Czettritz in seiner Begleitung zu finden. Sie hatte gehofft, daß das plötzliche Wiedersehen allein genügen werde, ihr das verlorene Herz wieder zu gewinnen. Nun hatte sie es unwiderlegbar gesehen, daß ihre Hoffnung grundlos war, und daß sie, vollkommen aufgegeben, machtlos und vergessen, nichts mehr zu erringen hatte. Sie kehrte nach Stolpen, dem ihr zum Aufenthalte angewiesenen kleinen Städtchen, zurück, und verlebte daselbst einsame und glanzlose Tage. Die ihr ausgesetzte bedeutende Pension ließ ihr Friedrich II., so lange er Sachsen in seiner Gewalt hatte, zwar regelmäßig bezahlen, aber nur in Ephraimiten, jenen bekannten durch den Juden Ephraim zu Leipzig mit preußischer Genehmigung ausgeprägten Münzen, welche wenig galten. Theils zum Zeitvertreibe, mehr aber, um ihren Aerger über diese Münze auszudrücken, benagelte sie damit die Wände ihrer Zimmer und zeigte diese Tapeten jedem, der Zutritt bei ihr hatte. Sie starb im März 1765.

Am zweiten Tage nach des Königs Besuch auf dem Königstein wurde der unglückliche Angelo zum Commandanten beschieden, der ihm mit milden Worten verkündete, daß so eben von Dresden der Befehl zu seiner Freilassung gekommen sei. Angelo war frei nach zwanzig Jahren steter Haft, es öffneten sich ihm die Kerkerthore — und er gehörte wieder dem Leben an. Aber zwanzig Jahre — welche lange Zeit? Angelo verließ den Königstein nicht als der schöne, blühende Mann, wie er ihn betreten hatte — düster schritt er den Felsenweg abwärts, seine Kniee brachen unter ihm, er sank beinahe zur Erde. Deutschland war ihm vergällt, er kehrte sogleich nach Paris zurück, das so sonnig in seiner Erinnerung stand, es war ja die Wiege seines Ruhmes gewesen, dort hatte ihm das Morgenroth des Glückes gestrahlt. Gefeiert wie einst sah er sich auch jetzt, und seine Schicksale fanden die Theilnahme der Seine-

stadt. Die Schauspieler kamen ihm mit offenen Armen entgegen. Im Jahre 1728 trat er auf demselben Theater auf, das einst seine Triumphe gesehen. Das Publicum strömte herbei, seinen Liebling wieder zu begrüßen, der Preis der Plätze steigerte sich auf's doppelte, und doch war der Zudrang außerordentlich. Man hatte ein neues Stück für ihn geschrieben: La Foire de Saint-Germain.

Der Abend kam, das Publicum lauschte, bewegt betrat Angelo zum ersten Male die geliebten Breter wieder, aber er sollte nur eine letzte bittere Enttäuschung erringen. Er war nicht mehr der junge, lebendige, bewegliche Mezzetin von einst, es war nicht mehr die wohlklingende, zum Herzen tönende Stimme. Angelo gefiel nicht mehr. Auf dem Königstein lag seine Jugend, sein Glück, seine Zukunft wie seine Kunst begraben. Erdrückt von Kummer und Gram sank er auf der Bühne nieder. Der verfehlte Versuch, der alte Mezzetin sein zu wollen, brach seine letzte Hoffnung. Er floh Paris und kehrte in sein Vaterland Italien zurück. Vergessen und ärmlich lebte er nur ein trübes Jahr daselbst, im Beginne des Jahres 1729 neigte zu Verona der arme Mezzetin sein gebleichtes Haupt zur ewigen Ruhe.

Eine indianische Königin.

(Terzinen.)

Im Westen war ein neuer Geist entglommen;
Er kam mit seinen Zaubern, seinen Schrecken
Den weiten Ozean heraufgeschwommen,
Die reiche Welt des Goldes zu entdecken.
Da scholl wie Sturmhauch über Berg und Fluren
Ein mächt'ger Werderuf, ein donnernd Wecken;
Und staunend hoben sich die Creaturen
Aus ihrer Kindheit weichen Schlummerbanden,
Sie beugten sich den höheren Naturen.
Doch war das Glück von jenen schönen Landen
Hinweggefloh'n, der Unschuld Friedenstaube,
Das heilige Vertrau'n, die Einfalt schwanden,
Die Freiheit ward der Tyrannei zum Raube;
Und blutigroth als neue Sonne glühte
Cultur, die fremde Macht, der fremde Glaube. —
— Noch lächelte in unentweihter Blüte
Ein Eiland nächst Domingo's Lenzgefilden,
Auf dem, umstrahlt von Lieblichkeit und Güte,
Als Königin der armen, nackten Wilden
Anacaona weilte. Ihrem Throne
Entstieg in seltnen, duftigen Gebilden
Der Dichtung Blume als die schönste Krone.
Doch nur des Urwalds finstre Tannen rauschten
Bei ihrer Stimme süßem Flötentone,
Als ob sie Träume mit der Säng'rin tauschten.

Kein Echo kam ihr liebevoll entgegen,
Und wenn auch scheu die Indianer lauschten,
Die Poesie mit ihrem Wundersegen
Vermochte nicht die Wilden zu bewegen.

Oft ließ den dunklen Blick mit süßem Bangen
Anacaona über's Meer hin gleiten
Und lächelte und starrte traumbefangen
In nebelgraue, ahnungsvolle Weiten;
Der hohen Seele war dann aufgegangen
Ein schönres Sein; wie Colon hier im Westen,
So ahnte sie im Osten dort sein Tagen,
Und fühlte bald den ritterlichen Gästen
Mit Sehnsuchtdrang entgegen sich getragen.
Sie hielt sie für die Edelsten, die Besten;
Und ob ihr Volk schon leis' begann zu klagen,
Mit Freuden nahm die Kunde sie entgegen,
Daß Held Ovando mit den Seinen allen
Sich nähere auf ihres Reiches Wegen.
Bemüht, ihm sanft der bangenden Vasallen
Geschick und Heil an's große Herz zu legen,
Ließ durch das Land sie das Geheiß erschallen,
Ein hohes Fest den Kriegern zu bereiten.
Sie wollte selbst nach ihrem Königssitze
Den Zug der Gäste würdevoll geleiten,
Und schritt, geschmückt, an ihres Volkes Spitze,
Entgegen nun den neuen Herrlichkeiten.
Sie merkte nicht die unheilvollen Blitze,
Die hier und dort aus finstern Mienen zückten,
Nicht ihren Hohn, der die Begrüßungslieder
Belächelte der feierlich Geschmückten.
Von Blumen fiel ein duft'ger Regen nieder,
Und jene, die am Weg sie fröhlich pflückten,
Umschlangen bald die stahlumschienten Glieder

Der Kommenden mit brüderlichem Gruße.
Ovando aber war vom Pferd gesprungen
Und bot der Königin, die ihm zum Kuße
Die Wange reichte, seine Huldigungen.
Er sprach zu ihr mit sanftem Redefluße,
Hielt zart das süße Tropenkind umschlungen,
Und zog, geleitet von des Volkes Segen,
Mit ihr vereint dem Herrscherfitz entgegen.

Gesang erschallt zu frohem Spiel und Tanz,
In Aller Händen Palmenzweige nicken,
Um jede Hütte schlinget sich ein Kranz,
Aus Aller Mienen sieht man Frohsinn blicken.
Die Stadt durchströmt ein niegeschauter Glanz,
Sie zeigt vereint die Blüte der Kaziken.
Ovando's Seele aber liegt in Nacht
Und sinnt auf List und teuflisches Beginnen;
Er glaubt die Zeit, die günstige, erwacht,
Mit einem Schlag das ganze zu gewinnen,
Und sucht mit Ränken, die er schlau erdacht,
Der Seinen Sinn auch heimlich zu umspinnen.
„Den Boden," warnt er, „unterwühlt Verrath;
„Wohlan, laßt uns mit gleichem ihm begegnen!"
Und sie bereiten sich zur finstern That. —
Der Morgen lächelt mild; er scheint zu segnen
Mit heiterm Strahl den kleinen Inselstaat;
Gejubel schallt, und Laub und Blumen regnen,
Wo sich der Zug der Spanier genaht.
Anacaona lenkt in süßer Schöne
Von einem Hügel aus der Spiele Gang,
Und blickt oft freundlich auf die Schlachtensöhne,
Die schweigend steh'n den Waldessaum entlang.
Da schmettern plötzlich nun Trompetentöne;
Ovando löst mit hellem Schwerterklang

Und Waffentanz den Indianerreigen
Erwidernd ab. Ein freudig Staunen bricht
In Jauchzen aus; dann herrscht erwartend Schweigen.
Sie drängen sich in einen Haufen dicht,
Dem Wald entströmen, von den Bergen steigen
Die Wilden, und der Thalgrund faßt sie nicht;
Ein Schauspiel gibt es ja, noch nie gesehen,
Das mächtig in des Zaubers Wirbel reißt.
Die Waffen blinken hell, die Büsche wehen,
Ein Körper scheint, ein Wille nur und Geist
Harmonisch sich im Trommeltact zu drehen;
Und wie so Alles rauscht und funkelnd kreist,
Will Schwindel die Beschauer fast beschleichen.
Da langt Ovando leis aus seiner Brust
Nach Alcantara's Kreuz; es ist das Zeichen,
Das wandeln soll der Massen helle Lust
Mit einem Male in des Schrecks Erbleichen.
Sie stehen Alle wehrlos, unbewußt, —
Nun schallt Trompetenruf; es sprüht Verderben
Aus hundert Röhren mordend auf sie ein;
Die Reiter stürmen und die Wiesen färben
Sich weithin mit des Blutes Purpurschein.
Sie sinken wie die Ähren hin und sterben;
Nur eines bleibt, ein Wesen fühlt allein
Den grausen Schlag, des Unheils ganze Schwere:
Anacaona ist's, — sie schaut noch starr
In's Thal hinab, ihr Aug' hat keine Zähre;
Der Kettenlast beut sie die Glieder dar,
Und folget stumm, als wär's zu Gottes Ehre,
Ein schuldlos Lamm, der grimmen Tigerschar.
Nur einmal hebt das Haupt sie himmelan,
Als wollte sie den Fremdling dort verklagen,
Der wie ein Gott geglänzt vor ihrem Wahn,
Und scheint ihn staunend, vorwurfsvoll zu fragen:

„Was hab' ich dir, du böser Mensch, gethan,
Daß du mein Volk, mein armes, hast erschlagen!"
— — Sie fiel zuletzt. Und wie am fernen Ort
Des Stammes Rest die Schätze tief versenkte,
Und drüber, gleich dem alten Sagenhort,
Als ew'ge Wacht des Stromes Welle lenkte:
So sollte, was ihr Geist an Bild und Wort
Dereinst der Welt, der undankbaren, schenkte,
Zugleich mit ihrem letzten Hauch auf Erden
Verloren sein, versenkt, vergessen werden!

Wilhelm von Metzerich.

Kaiser Rudolf's Nase.

(Ballade.)

Als Rudolf aus dem Schweizerland
Den Zepter hielt in seiner Hand,
Da gab es viel zu rügen:
Der Krummstab und der Ritterspeer,
Nicht wollten die sich nach Begehr
Der neuen Ordnung fügen.

Sie liebten es, wie ehedem,
War's auch dem Nachbar nicht genehm,
Nach ihrer Art zu leben;
Gewalt vertrat zumal das Recht,
Der Schwache ward erkannt als schlecht,
Und nehmen galt für geben.

Da kam das heil'ge römische Reich
Wol einer großen Küche gleich,
Drin viele Köche kochen:
Der Speisen gab es allerlei,
Gewürze scharfer Art dabei,
Die sehr befremdlich rochen.

In Würtemberg, im Böhmerland,
Am Rhein und an der Elbe Strand
Die Köche wacker schürten:
Gerichte standen schon bereit,
Die für des Kaisers Herrlichkeit
Sich wahrlich nicht gebührten.

Herr Rudolf aber merkte gleich,
Wo in dem weiten deutschen Reich
Es dampfte nicht geheuer:
Bald mit dem Schwert bekämpfte er
Und bald durch Milde dämpfte er
Das unberathne Feuer.

Denn von Natur ihm war beschert
Zum Adlerblicke kühn und werth
Auch eine Adlernase:
Im Antliz stand sie mächtig da,
Daß sie mit zagem Spott besah
Wol manch ein deutscher Hase.

Herrn Rudolf war nicht unbekannt,
Wie er dem Adler nah' verwandt,
Doch nahm er's so zu Herzen,
Daß er sich zeigte wolgelaunt,
Wenn sein Gehöfte ward bestaunt,
Und Anlaß gab zu Scherzen.

Zu Eßlingen, der freien Stadt,
Wie man uns treu berichtet hat,
Zog einst er durch die Straßen:
Das Volk umringte ihn so dicht
In hellem Hauf, daß andern nicht
Ward Raum genug belassen.

Da rief ein Mann, der einen Krug
Mit Wein auf seiner Achsel trug:
„He, sagt mir doch, Frau Base,
„Was soll ich thun, wie soll ich geh'n,
„Bleibt hier im Wege fürder steh'n
„Die ungeheure Nase?“

„Hum!“ sprach der Herrscher zu dem Wirth,
„Wenn meine Nase dich beirrt,
„So wend' ich sie zur Seite.
„Nun hast du Platz, nun schreit' vorbei,
„Und ist die Bahn zu wenig frei,
„So schaff' ich dir Geleite.“

Da lief der gröbliche Gesell
Vorüber an dem Kaiser schnell,
Bedroht von tausend Händen;
Drauf Rudolf: „Ei, manch andrer wollt',
„Daß ich vom ganzen Reiche sollt'
„Hinweg die Nase wenden.“

Ludwig Scheyrer.

Die Wand am Rettenstein.

(Tirolersage.)

Der Rettenstein im Wolkengruß
Winkt weit hinaus in's Land,
Geheimnisvoll an seinem Fuß
Starrt eine Felsenwand.
Es birgt ihr Schooß das reinste Gold,
Doch führt kein Weg hinein,
Der Gußbach brausend drüber rollt,
Zerschellend am Gestein.

Einst kam des Wegs ein Hirtenknab',
Gar schön und tugendreich,
Er blickt zur tollen Flut hinab,
Sie stimmt sein Herz so weich.
Und wie sie sank und aber schwoll,
Und am Gestein zerbrach,
Erfaßt es ihn so ahnungsvoll
Wie Liebeslust und Ach.

Inmitten an der Felswand glänzt
Ein mächtig Eisenthor,
Und eine Nixe, grünbekränzt,
Schwebt wie beschwingt hervor.
Um ihren Leib so schlank und klar
Wie freudig rauscht die Flut,
Wie sinkt und steigt das Lockenhaar
In losem Übermuth!

Da schaut sie plötzlich vor sich hin,
Und sieht im grünen Moos
Den Hirtenknaben auf den Knien,
Vor Wonne regungslos.
Sie grüßt ihn fein und lächelt mild
Und schwebt zu ihm hinan:
„Was blickst du, schönes Menschenbild,
„So liebewarm mich an?

„Da drin aus hellstem Demantstein
„Erhebt sich mein Palast,
„Ach, nimmer trüg' das Auge dein
„So stolzen Reichthums Gast;
„Doch bleibst du mir in Treuen hold,
„Wird dir ein schönes Loos!" —
Und beide Hände voll von Gold
Leert sie in seinen Schooß.

Der Knabe seinem Aug' nicht traut,
Fühlt fragend ihren Leib;
In namenloser Sehnsucht schaut
Auf ihn das schöne Weib:
„Du süßes Lieb, vertraue mir
„Ich bin kein leerer Trug;
„So warm, wie dieser Busen dir,
„Kein menschlich Herz noch schlug." —

So oft der Knabe wiederkam,
Trat sie zum Thor heraus,
Und immer Gold in Fülle nahm
Der glückliche nach Haus.
Allmählich galt er in der Rund'
Wol für den reichsten Mann,
Und niemand hört' aus seinem Mund,
Wie er das Gold gewann?

Doch eines Tags folgt leis' und schlau
Ein Späher seinem Pfad,
Und sieht die duft'ge Wasserfrau,
Die traut dem Liebsten naht.
Die Nixe scheu zusammenfährt,
Und seufzt in Todesqual:
„Leb' wohl, du Kind der neid'gen Erd',
„Sahst mich zum letzten Mal! —“

Den Hirtenknaben reißt's empor,
Er schaut zur Felsenwand,
Er sucht voll Angst das Eisenthor,
Das einst inmitten stand;
Wo ihm entschwand die Nixe hold,
Sieht er den Felsen grau'n,
Der Gußbach brausend drüber rollt,
Kein Thor ist mehr zu schau'n.

B. Carneri.

Lieder.

1.

Der Lenz geht um!

Ich sag' euch was: Der Lenz geht um,
Nehmt euch in Acht, ihr Leute!
Er ist so heimlich, still und stumm,
Als gieng' er aus auf Beute.

Seid nur behutsam, wo ihr geht,
Und blickt umher ein Weilchen,
Denn plötzlich, eh' ihr euch's verseht,
Schießt auf ein keckes Veilchen.

O, traut jetzt keinem alten Baum,
Weit eher noch den jungen;
Denn eine Knospe, wenn ihr's kaum
Noch ahnt, ist aufgesprungen.

Wer träumend wandelt durch ein Thal,
Der möge sich besinnen:
Die Lerche kann mit einem Mal
Ihr schmetternd Lied beginnen.

Auch müßt ihr mit Behutsamkeit
In's Aug' der Mädchen schauen,
Gefährlich sind in dieser Zeit
Die schwarzen wie die blauen.

Ich sag' euch was: Die Lieb' geht um,
Nehmt euch in Acht ihr Leute!
Sie ist so heimlich, still und stumm,
Und sie geht aus auf Beute.

2.

Am besten versteh' ich die blassen .....

Am besten versteh' ich die blassen,
Unheimlichen Blumen im Feld,
Die Gott in's Geröll so verlassen,
So traurig an Sümpfe gestellt.

Demüthig erschein' ich vor ihnen,
Und halte des pflückens sie werth;
Ich weiß, daß sie Liebe verdienen,
Daß jede nach Liebe begehrt.

3.

Wie lieb' ich dieß Plätzchen! . . .

Wie lieb' ich dieß Plätzchen,
Wie würdest auch Du
So gerne hier weilen
In träumender Ruh'!

Vor mir die Ruine,
Aus tüchtiger Zeit,
Wo keiner geschmachtet,
Wo jeder gefrei't.

Im Rücken der Tannwald,
Zur Seite die Schlucht,
Und drüber die Vögel
In ewiger Flucht.

Und ist es recht stille
Und regt sich kein Hauch,
So hör' ich es summen
Im Gras und im Strauch.

Und hebt sich der Sturmwind,
Dann rauscht's durch den Raum,
Dann grüßt mich vom fernen
Gebirgskamm der Baum.

Hier webt nur verstohlen
Das Leid in der Brust.
Wenn Sie mich hier küßte,
Ich stürbe vor Lust.

4.

Die Nelken sprechen.

Du Süße hast uns tief verletzt,
Wir werden's nicht vergeben!
Man hat uns schnöd' in's Glas gesetzt,
Und deine Magd hat uns benetzt,
Bis wir verhaucht das Leben.

Als uns der Gärtner abgepflückt,
Da war uns schlimm zu Muthe,
Doch hat er uns gar schlau berückt:
Ihr werdet an Ihr Herz gedrückt,
An dem noch niemand ruhte.

Da glühten wir voll Seligkeit,
Verdoppelten die Düfte,
Und haderten im wilden Streit,
Wenn unsern Duft, der Dir geweiht,
Bestahlen kecke Lüfte.

Wir harrten Dein, von Sehnsucht schwer,
Doch wollt' es nimmer frommen,
Die Farben bleich, an Düften leer,
Umsummt von einem Fliegenheer,
So mußten wir verkommen!

Wir hätten's nimmermehr gedacht,
Daß uns zu solchem Loose
Bestimmt hab' eine dunkle Macht,
Die gegen Nelken angefacht
Den Haß in einer Rose!

Emil Kuh.

Heinrich Heine.

(Bei der Nachricht seines Todes in der Künstlergesellschaft „Aurora" gelesen.)

— Und wenn ein König gestorben,
Da schweigen die Lieder gleich;
Es läuten alle Glocken
Trauer in seinem Reich!

Uns laßt Pokale schwingen
Und singen ein Liebeslied —
Es war ein Liederkönig,
Der jetzt von der Erde schied.

Laßt uns um ihn nicht klagen —
Gemeißelt sind oft zu schau'n
Auf antiken Sarkophagen
Bacchische Züg' und tanzende Frau'n.

Gönnt ihm die Ruhe der Erde,
Dem modernen Laokoon —
Wie auch die Schlangen tobten,
Sein Schmerz selbst war ein süßer Ton.

Kein Dichter sang der Freude
So schwelgende Laute zum Preis;
Durch ihn ward das Blut der Traube
Erst dithyrambisch heiß.

Wo Herzen sich heimlich sehnen,
Sein Wort erlöst' ihren Schmerz —
Es ist sein Buch der Lieder
Ein singend gesungenes Herz.

Es werden im Frühling die Rosen
Jetzt kommen, schön und jung,
Und beneiden die todten Schwestern
Um seine Huldigung.

Von der er gesungen am Rheine,
Von der schönen Lorelei:
Es war nur die zauberhaft feine,
Gewaltige Melodei.

Ausfloß seines Liedes Purpur
Ueber alles deutsche Land —
„Und nennt man die besten Namen
Wird ewig der seine genannt.“

Ludw. Aug. Frankl.

Der Weinkeller zu Schroffenstein.

(Tirolersage.)

Das ist der Herr zu Schroffenstein,
Der immer sitzt bei seinem Wein.

Und pocht ein Wandrer an sein Schloß
Muß er ihm sein ein Zechgenoß,

Bis um den Gast sich dreht das Haus,
Dann wirft er ihn zur Burg hinaus.

So trieb's der Ritter fort und fort,
Und wer ihn kannte, floh den Ort.

Da pocht an's Thor ein Männlein klein,
Dem wird sogleich kredenzt der Wein.

Das Zwerglein aber trinkt und trinkt,
So oft das Gold im Becher blinkt.

„Und faßt zu wenig dir der Krug,
So komm, ich wett', du kriegst genug!"

Drauf in den Keller unterm Berg
Der Ritter führt hinab den Zwerg.

„Nun trink!" Alldort er lachend spricht,
Nicht zweimal heischt er dieß vom Wicht:

Denn dieser trinkt mit solcher Hast,
Daß Staunen drob den Ritter faßt.

Er trinkt und trinkt, ohn' Unterlaß,
Bis leer ein Faß um's andre Faß.

Da starrt vor Schreck des Ritters Herz.
„Fürwahr, das ist ein schlechter Scherz!"

Schon aber trank im Kellerhaus
Der Zwerg den letzten Tropfen aus.

Dann schwindet plötzlich er in Nacht,
Einstürzet hinter ihm der Schacht.

Und in dem Keller ohne Wein
Verdurstete der Schroffenstein.

Dr. Johann Nep. Vogl.

Legenden.

1.

Die unsichtbare Hostie.

Ein Priester reiste einstens
  In eine entfernte Abtei,
Ein fremder weltlicher Wandrer
  Gesellte sich ihm bei.

Sie sprachen von geistlichen Dingen,
  Da hat ihm der Mann der Welt
Aus seinem eigenen Leben
  Die seltne Geschichte erzählt:

„Wenn ich einst pflegte zur Kirche
  „Um Messe zu hören zu geh'n,
„So hab' ich doch bei der Wandlung
  „Die Hostie niemals geseh'n.

„Ich dachte, daß ich zu entfernet
  „Vom Hochaltar könnte steh'n
„Und trat ganz vor zu den Stufen,
  „Doch konnt' ich die Hostie nicht seh'n.

„So ist es mir ergangen
  „Durch einiger Jahre Lauf,
„Für mich hob der Priester die Hände
  „Stets ohne Hostie auf.

„Da wandt' ich mich voll Vertrauen
  „An einen heiligen Mann,
„Der über mein Bekenntnis,
  „Sich lange schweigend besann.

„Und als er dann in der Beichte
  „Erforschte die Seele mein,

„Da sah er endlich die Ursach'
„Von meiner Blindheit ein.

„Es hatte mir eine Beleid'gung,
„Einst zugefügt ein Mann,
„Den ich noch immer hasse,
„Dem nicht verzeih'n ich kann.

„Da sagte mir der Fromme,
„Daß dieß eine Sünde sei,
„Und daß mir Gott nicht verzeihe,
„Wenn ich nicht dem Nächsten verzeih'.

„Und würd' ich verharren im Hasse,
„So würd' es auch nimmer gescheh'n,
„Daß ich gewürdiget werde
„Den Heiland der Liebe zu seh'n.

„Und als ich ob meines Hasses
„Die bitterste Reue empfand,
„Da eilt' ich zu meinem Beleid'ger
„Und reicht' ihm versöhnend die Hand.

„Dann gieng ich zur heiligen Messe
„In's nächste Kirchlein hinein,
„Und sah da die heilige Hostie
„Im glänzenden Strahlenschein."

2.

Die Absolution.

Ein Wüstling hatt' in seinem Leben
Sich allen Missethaten ergeben,
Doch endlich empfand er aufrichtige Reue
Und gieng zur Beichte, daß Gott ihm verzeihe;
Doch als er in's Kloster zum Priester kam,
Da faßten so sehr ihn Grauen und Scham,

Daß ihm der Priester umsonst lieh sein Ohr,
Er brachte vor Schluchzen kein Wort hervor.
Und da er dann gar einer Ohnmacht erlag,
Beschied ihn der Priester am nächsten Tag.
Er kam, doch wieder versagt' ihm der Mund
Zu thun seine schändlichen Thaten kund.
Da rieth ihm der Priester: „Schreib auf Papier
All' deine Sünden und bringe sie mir!"
Er schrieb sie, — doch als dieses Uebermaß
Von Schändlichkeiten der Priester las,
Da sprach er traurig: „Mein armer Sohn!
„Ich kann dich nicht entbinden davon,
„Doch will ich darüber den Abt consultieren,
„Der hat die Macht dich zu absolvieren."
Der Sünder bat ihn darum auf den Knien,
Und er trug die Schrift zu dem Abte hin,
Er bat ihn das Sündenverzeichniß zu lesen
Und malt' ihm, wie reuig der Sünder gewesen.
Der Abt sah es an, dreht' es hin und her
Und fand das Papier ohne Schrift, ganz leer.
„Ei, Pater Honorius," sprach der Abt,
„Ein falscher Zettel ist's, den Ihr mir gabt!" —
„Hochwürd'ger! es ist der rechte gewesen,
„Ich hab' ihn ja eben noch selber gelesen!" —
Und nochmals beschaute beim Strahl des Lichts
Der Abt den Zettel und sah doch — nichts;
Und andächtig nahm er sein Käpplein ab,
Indem er das Blatt zurück wieder gab,
Und sprach: „Dann ist ein Wunder gescheh'n,
„Der Ewige hat seine Reue geseh'n,
„Und hat ihm verzieh'n seine schweren Sünden:
„Geht hin, ihn auch kirchlich davon zu entbinden!"

J. F. Castelli.

Trost für die Nacht.

O fürchte dich nicht in dunkler Nacht,
Geh ohne Sorg' im Freien —
Der Gott, der über Allen wacht,
Wird dir seinen Schutz auch leihen!

Er geht im Sonnenlicht mit dir,
Er geht mit dir im Düstern,
Und was so säuselt dort und hier,
Ist nur seiner Stimme Flüstern.

Glaub' nicht, er sei bei Nacht dir fern,
Er ist dir nah', wie immer,
Er hat die Guten allzeit gern,
Verläßt auch nachts sie nimmer.

Und sieht es gleich schwarz und gespenstisch aus,
Wenn Nacht und Nebel feuchtet,
Der liebe Gott ist doch zu Haus:
Seine Fenster sind ja beleuchtet.

D. J. Siegl.

Das Armband.

Novelle

von C. Paul.

Zur Einleitung.

Es war im Frühlinge des Jahres 1854, als vor dem alten Banquier Hanstein ein neuvermähltes Paar kniete, das sich eben zur Hochzeitsreise anschickte.

Auf die Lehne des Voltairestuhles, in dem der Greis saß, stützte sich eine würdevolle Matrone, die Witwe eines Arztes, die als beste Jugendfreundin von Hansteins seliger Frau vor achtzehn Jahren mit der Regierung des großartigen Hauswesens auch die Erziehung der einzigen Tochter des Banquiers übernommen hatte. Aber nicht bloß als geachtetes Mitglied des Hauses stand die Doctorin da; sie besaß noch ein heiligeres Recht, Zeugin dieser rührenden Scene zu sein: Frau Himmel war ja nicht nur die Erzieherin der Braut, sie war auch ihre Pathe und noch mehr — auch ihre Schwiegermutter. Denn der reiche, gutherzige Richard Hanstein hatte sich der Familie seiner verehrten Freundin angenommen, den ältesten Sohn derselben für sein Geschäft erzogen und ihn sogar zum Compagnon gemacht; und jetzt lag Felix Himmel als Gatte Jenny Hansteins in kindlicher Ehrfurcht zu seinen Füßen.

Die gute „Tante Jenny!“ — So hieß nämlich Frau Himmel im ganzen Hause und in der Gesellschaft. — Die gute Tante Jenny! Mit welch' seligem Lächeln begleitete sie

die Segensworte des Freundes, mit welcher Inbrunst drückte sie die ohnehin ihr so nahestehenden und jetzt ihr noch enger verbundenen jungen Leute an's Herz!

Endlich gab der laute Schlag der Uhr Eltern und Kindern das Zeichen, den Abschied abzukürzen.

Da langte der Banquier ein seltsames, kostbares Armband vom Tische nebenan, und Tante Jenny griff nach einem nett couvertirten Päckchen, das Briefe zu enthalten schien.

Hanstein legte seiner Tochter den Schmuck an, den die junge Frau recht wohl kannte. Es war ein Familienerbstück; ihre Mutter hatte es schon getragen, ihre Großmutter und alle Ahnfrauen, deren man sich entsann.

Tante Jenny jedoch überreichte ihrer Schwiegertochter das Packet mit den Worten: „Was ich für gut befunden habe, Dir aus dem Leben Deiner Mutter zu erzählen, waren Bruchstücke, kein Ganzes. Diese Briefe, die sie in den Jahren 1831 und 1832, der für Deine Eltern verhängnißvollsten Zeit, an mich schrieb, enthalten kein Geheimniß, vor dem Du im Namen Deiner Eltern erröthen müßtest; aber sie bringen Zusammenhang und Klarheit in das, was Du schon weißt. Wenn Du irgendwo auf Deiner Reise ein stilles, trauliches Plätzchen findest, wo es Dich lüstet, das Band zu lösen, welches diese Briefe umschließt, dann lies sie, wo möglich in einem Zuge und jedenfalls genau in der Ordnung, wie ich sie gelegt habe; es ist die chronologische. — Und Du, mein Sohn, der Du nun das ganze Leben und Lebensglück eines weiblichen Wesens in Deiner — Macht, so zu sagen, hast, lies sie mit nicht minderer Andacht, als Deine Gattin. Sie enthalten für Dich fast noch mehr, als für sie. Lerne daraus."

Hanstein fügte noch hinzu: „Beglücken und Beglücktsein liegt nicht in einer einzigen großen Handlung oder Thatsache; es liegt in einer unendlichen Fülle von Kleinigkeiten, deren Abgang oft zerstörender wirkt, als man es zu denken, zu

glauben geneigt ist. Das Leben ist eben so gut eine Kunst, wie das Dichten oder Malen; wohl dem, der in jeder Richtung ein reines, schönes, großes Kunstwerk hinzustellen vermag. Zum Dichten und Malen gehört ein besonderes Talent; zum Leben aber hat jeder Mensch Anlage."

„Du lächelst?" fuhr er fort, „weil Du noch nicht verstehst, was „Leben" heißt. Dasein heißt nicht, ist nicht Leben. Nur: mit Gefühl und Bewußtsein für Andere, mit und in ihnen dasein und wirken; nur: in warmem Eifer für das allgemeine Gute an der eigenen und an der Besserung seiner Nächsten arbeiten; nur: sein Pfund an Liebe oder Fähigkeit nicht vergraben; nur: in dankbarer Empfänglichkeit die fremde Liebe vergelten und die fremde Fähigkeit ehren; nur das und das allein heißt, ist: Leben! — Diese Frau hier war's, Deine Pflegemutter, Jenny, Deine edle Mutter, mein Felix, die mich das gelehrt hat. Sie war's, die mich lehrte, das Glück dort zu finden und zu gründen, wo die edelste Blüte des menschlichen Lebens knospet und duftet, in der Ehe. — Deine Mutter, mein Kind, wußte nicht, was sie diesen Briefen und dem Zuspruch ihrer Freundin zu verdanken hatte. Aber Ihr sollt es wissen, damit Euch die Erfahrungen erspart bleiben, die ich und meine Emilie durchmachen mußten, bis wir — lebten! bis wir glücklich machten und glücklich waren. — Und nun geht und habt eine vergnügte, schöne Reise."

Sie trennten sich.

Das junge Paar durchreiste Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich, besuchte Belgien, England und das schottische Hochgebirge. Nirgends fanden sie Zeit und Lust für die Briefe. Es gab zu viel zu sehen und zu hören. Endlich kehrten sie über Hamburg zurück. Dort faßten sie den Plan, auf einige Tage nach Kopenhagen zu gehen. Sie mußten über Kiel. Hier hielt sie das schöne Düsternbrook fest. Die milde Seeluft, die herrliche Buchenwaldung, die köstliche Stille — Alles stimmte sie so eigen, so poetisch — da gingen sie an einem herrlichen

Sommermorgen hinaus in die Schatten dieser Riesenbäume und lagerten sich auf's weiche Moos. Mit sanftem Wellenschlag rauschte das Meer und irgend ein ungestört sich wähnendes Vogelpärchen flatterte und zwitscherte lustig zwischen den Aesten. Da lösten sie das Band von Emilie Hansteins Briefen. Liebkosend lehnte sich Jenny an ihren Felix und dieser nahm Brief für Brief zur Hand und las vor.

Erster Brief.

Wien, den 5. November 1831.

Liebe Jenny!

Mein armer Mann hat einen schweren Verlust erlitten und unser Haus ist dadurch in tiefe Trauer versetzt. Gestern nämlich erhielten wir aus Prag die Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden meiner Schwiegermutter.

Richard reiste sogleich ab. Ich wollte ihn begleiten; Richard scheut jedoch nichts so sehr, als gegenseitige Rührungen und behauptet, er werde eher mit seinem Schmerze fertig, wenn er die Theilnahme nicht sehe, sondern nur stillschweigend voraussetzen dürfe.

Nun, Du weißt, daß ich seit zwölf Jahren gewohnt bin, ganz nach seinem Willen zu leben und mich in seine oft sonderbar trockene und kalte Art zu fügen. Glücklich hat mich das freilich nicht gemacht, um so weniger, als ich keine Kinder habe, aber es ist nun eben nicht anders und im Vergleich mit anderen Frauen darf ich mit meinem Geschicke zufrieden sein. Er sucht meine Stellung im Hause und in der Welt so angenehm, so glänzend als möglich zu machen, er überschüttet mich mit Gaben der kostbarsten Gattung und ist sinnreich im Erfinden und Wechseln freudiger Ueberraschungen; er ist, was man sagt, voll Aufmerksamkeit für mich. Dafür bin ich ihm auch innig ergeben, bin ihm dankbar und weihe ihm meine unbedingteste Achtung; aber — schon wieder das böse „aber!“ Ach, ich könnte

den vortrefflichen Mann sogar lieben, wenn er nur ein bischen zärtlicher wäre, nur ein wenig lebhafter.

Ich weiß nicht, liegt die Schuld an ihm oder auch an mir; ich kann in seiner Gegenwart nicht recht warm werden; seine Interessen drehen sich um ganz andere Mittelpuncte, als die meinigen. Er geht in's Burgtheater, um mich zu begleiten und vom Rechnen auszuruhen; er kauft Bilder und Bücher, weil er keine Wand leer sehen mag, weil er die Salontische mit Maroquin-Bänden bedecken will, vielleicht auch, weil es ihm schmeichelt, wenn er für einen Mäcen gilt. Er giebt musikalische Soiréen und ladet die ersten Künstler dazu ein; aber ich glaube nicht zu seinem, sondern zu meinem Vergnügen und — weil sich während einer langen Arie oder einem lärmenden Quartett am — ungehörtesten gähnen läßt; auch erspart ihm die Musik das Gespräch mit den Gästen. Wenn er nicht wirklich gutmüthig und aus dem innersten Herzen heraus wohlthätig wäre, so gienge an dieser unpoetischen und doch so respectablen Natur mein Wesen fast zu Grunde; aber dieser wahrhaft edle Kern in ihm, den nur ein Blinder verkennen kann, macht, daß ich nicht ganz und gar neben ihm verkomme und verschmachte.

Vielleicht nimmt das jetzt eine günstige Wendung. Der Schmerz reinigt jedes Gemüth von den Schlacken des Alltagslebens und verleiht häufig selbst gewöhnlichen Menschen einen gewissen Schwung. Anderseits übt ein trauriges Ereigniß immer beschwichtigenden, versöhnenden Einfluß aus, und manche Seelen, die sich in der Fülle des Glücks verkannten oder nicht verstanden, werden durch die Wärme des Leids und Mitleids einander verständlich und werth. Ich hoffe, daß Richard nunmehr mich zur ausschließlichen Vertrauten seiner Pläne, seiner Ansichten, seiner Gefühle machen wird, und ich nehme mir fest vor, mich ihm mehr zu nähern, ihm nicht bloß angenehm zu sein, sondern nothwendig zu werden. Bisher giengen wir nur neben einander her, künftig soll es Hand in Hand geschehen.

O, gewiß, ich will nichts unversucht lassen, und wenn ich ihm die verehrte Mutter auch nicht ersetzen kann, so soll er doch in der Liebe seines Weibes einen neuen und nicht minder festen Stützpunct finden und haben. Wenn er nur darauf eingeht! Aber bei einem Charakter wie der seinige muß man darauf gefaßt sein, daß die Schweigsamkeit zur Verschlossenheit, die Trockenheit zur Härte werde. Und ein Charakter dagegen wie der meinige läßt es nicht bis auf's Zurückstoßen ankommen, denn wenn ich einmal durch Zurückweisung verletzt bin, so bringt mich niemand in der Welt mehr dahin, daß ich nur einen einzigen Schritt noch entgegenthue oder auch nur mit einem einzigen Blicke noch einmal zum Bunde auffordere. Du hast mir diesen Trotz schon öfters vorgeworfen, liebe Jenny, aber ich kann nicht anders. Ich sehe nicht ein, warum gerade ich die Menschen wie Festungen betrachten soll, die man im Kriegszustande so lang belagert, bis man sie mit Sturm erobert oder bis sie sich aus Hunger von selbst ergeben.

Zweiter Brief.

Wien, den 9. November.

Heute bekam ich drei Briefe auf einmal; einen von meiner Mutter aus Venedig, einen aus Prag von meinem Mann, und einen aus Paris von meinem „Pflegesohn“, wie Du ihn immer nanntest, von Erich.

Mein Mann kommt übermorgen. Die Mutter schreibt mir, daß sie den ganzen Winter über in Italien bleiben müsse, da ihr Brustübel jene mildere Luft verlangt. Und Erich — denke Dir, wie ich mich auf den Burschen freue — Erich kommt längstens bis Ende dieses Monates, um hier zu bleiben. Ich will gleich vor Tisch noch zur alten Marianne hinausfahren, um ihr das anzukündigen. Die gute, liebe Frau! Was die sich freuen wird, nach fast achtjähriger Abwesenheit ihr Herzblatt wieder zu sehen.

Den 11. November.

Mein Mann ist zurück. Er kommt mir um Jahre gealtert vor. Richard sieht matt und welk aus. Er muß schrecklich gelitten haben. Der Aermste! Als ich ihn im Posthof erwartete, wo er des Morgens ankam, strebte er vergeblich seine Rührung bei meinem Anblicke zu verbergen. Er hielt mich länger als gewöhnlich umschlungen, und auch sein Bewillkommungskuß war besonders innig. Seine Worte dagegen richtete er nicht an mich, sondern an den Buchhalter, der ebenfalls dort seiner harrte, und ihr Ton so wie ihr Inhalt verspotteten oder vielmehr verläugneten die Weichheit, von der ich sein Gemüth erfüllt glaubte. Er hieß den Buchhalter zu uns in den Wagen steigen, damit die Gegenwart eines Dritten mich abhalte, das ihm so schmerzliche Thema des Trauerfalles zu berühren; ja, als wir hernach vor dem Frühstück einen Augenblick allein waren und ich ihm sagte: „Du mußt mir Alles erzählen;“ antwortete er abwehrend: „Ein ander Mal; später ein Mal, nur heute nicht.“ Dann ließ er den Buchhalter zum Frühstück bitten und erkundigte sich um Alles, was während der Abwesenheit vorgefallen war. So schnitt er mir schon die erste Gelegenheit ab, sein wundes Herz aufzuschließen und zerstörte mir, und, ich bin überzeugt, absichtlich die süße Hoffnung, seine Trösterin zu sein. Ich versichere Dich, Jenny, es hat mir wehe, sehr wehe gethan! Doch ich will denken, kein Baum fällt auf einen Streich. Ich will's noch einmal versuchen. Jetzt oder nie muß es gelingen, die Eisrinde dieses Herzensvulkanes zu sprengen. Ach ich fürchte, es wird wieder vergeblich sein!

Dritter Brief.

Wien, den 15. November.

Endlich einmal eine wärmere Stunde, eine zärtlichere Wallung meines Richards. Er hat aus der Hinterlassenschaft seiner Mutter ein Familienkleinod mitgebracht, ein Armband,

das die Verewigte bis zu ihrem letzten Hauche trug; es besteht in einem dicken breiten Goldreif in Rokokogeschmack. Die vielbedeutenden Worte „Wahre Liebe bleibt ewig treu“ in gothischen Schriftzügen, welche aus schönen Rubinen gebildet sind, schmücken die Außenseite des Armbandes; über das Ganze aber scheint ein feines Netz von kleinen Perlen gespannt, woran blitzende Brillant-Solitäre die Knoten vorstellen sollen. Richard gab es mir mit einigen herzlichen Worten als Andenken an seine Mutter, deren Namenstag wir heute feiern würden. Er selbst legte es mir an und zeigte mir dabei das kunstreiche Schloß, das in geheimen Fächern ein Aquarell-Porträt meines Mannes und ein Geflecht von den Haaren meiner Schwiegermutter enthält.

Ich bekenne Dir, daß mir mein Mann heute fast liebenswürdig erschien. Die Art und Weise, wie er mir das theure Andenken übergab, bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu seinem gewöhnlichen Betragen. Der Zahlenmensch, der Speculant, der Banquier war verschwunden, und bloß der von Geschäft und Verkehr unbeirrte, unverfälschte, der wirkliche Mensch stand vor mir. Weich und beredsam sprach er von seiner Mutter, ohne Klage, aber mit rührender Wehmuth in Blick und Ton. Ich habe ihn nie so gesehen und hätte niemals gedacht, daß sein Gemüth so tief, so innig, so schwärmerisch fühlen könne. Ach, warum hat er sich nicht immer so gezeigt? Viele Seufzer des Unmuths und der Ergebung wären mir erspart worden.

Ich hoffte, diese Stunde werde der Anfang einer neuen Zeit für uns sein, allein schon der nächst eintretende Bediente vernichtete den magischen Zauber, den der Augenblick um Richard und um mich gesponnen. Ich könnte Martin darum hassen; er hat ein beginnendes Paradies zerstört. Die unterbrochene Stimmung kehrte nicht wieder, nachdem der Bediente sich auf meinen Wink entfernt hatte. Richard nahm wieder seine frostige, ich möchte sagen, harte Geschäftsmiene vor und die Schätze der Empfindung, die er so eben auszupacken begonnen

hatte, wurden wieder in den abscheulichen Eisenkoffer des Alltagbenehmens eingesperrt. Es war aus und vorbei mit der Rührung.

Indeß bin ich dennoch froh, da ich wenigstens eine Ahnung von seinem Herzen bekam. Ich halte nämlich in so fern den Schlüssel zu seinem Verständnisse in Händen, als ich erkannt habe, daß Richard es für unmännlich hält, Gefühl zu verrathen. Aber warte nur, Du böser Mann! Du sollst mich nicht ungestraft um zwölf Lebens- und Glücksjahre betrogen haben!

Vierter Brief.

Wien am 17. Nov.

Marianne war heute bei mir. Auch sie hat einen Brief von ihrem Sohne bekommen. In wenigen Tagen, vielleicht diese Woche noch, wird er hier sein.

Sie befindet sich in einiger Verlegenheit, und ich mit. Du weißt, der Gatte Mariannens, Erichs Vater, hatte einen schaudervollen Namen; er hieß — Vieh. Als ich für den verwaisten fünfzehnjährigen Jungen meine Collecte begann, konnte ich mich nicht entschließen, einen künftigen Künstler unter einem so abscheulichen, gemeinen Namen zu empfehlen oder gar vorzustellen. Ich führte also den Sohn meiner ehemaligen Bonne Marianne als Joseph Erich auf, und beschwichtigte mein Gewissen mit der Ausflucht, doch nur seine wirklichen, wenn auch nicht alle seine Namen genannt zu haben. Ja, in meinem Gefühl für Schönheit und Zierlichkeit ging ich noch weiter und war thöricht genug, sogar die Lehrer des angehenden Schülers auf der Akademie zu bitten, sie möchten den fatalen Namen „Vieh“ im Umgang mit ihm fallen lassen und nur in den Zeugnissen nennen. In der That ließen sich die Herren dazu herbei. So stieg mein Schützling unter dem zugleich falschen und wahren Namen Joseph Erich in die hö-

heren Classen empor und reiste späterhin als „Joseph Vieh, genannt Erich“ ins Ausland. Dort empfing, dort unterschrieb er alle Documente bloß als Joseph Erich und lebte unter diesem Namen nunmehr unangefochten und unbekümmert fort. Außer dem Fall einer Bewerbung, einer Erbschaft oder Heirat konnte er hoffen, anstandslos durchzukommen, und späterhin stand es ja noch immer im Bereich der Möglichkeit, als fertiger, als berühmter Künstler die Namensänderung von den Behörden zu erwirken.

Du warst damals nicht mit der Sache einverstanden. Du sagtest, der Familienname müsse, wie häßlich er auch lauten möge, den Gliedern der Familie stets heilig bleiben. Ich sehe jetzt, daß Du Recht hattest; denn ohne es zu wollen, arbeitete ich so einem Gerücht in die Hand, das den talentvollen Joseph nicht für den leiblichen Sohn des verstorbenen Kanzellisten Vieh, sondern für den Sprößling einer vor Mariannens Ehe stattgehabten anderweitigen Verbindung ausgab; denn man erinnerte sich nur zu gut, daß Marianne bald nach der Hochzeit Mutter geworden.

Zu spät ward Marianne den Irrthum ihrer verläumderisch geschwätzigen Nachbarn gewahr. Sie beklagte sich bei mir darüber bitterlich. Allein ich hatte den Jungen schon überall unter dem Namen Erich ein- und aufgeführt; ich mochte nicht widerrufen, ich stellte Mariannen die Gründe vor und überredete das schwache Mutterherz, die Leute glauben zu lassen was sie wollten. Es werde schon eine Zeit kommen, wo sich ihre Ehrbarkeit glänzend an's Licht stellen ließe; in der abgelegenen Vorstadt, wo die arme Witwe ihren blinden Vater und ihre sieben kleineren Kinder durch Spitzenwaschen und ähnliche Verrichtungen ernährte, sei es beinahe gleichgiltig, wofür man sie halte und endlich werde sie ja doch von Niemand nach ihres Mannes Namen, sondern stets nur Frau Marianne genannt. Wir ließen also die Sache auf sich beruhen.

Leider machten wir nach Erichs Abreise die Entdeckung,

daß das boshafte Gerede sich großentheils auf Erich selbst stützte. Denn der Junge hatte aus gränzenloser Eitelkeit niemals gewagt, die Ehre seiner Mutter zu vertheidigen, wenn irgend ein hämischer Zweifel dagegen ausgesprochen ward; er fürchtete minder ein Bastard zu heißen, als er den rohen Witz zügelloser Genossen scheute, das spöttische Lächeln eines Gönners, das verächtliche Achselzucken eines schönen Mädchens, wenn er sich unter den Namen „Vieh“ vorstellte. Die arme Marianne fühlte das sehr schmerzlich: allein sie tröstete ihr Herz auf eine Weise, die ihrer mütterlichen Liebe alle Ehre macht. Sie behauptete nämlich, — d. h. sie bildete sich ein und suchte auch es mich glauben zu machen, — ihr seliger Mann habe den ungewöhnlich störrischen und träumerisch faulen Knaben stets gehaßt, verfolgt und sogar mißhandelt; er habe sich in der That benommen, wie man es nur von Stiefvätern erwartet. Dafür nun habe sie durch verdoppelte Zärtlichkeit, durch eine entschiedene Bevorzugung vor den andern Kindern den ältesten Sohn zu entschädigen gesucht; sie habe demselben bessere Kleider gegeben, ihn in feinere Gesellschaft gebracht, und seine bereits aufkeimende Zeichnenlust geflissentlich genährt und unterstützt. Dadurch hätte sie selbst den allgemeinen Wahn, der Kanzellist Vieh sei nicht der Verführer Mariannens gewesen, sondern habe nur zum Deckmantel für die Verführung durch einen Andern gedient, dermaßen bestätigt, daß er auch in Erichs Blut übergehen konnte, und wirklich übergieng. Mit einem Wort, Marianne gab sich Mühe zu beweisen, daß Erich selber gezweifelt haben müsse, ob der angebliche Vater auch sein wirklicher sei. Ja, sie holte aus der unerschöpflichen Rüstkammer von Entschuldigungsgründen für ihren Sohn auch noch den hervor, daß sie dem allgemeinen Verdacht sich absichtlich nicht entgegengesetzt habe, damit ihr Mann nicht als gar zu unnatürlicher Vater erscheine; auf diese Art hätte sie dem Gatten die Achtung der Welt erhalten und dem Sohn ein gar betrübend schmerzliches Gefühl ersparen gewollt.

Ich rufe Dir dies ins Gedächtniß zurück, obschon Du einen Theil dieser Darstellung der sonderbaren Familienverhältnisse Mariannens in meinen Briefen finden könntest, die ich Dir vor zehn Jahren schrieb, als ich mich zum ersten Mal für Erich verwendete.

Nun aber sind die Meisten todt, die jenes abscheuliche Gerücht glaubten oder verbreiteten; Marianne, wünscht demnach, daß ihr Sohn jetzt endlich den Namen seines Vaters führe. Sie schrieb ihm das und — er schlug es ihr rund ab. Es ist wahr, er hat sich durch seine Bilder einen ehrenvollen Namen erworben, er ist unter diesem allein in der Kunstwelt bekannt; soll er ihn nun wegwerfen, aus Pietät für einen Vater, dem er nichts als das Leben zu danken hat, wegwerfen aus Gehorsam für eine Mutter, die einem ehrenvollen Namen den blos ehrlichen vorzieht? Ich bin noch nicht im Reinen darüber. Schreibe, rathe mir.

Fünfter Brief.

Wien, den 20. November.

Die Frage, ob Erich den angenommenen Namen behalten oder ablegen soll, beschäftigt mich in einem fort, ich kann sie nicht los werden. Es ärgert mich, eine Täuschung, wenn sie auch aus wohlwollender Absicht begangen wurde, fortsetzen zu sollen; und dennoch mag ich sie nicht bekennen, weil mich ein solches Geständniß compromittirt, ohne Erich einen Nutzen zu verschaffen. Und fast mehr noch quält mich die Vorstellung, daß ich selber wahrscheinlich diejenige war, durch die der junge Mensch zuerst auf die verhängnißvolle Häßlichkeit seines Namens aufmerksam gemacht und zu dessen Verläugnung angeeifert wurde. Ich habe mich nicht bald in einer so unangenehmen Lage befunden.

Ich weiß, was Du sagen wirst: „Die Wahrheit über Alles.“ Und wenn ich frage, ob es denn jetzt an der Zeit wäre, vollständige Offenheit auszuüben, so wirst Du frisch und

rasch antworten: „Zum Guten und Rechten ist jede Zeit die rechte und die gute.“ Ach, meine liebe gute Jenny, dergleichen schreibt sich und sagt sich so leicht, wenn man, wie Du, noch keinen Fehler begangen oder wenn man für einen begangenen allein zu büßen hat. In diesem Falle jedoch handelt es sich nicht nur um meine, sondern auch um die Beschämung Anderer.

Und dennoch ist eine Stimme in mir, die mir zuruft: „Zerreiße das Gewebe der Unwahrheit, ehe es als ein würgendes Netz Dich und ihn umfängt und vielleicht euch Beiden zum erwürgenden Stricke wird.“ Ich wollt', Erich hätte selber den Knoten zerhauen und den Vorschlag seiner Mutter kurzweg angenommen. Nun verlangt die gute Frau gar, ich solle ihrem Sohne zureden, daß er die Bitte der Flehenden gewähre. Sie behauptet, mein Wille, mein Wunsch, ja meine bloße Ansicht seien maßgebend für den in feuriger Dankbarkeit mir anhänglichen Jungen. Und ich dagegen habe die Ueberzeugung, daß mir Erich beinahe eben so viel Dank für die Vermeidung seines Vaternamens weiß, als für den reichlichen Ertrag meiner Collecte. Soll ich jetzt den hoffnungsvoll Heimkehrenden an der Schwelle seiner Wohnung mit dem unwillkommensten Gruß empfangen und ihn mit dem Namen nennen, den er haßt? Ich vermag es nicht.

Sechster Brief.

Wien, den 23. November.

Ich konnt's nicht lassen, ich mußte meinen Mann fragen. Richard lachte mich aus. „Da sieht man recht,“ sagte er, „daß Du ein Frauenzimmer bist, die ersaufen gleich in einem Glase Wasser! Wie kann man einer so unbedeutenden Angelegenheit solche Wichtigkeit beilegen? Für die Kunst ist es gleichgiltig, ob Erich den Beinamen Hinz oder Kunz führt. Für Mariannen ist es ebenfalls einerlei, ob man ihren

Sohn für den legitimirten ihres Ehemannes oder für den natürlichen eines andern Verführers hält; sie soll bedenken, daß sich die Leute nunmehr in den falschen Namen hineingelebt haben und daß Erich den Fortgebrauch des Künstlernamens untersagen so viel heißt, als ihm die angewachsene Haut abziehen. Für Erich selbst aber kann es in der ersten Zeit sogar schädlich sein, wenn man den Leuten seinen eigentlichen Namen aufdringt, denn dadurch zerstört man den Credit des angenommenen. Glaube mir, Namen sind niemals gleichgiltig."

Vielleicht hat er Recht. Ich will jedenfalls nicht länger mehr grübeln. Ich werde Mariannen Richards Ansicht von der Sache mittheilen und glaube, daß sie genug Respect vor der Weltklugheit des Geschäftsmannes hat, um sich seinen Rathschlägen zu fügen.

Verdrießlich aber ist es mir und es mißfällt mir höchlichst an Erichs Charakter, daß er auch der directen Aufforderung seiner Mutter Widerstand entgegensetzt. Ich werde ihn zu nichts überreden, allein vorstellen will ich's ihm doch. Im Uebrigen freue ich mich auf ihn und bin recht neugierig, wie er sich ausgewachsen hat. Er versprach hübsch zu werden; nun, und die zwar sittenverderbende, aber doch manierenbildende Weltstadt wird nicht ohne Einfluß auf sein Erscheinen in der Gesellschaft geblieben sein. Etwas Zierliches und Gewandtes hatte er immer an sich. Am 30. soll er kommen. Was wird mir der Alles erzählen!

Den 25. November.

Mein Mann lacht mich aus. Er behauptet, ich harre der Ankunft Erichs entgegen wie der eines Bräutigams. Er thut mir weh damit, wenn er einen Scherz mit mir treibt — er thut mir Unrecht, wenn er es ernsthaft mit dieser Behauptung meint. Wenn er noch gesagt hätte: „wie einen Bruder!" Aber Richard liebt bisweilen eine Anspielung, ein Witzwort, die zwar an und für sich unschuldig sind, meistens jedoch in eine unangenehme Verlegenheit bringen, weil man nicht weiß, wie

sie ein unkundiger Zuhörer aufnimmt und auslegt. Ich habe überhaupt bemerkt, daß die Ehemänner es nicht gar zu genau nehmen in dieser Hinsicht, und manche Gattin ist ihrem Gemahl blos darum entfremdet, wo nicht untreu geworden, weil er sie fortwährend mit unpassenden Späßen dieser Art verletzt hatte. Ach, wenn die Männer nur halb so viel Mühe verwenden möchten, unsere Neigung festzuhalten, als sie verwenden, um dieselbe zu gewinnen!

Den 27. November.

Marianne ist heute bei mir gewesen, es bleibt dabei, ihr Sohn kommt in drei Tagen an. Ich habe ihr zugeredet, die Namensfrage ganz auf sich beruhen zu lassen und nicht schon die erste Zeit des Beisammenseins mit den Erörterungen darüber zu versplittern oder zu vergällen. Ich würde schon selbst einmal gelegenheitlich mit ihm darüber sprechen und meinen ganzen Einfluß auf ihn geltend machen; sollte ich damit scheitern, so könne man ja dereinst an geeigneter Stelle dahinwirken, daß die ganze Familie den Namen ändern dürfe. Ich habe vielleicht nicht ganz recht gethan, denn ich redete mehr als ich sollte, und versprach mehr als ich wollte, nur um sie los zu werden. Sie schien wenig von meinen Worten erbaut und entfernte sich wie eine Person, die sich in ein Mißbilligtes aber Unabänderliches ergibt. Ich war froh, daß sie keine weiteren Einwendungen versuchte und hoffe nun nicht mehr damit behelligt zu werden. Anfangs wollte ich Deinen nächsten Brief abwarten und Deinem Rathe folgen; allein die Situationen warten nicht wie ich, sie überraschen mich und ich kann Dir höchstens nach gewohnter Weise eine umständliche Beichte ablegen. Absolvire mich! Ich bitte Dich!

Weißt Du? Mir ist in diesen Tagen der Gedanke gekommen, mich von Erich für Richard porträtiren zu lassen. Richard hat noch kein gutes Oelbild von mir. Ich werde mich in seinem Lieblingskleid malen lassen und das Armband seiner Mutter als Schmuck tragen. Im nächsten October ist sein Ge-

burtstag; da will ich ihm damit ein Geschenk machen. Ich weiß, das wünscht er sich. Wenn Du Dich gut aufführst und mir Recht gibst, so sollst Du eine Miniaturcopie davon haben. Lebe wohl.

Siebenter Brief.

Wien, den 30. November.

Also das Wunderthier ist da! Herr und Gott, wie anders stellt' ich mir dies Geschöpf vor!

Ich fuhr nach dem Posthof, wo Marianne schon seit Stunden der Ankunft ihres Sohnes harrte. Ich schaute, nachdem die Eilwagen eingetroffen waren, der Reihe nach alle Reisenden an und suchte, und suchte noch als Sohn und Mutter schon bei mir standen. Denke Dir, der schmächtige, zierliche Jüngling ist ein zwar nicht uneleganter aber doch über Gebühr großer und starker Mann geworden, dessen fast imposantem Auftreten nur die noch immer kindische Stimme, die gar jugendlichen wenn auch matten Augen und eine gewisse Schlappheit und Weichheit im Sich-Gehenlassen widerspricht. Ich weiß nicht, hab' ich einen unangenehmen Eindruck davon gehabt oder nicht. Zu einem Menschen, zu dem ich hinaufschauen muß, kann ich nicht mehr „mein Kind“ sagen, wie ich das einst gewohnt war. Er gab mir früher den Namen „Pflegemama“; er nannte mich auch so in seinen Briefen. Als er diesmal meiner ansichtig wurde, ging ihm das „Mama“ nicht mehr über die Lippen, er begrüßte mich mit „gnädige Frau;“ ich, dadurch befrembet und entfremdet, sprach ihn als „Herr von Erich“ an; ich hätte um keinen Preis „Herr von Vieh“ sagen können. Nachdem die Peinlichkeit der ersten Minuten vorüber war, fand ich mich in das neue Verhältniß und das „Sie“ lief mir so geläufig vom Munde, wie einst das Du, das ich dem Knaben gegenüber angewendet hatte. Auch sein Wesen gefiel mir nach und nach besser; es ist viel Natürlichkeit darin. Ich denke, wir werden uns gut vertragen.

Ich nöthigte ihn und Marianne in meinen Wagen, weil ich ihn noch heute meinem Manne vorstellen wollte, was auch geschah. Meinem Manne gieng es nicht besser als mir. Auch er vermochte nicht, den Riesen wie einst den Knaben mit Joseph oder Du anzureden und ihn noch jetzt als meinen Pflegesohn zu behandeln. Er nannte ihn Sie, Herr von —, weil doch das hier allgemein der Brauch ist, und sprach von ihm zu mir nie anders als: „Dein junger Freund.“ Er lud ihn für morgen zu Tisch.

Während sein Besuch noch dauerte, kamen Bekannte. Man erkannte oder erkannte ihn nicht, allgemein aber freute man sich seiner Wiederkehr und vor Ablauf einer Stunde war die Ankunft des Malers „Erich aus Paris“ auf allen Zungen. Hätte ich nun hintreten sollen und sagen: „Sie irren sich, dieser Herr heißt nicht Joseph Erich, sondern Joseph Erich Vieh!“ Erich warf mir deßhalb manch dankbaren Blick zu. Die arme Marianne dagegen, die ich nun nur unter dem Titel „Herrn von Erichs Mutter“ vorstellte, drängte mit Mühe ihre Thränen zurück, und wenn sie gar Frau Erich angesprochen wurde, zuckte es krampfhaft in ihren Muskeln. Aber sie wollte die Wohlthäterin, die Freundin ihres Sohnes nicht bloßstellen, hielt an sich und schwieg. Weiß Gott, wenn er nicht einen so abscheulichen fatalen Namen hätte, die Seufzer Mariannens könnten mich bestimmen, Erich zur Wiederannahme desselben zu zwingen.

Trotz der ungewöhnlichen Größe und ungeachtet der Körperumfang damit nicht in Mißverhältniß steht, hat Erich doch eine schöne, wenn auch nachlässige Haltung; seine Bewegungen sind elegant und sein Gang könnte jedem Schauspieler zum Muster dienen. Man sieht ihm an, er ist viel in feine Gesellschaften gekommen, was sich wohl aus dem Umstand erklären läßt, daß er sich fast ausschließend auf das Porträtiren verlegt hat. Da er sehr theuer ist, so hatte er nur mit dem hohen Adel oder mit den Krösussen der Finanzwelt zu thun, und — ich stehe nicht dafür, ob er nicht von dieser oder jener

Salonlöwin das leichte, vornehme Wesen erlernt hat, das ihm beim Plaudern so — fast möchte ich sagen, allerliebst steht. Es ist eine gewisse Naivetät in ihm — oder ist sie an ihm? — ich kann das noch nicht beurtheilen, aber es spricht sich angenehm mit Erich; er weiß gerade nicht viel, aber er versteht es zu geben, und wenn er auch nicht eigentlich geistreich ist, so belebt er doch durch eine liebenswürdige Raschheit und durch ein seltenes Talent im Schildern oder Erzählen. Ob nun das Alles wahr ist, was er sagt oder berichtet, das will ich eben nicht untersuchen. Vom Leichtsinn und einer gewissen anständigen Prahlerei scheint er mir nicht ganz frei zu sein.

Den 2. December.

Das erste Diner mit Erich ist vorüber. Meine Gäste waren sämmtlich entzückt von dem guten Gesellschafter. Es ist wirklich interessant, ihm zuzuhören. Kennt man die Kunstwerke oder die Persönlichkeiten nicht, von denen er erzählt, so sieht man sie nach seiner Schilderung wie vor den Augen; kennt man sie aber, so gewährt es einen großen Genuß, mit ihm über die bekannten Details zu streiten oder bewundernd übereinzustimmen. Er hat beinahe ganz Europa gesehen, alle großen Meister studiert, alle Gallerien besucht. Er spricht davon mit einer Ausführlichkeit, als wäre er gestern erst von ihnen geschieden. Eben diese Frische der Erinnerung, diese Treue der Begeisterung gibt im Voraus schon ein Zeugniß für ihn und sein Talent. Ich bin wahrhaft gespannt auf seine Arbeiten. Er hat natürlich noch kein Atelier, aber er sucht eines und zwar in der Stadt. Da wird er auch seine besten Sachen aufstellen. Ich will ein paar Andere den ersten Versuch machen lassen, und wenn ich sehe, daß er nicht nur hübsch malt sondern auch gut trifft, so will ich ihm selber sitzen. Er scheint sehr guten Geschmack zu haben, denn er lieferte durch bloße Vertauschung einiger Gemälde an der Wand und durch ein anderes Arrangement meines Salons, das er vorschlug und sogleich probehalber ausführte, den Beweis, wie richtig er urtheilt und wie geschickt er

das Vorhandene zu benützen weiß. Ich habe mir vorgenommen, ihn allerlei Stickmuster für mich entwerfen zu lassen; was man in dieser Art kauft, ist oft so entsetzlich geschmacklos und überladen, und hat selbst bei schöner Zeichnung häufig eine so unkünstlerische Zusammenstellung, daß man verzweifeln möchte. Ich würde dann auch den Vortheil haben, daß ich meine Eitelkeit in Hinsicht der Einzigkeit meiner Stickmuster befriedigen könnte. Du weißt, das ist eine Schwachheit von mir.

Erich kann mir auch in anderer Beziehung von wesentlichem Nutzen sein. Da ich nämkich durch die Trauer gehindert bin, Bälle zu besuchen oder gar welche zu geben, so werde ich von ihm bei mir Tableaux arrangieren lassen, eine Unterhaltung, die nie aufhören wird aus der Mode zu kommen, und wobei man den Rath eines Malers und namentlich sein Gedächtniß für gesehene Bilder niemals entbehren kann. Ich ließ bereits eine Aeußerung in dieser Richtung fallen und fand damit eine enthusiastische Aufnahme.

Vor der Hand muß er mir für Weihnachten denken und arbeiten helfen. Ich liebe es, selbst eine Pappschachtel für Bonbons nett und originell anfertigen zu lassen; ich kann aber nicht so geschickt zeichnen, daß ich dergleichen Neuerungen in der Buchbinderkunst den stupiden Handwerkern deutlich genug expliciren könnte. Da soll nun Erich mein Factotum werden.

Achter Brief.

Wien, am 5. December.

Nun, weiß Gott, das habe ich mir gedacht, daß mir meine gute, treue, ehrliche Jenny eine capitale Strafpredigt schicken würde. Liebes Herz, jetzt kommst Du zu spät. Geschehen ist geschehen. Wenn der Name „Vieh“ noch ein altadeliger wäre! Um des Wappenschildes willen läßt man sich schon etwas gefallen, wenn's Einem auch nicht gefällt. Selbst ein Name, auf dem Schmach und Schande liegen,

würde erträglich sein, denn einen entehrten Namen kann man immer wieder zu Ehren bringen. Aber einen häßlichen Namen macht kein Adonis schön, einen lächerlichen kein Sokrates würdevoll. Und aufrichtig gestanden, ich begreife nicht, wie Erichs Vater mit diesem schrecklichen Namen eine Frau gefunden hat; ich wenigstens könnte mich nie entschließen, einen solchen anzunehmen und ihn freiwillig durch mein ganzes Leben zu schleppen, und wär' ich ein Mann und trüge solchen Namen, ich verdammte mich zum Cölibat, denn ich würde fürchten, meine Braut noch am Altare zu verlieren. Sage, was Du willst, „Vieh" zu heißen, ist über alle Begriffe schauderhaft. Und lud es Marianne aus Liebe auf sich, so folgt daraus nicht, daß sie eine Nachahmerin finden wird.

Ich begreife daher vollkommen und entschuldige es immer mehr, daß Erich seiner Mutter nicht willfahrt. Warum soll er einen Vortheil, den er schon hat, aus der Hand geben? Die Wahrheit? Mein Gott, es ist nicht einmal eine rechte Lüge; er heißt ja wirklich Joseph Erich. Du nimmst die Sache wirklich zu tragisch, wenn Du von allmäliger Charaktervergiftung sprichst, von Betrug, von schamloser Rücksichtslosigkeit für weibliche Ehre, für die Ehre einer Mutter. Vergiß nur nicht, daß Marianne schon bei Erichs Geburt und nicht mit Unrecht kränkende Nachrede erdulden mußte. Hat aber der Bekanntschaftskreis der nunmehr alten Frau jenes Umstandes vergessen, wer hindert denn die Nachbarschaft, glauben zu lassen, daß Erich der Sohn aus einer früheren Ehe sei? Ich versichere Dich, Du betrachtest die Angelegenheit viel zu ernsthaft.

Neunter Brief.

Wien, den 8. December.

Erich ist wirklich die Gefälligkeit selbst. Schon zweimal war er bei mir und brachte allerliebste, bereits in Farben aus=

geführte Zeichnungen zu Stickmustern mit. Er fragte mich, ob ich während seiner Abwesenheit das Zeichnen und Malen ganz aufgegeben habe, und redete mir zu, es wieder aufzunehmen. Du weißt, es war immer eine große Sehnsucht von mir gewesen, schöne Gegenden skizziren zu können. Ich fieng allerdings einmal damit an, brachte es aber nicht über die miserabelste Stümperei hinaus; später hab' ich jahrelang nichts dafür gethan. Erich hat den schlummernden Funken geweckt und mir wieder Lust zur Sache gemacht; ich werde Stunden bei ihm nehmen. Es wird ein Genuß sein, im Sommer, wenn ich auf dem Lande wohne, umherzustreifen und die schönen Schluchten, Baumgruppen und Ansichten zwischen Hütteldorf und Dornbach in meinem Skizzenbuch für die Erinnerung festzuhalten. Ich werde trachten, öfters in den kaiserlichen Thiergarten Einlaß zu bekommen. O wär' es nur schon grün!

Den 9. December.

Ich habe gleich heute die erste Lehrstunde genommen. Ich möchte meinem Mann noch bis Weihnachten einen Baum oder so etwas zeichnen. Erich hat eine sehr gute Methode. Man lernt leicht bei ihm, ohne daß er viel über die Leistung spricht; er geht freilich unbarmherzig mit der Arbeit seiner Schülerin um; hier ein Strich, dort ein „Drucker," hier ein „Wischer," dort ein „Lichtaufsetzen," und mit wenigen Zügen verwandelt er einen blassen Baumstamm, der unerkennbare Blätter hat, in eine Weide oder Erle am Bach, daß man aufschreien möchte: „Herr Jesus, das ist ja der und der schöne Baum im Halterthal oder in Hacking." Dabei ist er aber oft scheinbar zerstreut und unaufmerksam, denn er liebt es, einen Bogen Papier an sich zu ziehen, den er mit einer Unzahl der geistreichsten — und oft sehr boshafter — Carricaturen schmückt. Ich versichere Dich, der Mensch hat ein enormes Talent.

Zehnter Brief.

Wien, den 26. December.

Ich schwieg lange Zeit, liebes Herz, nicht wahr? Aber es war nicht möglich, früher zu schreiben. Die Vorbereitungen zur Weihnachtsbescheerung nahmen meine ganze Zeit in Anspruch, da ich eine Menge von Bekannten, Freunden und vor Allen meinen Mann reichlich zu beschenken pflege. Nun hasse ich nichts mehr, als Jedem blos ein kostbares, im Laden gekauftes Geschenk zu geben, und ich füge daher immer eine kleinere oder größere Arbeit meiner Hände bei. Diesmal überbot und übertraf ich mich in allerlei Modestickereien, wobei eben Erich seinen Geschmack und seine Erfahrung geliehen hatte; ein guter Theil meines Triumphes fiel daher eigentlich auf ihn zurück.

Uebrigens bin ich froh, daß die Hetze ein Ende hat, denn es war mir wirklich schon unangenehm, daß ich mich entweder verläugnen lassen mußte, um meine Arbeiten fertig zu bringen, oder mich genöthigt sah, so oft Jemand eintrat, dem die eben in meiner Hand befindliche Arbeit bestimmt war, ein Tuch darüber zu werfen und halb verlegen, halb ungeduldig auszusetzen, bis sich der Besuch wieder entfernt hatte. Namentlich schien es mein neugieriger Mann darauf abgesehen zu haben, mich durch häufiges, plötzliches Erscheinen in meinem Arbeitszimmer zu erschrecken und zu quälen. Manch' schöne Stunde bracht' ich den Verstockten nicht von der Seite, bis ich's ihm endlich rund heraus sagte, daß seine Gegenwart meine Weihnachtspläne störe. Dann gieng er wohl, indem er mir scherzhaft mit dem Finger drohte und auf das Gefährliche des Alleinseins mit einem jungen Herrn aufmerksam machte. Unter fröhlichem Lachen und komischer Androhung meiner Untreue schieden wir, aber meist dauerte es nicht lange und er kam schon bald wieder aus seinem Comptoir herüber. In den letzten Tagen wurden mir indeß diese Störungen zü häufig, zu lästig; ich schloß mich

daher ganz ein und öffnete ihm die Thür trotz der flehendsten Bitten nicht. Ich ließ nur Erich in's Zimmer, der mir auch beim Aufputzen des Baumes helfen mußte.

Ach, was war mein Christbaum schön! Noch nie war mir einer so gelungen. Wie geschickt waren die Lichter gesteckt, wie reizend die Ketten, die Bänder, das Zuckerwerk und all' die tausend Kleinigkeiten geordnet, womit man die dunkelgrüne Tanne ziert, auf die man sich ein ganzes langes Jahr freut! Wie stolz schritt ich zwischen meinen achtzehn Tischen hindurch, deren jeder einem Gast gehörte und auf dem blütenweißen Tuch eine Last von Gaben und sinnigen Neckereien, sogenannten Atrappen trug. Ich schwamm in einem Meer von Seeligkeit und bin noch bei keiner Weihnachtsbescheerung so vergnügt gewesen.

Ich werde Dich nicht mit der Beschreibung aufhalten. Das Meiste erhielt natürlich mein griesgrämiger Haustyrann, der jetzt eben so verdrießlich ist, als ich heiter und sorgenlos. Ich habe ihn schon mehrmals gefragt, ob ihm etwas fehle; allein er gab mir darauf einen höchst entmuthigenden Brummer zur Antwort, und so ließ ich's denn bewenden. Vermuthlich hat er wieder Verdruß mit einem Commis, oder es steckt ihm eine gefährliche Speculation im Kopf, oder es traf ihn ein bedeutender Verlust. Ich bin schon gewohnt, daß er mir Alles verschweigt, was ihm Sorge macht, und bedaure nur, daß er das Verdienst dieser Schonung durch seine üble Laune wieder aufhebt. Uebrigens da er im kaufmännischen Verein häufig spielt und meistens verliert, da er überhaupt leicht gereizt und aufgeregt ist, so kann sein bald auffahrendes, bald gleichgiltiges Wesen auch von einem an sich unbedeutenden Anlaß herrühren.

Schilt mich nicht leichtsinnig oder kalt, Du strenge liebe Richterin! Du weißt ja doch, daß ich weder das Eine noch das Andere bin. Aber ich mag es Dir nicht verhehlen, daß ich einsehen lernte, wie thöricht ich bisher mein Leben aufgefaßt habe. Steif und schwerfällig gehorchte ich meiner Pflicht, und deßhalb

gewährte es mir kein Vergnügen, wenn ich sie erfüllt hatte. Bisweilen half ich mir durch irgend einen Paroxismus der Exaltation, wie damals bei meiner Verwendung für Erich oder später bei dieser oder jener wohlthätigen Bettelei. Da ich keine Kinder hatte, meine Mutter oft krank und meistens ferne war, mußte ich, namentlich seitdem auch Du mir durch Deine Verheiratung und Uebersiedlung entzogen bist, meine Fähigkeit zu lieben und mich für etwas zu begeistern, bald auf die Armuth, bald auf die Kunst lenken; denn nur hier fand ich jene reinen Genüsse, jene erhabene Stimmung und Rührung, deren meine Seele bedarf. Indeß war dies doch nicht das Rechte. Ewig in Ueberspannung sein kann Niemand oder er reibt sich auf; es gab also häufig genug Stunden der Blasiertheit, der Uebersättigung, der Abspannung, Stunden der unbestimmten Sehnsucht, voll Drang und doch ohne Wunsch, voll Wünschen und doch ohne Ziel, voll Zielen und doch ohne Streben. Mich verzehrte die Unbehaglichkeit mitten in der Gesellschaft, die Ungeduld mitten in der Einsamkeit. Ich zog salonmüde auf's Land und — verpflanzte mein Stadtleben nach Hietzing; ich eilte landmüde auf Reisen, in die Bäder und kam unerquickt, ungeheilt nach Hause, um die alte Weise zu ändern und die neue zu beklagen. Ich weiß nicht, ob ich den barocken Satz aufstellen darf, der ein greller Widerspruch scheint und doch am besten meinen bisherigen Zustand bezeichnet: ich war voll, zum Ueberfließen voll und dennoch fühlte ich eine Leere — vermuthlich die um mich.

Doch jetzt, liebe Jenny, ist das Alles anders. Erichs Ankunft hat mich von dem Alp der Oede, der Stumpfheit, der Langeweile befreit. Er beschäftigt meine Phantasie, er regt meinen Geist an; er erzählt mir, liest mir vor, erklärt mir die Stahlstiche in meinen Albums, er schafft mir die Kupferstiche gleichsam zu den Gemälden um, nach denen sie gemacht wurden. Ein paar elende Säulen auf einer Abbildung, ein paar Steintrümmer, die man bei der Kleinheit der Zeichnung kaum be-

merkt, berührt er mit seinem Finger und verwandelt sie durch wenige kraftvoll schildernde Zauberworte in das, was sie vorstellen sollen, ja oft in das Ganze, dessen Rest sie sind. Die würzige klare Luft an den italischen Seen athmet man ein, wenn er sie beschreibt. Man durchwandert das herrliche, ewige Rom, wenn er bei den Plänen davon den Cicerone macht. Stundenlang könnte man zuhören und sogar Richard ist schon einige Mal aus dem Comptoir herübergekommen und nahm länger als er wollte oder seiner Geschäfte halber sollte, an Erichs Erklärungen Theil.

Wie rasch vermochte ich zu arbeiten, während Erich mit hinreißender Lebhaftigkeit von seinen Bekanntschaften mit allen berühmten Künstlern sprach, während er mir die pikantesten Anekdoten aus dem Leben hervorragender Geister oder aus den Kreisen der Pariser Gesellschaft erzählte. Eben so geschickt, wie er im Zeichnen ist, entwirft er in Worten den Umriß jeder Persönlichkeit, mit der er nur ein- oder zweimal in Berührung kam. Ein paar charakterisirende Beiwörter, ein Witz, irgend ein lächerlichmachender oder poetischer Vergleich — und die genannte Person steht vor der Phantasie, als ob man sich ihrer aus dem eigenen Gedächtniß entsonnen hätte. Ich sah oft während seiner Schilderungen nicht ein einziges Mal von der Stickerei auf, die Nadel flog mit einem Fleiß und einer Leichtigkeit, deren Resultate mich hernach selbst in Erstaunen setzten. Ja, wenn ich recht Eile hatte, so bat ich ihn, sich mir an die Seite zu setzen und vorzulesen. Ich wunderte mich dann nur über die Ausdauer seiner Stimme; ich glaube, er las mir die letzten Wochen her täglich fünf Stunden hindurch vor. Und er ward nie müde, nie heiser. Seine angenehme, wenn auch nicht starke oder biegsame Stimme verleiht seinem Vorlesen einen besondern Reiz; dabei liest er vom Blatt weg, verständig, ohne alle schauspielerische Uebertreibung und ohne jeglichen Dialect. Ein paar Mal kam mir schon die Idee, daß in ihm ein Talent zum Liebhaber der heutigen Conversations-Lustspiele verborgen

sei. Freilich ist er zu groß für die wirkliche Bühne; aber auf einem Privattheater müßte er eine köstliche Acquisition sein. Ich habe ihm das auch gesagt, worauf er lachte und mir gestand, er sei viel mit Schauspielern umgegangen. „Auch mit Schauspielerinnen?“ fragte ich, schelmisch mit dem Finger drohend. Er wurde roth und sah mir halb zutraulich in die Augen, indem er sprach: „Ja, aber nur mit hübschen.“ Er brachte das so drollig hervor, daß ich ihm trotz einiger Nebengedanken nicht gram werden konnte und mir ausbat, er müsse mir mehr davon erzählen. Ich will ihn auf diese Weise an freundschaftliche Mittheilung gewöhnen, denn ich muß Acht geben auf ihn. Er scheint ein lockerer Zeisig zu sein, wie man hier zu sagen pflegt, und da kann es ihm nicht schaden, wenn ich zuweilen als warnende Schwester oder als flehende Pflegemutter auftrete. Gerade die Menschen von seiner Art, im Wesen und im Talent, zersplittern Zeit und Kräfte sehr leicht mit — leichtsinnigen Streichen, werden allmählig so schwach im Wollen und so faul im Arbeiten, daß sie für die Kunst und endlich auch für die anständige Gesellschaft verloren gehen. Hab' ich mich angenommen um den Burschen, daß er etwas lerne, sich ausbilde, daß er gedeihe, so bin ich auch verpflichtet, mich des Mannes anzunehmen, daß er sein Pfund nicht vergeude, nicht in die Pfütze der Gemeinheit werfe. Eine Frau, die zwölf Jahre verheiratet ist, kann meines Bedenkens ohne Gefährde „die Bekenntnisse einer flotten Seele“ anhören. Sie werden mir von ihm gewiß nicht anders gemacht werden, als etwa ein discreter Schriftsteller einen galanten Roman erzählt. Meine Stellung zu ihm, den ich halb wie einen Knaben, halb wie meinen Bruder betrachte, gestattet und gebietet sogar, daß ich ihm gegenüber die Prüderie meines Geschlechts ablege. Oder soll ich warten, bis sich sein Leichtsinn zur Frivolität steigerte, bis er, statt mir offen und ehrlich seine Abenteuer zu gestehen, hinter meinem Rücken Scandal über Scandal macht, daß ich's endlich doch erfahren und mich

vor der ganzen Welt seiner schämen muß? — Nein! Ich werde seine Vertraute und nur dadurch seine Retterin werden.

Doch jetzt sehe ich mit Schrecken, wie lange ich Dich ausschließlich von meinem Pflegekind unterhielt. Vergib! Aber erstens geht der Mund über, wovon das Herz voll ist, und zweitens bist Du, fast mehr noch als meine Mutter, mein liebes, nothwendiges Echo, dem ich Alles zurufen muß, was mir in den Sinn kommt. Ich glaub', ich könnte nicht leben ohne Dir Alles mitzutheilen, was mein Gefühl, was meinen Geist beschäftigt. Richard hört dergleichen nicht an, und meine arme leidende Mutter ist außer Stand eine Correspondenz zu führen; ich aber will Antwort auf meine Briefe, unmittelbare und undictierte Antwort. Da bist nun Du eine prächtige Person. Du nimmst Dir die Zeit, meine Expectorationen aufmerksam und wiederholt zu lesen; Du nimmst Dir die Mühe, darauf ausführlich und aufrichtig zu antworten. Du bist gleichsam mein Gewissen, mein Verstand, mein edlerer Herzenstheil! Also zürne nicht über Deine kleine thörichte Freundin und schreibe ihr bald.

P. S. A propos! Die Mutter ließ mir gestern durch ihre Gesellschafterin schreiben, daß sie sich so gut befindet, als es eben bei ihrem Zustand möglich ist. Sie bleibt bis zur heißen Zeit in Italien und wird dann in ihre gewöhnliche Landwohnung in der Brühl übersiedeln, ohne früher noch einige Wochen in der Stadt zuzubringen. Sie hat Recht, nur bedaure ich, daß weder sie sich entschließen kann, in meine Nähe, noch mein Mann in die Nachbarschaft der Mutter zu ziehen.

Eilfter Brief.

Wien, den 31. December.

An der Schwelle eines neuen Jahres, gleichsam die Thürklinke der Zukunft schon in der Hand, sieht man sich gerne noch

einmal nach der Vergangenheit um. Auch Du, meine geliebte Freundin, wirst mir den Rückblick in die Vergangenheit und eine Betrachtung darüber gestatten. Um so mehr wirst Du das, als ich mich wirklich an einem Wendepunkte meines Lebens zu befinden glaube. Ich weiß in der That nicht, was über mich gekommen ist, aber ich fühle mit Bestimmtheit, ich bin mir klar bewußt, daß ich im Begriff stehe, aus der Unfertigkeit in eine gewisse, sichere Abgeschlossenheit hinüberzutreten. Man sagt, dergleichen Veränderungen fänden alle sieben Jahre Statt. Ich werde acht und zwanzig. Es ist möglich, daß die Volksmeinung Recht hat. Viermal sieben! Es ist doch eine lange Zeit, wenn man nicht Eine Stunde wahren Glückes aufweisen kann!

Entweder ist mir nun das Glück endlich nahe, oder es steht mir ein großes Unheil bevor. Ich fühle mich reif, das Eine wie das Andere würdig zu empfangen; ja, ich sehne mich ordentlich, durch einen gewaltigen Umschlag aller Verhältnisse in mir oder um mich der drückenden Fesseln loszuwerden, die mich bis auf die Knochen wund gerieben haben.

Du schüttelst wohl das Haupt und erkennst die ausgelassene Freundin nicht wieder, die Dir vor wenigen Tagen einen fröhlichkeitathmenden Brief schrieb? Ach, das ist's ja eben. Ich mache mir zuweilen selber was vor; wenn ich aber recht nachdenke, so möcht' ich oft weinen über mich! Ich bin nicht glücklich in meiner Ehe, und empfinde das immer tiefer, immer nagender. Meine ganze Seele verzehrt sich seit zwölf Jahren fruchtlos im Drang nach Zärtlichkeit, im Drang, zärtlich zu sein und zärtlich zu sehen! Vergebens strebe ich seit so langer Zeit, meinem Mann nicht nur die Geliebte, sondern auch die Freundin zu sein, die Mitwisserin seiner Pläne, die Theilnehmerin seiner kaufmännischen Triumphe, die Trösterin, die Erheiterin seiner Stunden des Aergers oder Trübsinnes. Wozu ward ich denn seine Frau; bloß um ihm das Haus zu führen und mich dafür mit Glanz und Reichthum überschütten zu lassen?

Und wozu spendet er mir so Vieles, so Schönes, wenn er all dem Schmuck und Zierrat nicht jenen einzigen, wahren Werth verleiht, der daraus eben mehr als eine Waare macht? O Jenny, Jenny, bisweilen denk' ich, der Kopf muß mir zerspringen. Kann ich denn Freude an der Liebe meines Gatten haben, wenn ich so wenig bemerke, wodurch sie sich verräth?

Ach, und keine Seele, der ich mein Leid, mein Unglück vertrauen mag und kann, als Du, die Entfernte! Außer dir hab' ich ja keine eigentliche Freundin, als meine über Alles geliebte Mutter, der ich die letzten Lebenstage nicht verbittern darf. Sie ist und bleibe in Unkenntniß meines Grams. Aber vor Dir, du Einzige, vor Dir will ich mein Herz ausschütten, vor Dir will ich mich zeigen, wie ich bin, vor Dir will ich mich in nichts schämen, vor Dir nirgends einen Reichthum vorgeben, den ich nicht habe, einen Mangel verheimlichen, der mich drückt, mich — erdrückt.

Ist es Gleichgiltigkeit gegen mich, ist es die hochmüthige Unzugänglichkeit eines älteren Mannes, ist es die stolze Abgeschlossenheit des trockenen, starren Geschäftsmannes, die Richard von mir fern halten? d. h. fern im Sinne des Herzens zum Herzen. Bisweilen überströmt er, freilich auf meine Kosten, von sarkastischem Witz, wie z. B. wenn er mich und Erich „das unwissende Liebespaar" nennt, ein Witz, der weder zart noch treffend ist. Manchmal überhäuft er mich mit Liebkosungen und Lobeserhebungen in Gegenwart Erichs auf eine Weise, daß ich mich ärgern muß; verweis' ich es ihm, so antwortet er regelmäßig: „Du wirst Dich doch vor Deinem Pflegesohn nicht genieren?" und vergißt, daß dieses mein angenommenes Kind nur um drei Jahre jünger ist als ich. Es ist eine Ungleichheit in Richards Benehmen eingetreten, die mich noch mehr quält als seine frühere Starrheit, die mich wahrhaft besorgt macht, daß seine Gesundheit von krankhafter Reizbarkeit untergraben sei und einer bedenklichen Krisis entgegengehe. Auch die Dienstleute und die Comptoiristen be-

klagen sich über sein bald mürrisches, bald ausgelassenes, auffallend sprunghaftes Wesen. Ich sprach mit unserem Arzte darüber, der ihn von nun an scharf beobachten will. Es geht entweder in Richards Körper oder in seinem Gemüthe etwas Ungewöhnliches vor. Bisweilen ruht sein Auge so forschend, so traurig auf mir, daß ich nicht weiß, soll ich erzürnt aufspringen oder ihm voll Mitleid um den Hals fallen. Frage ich ihn, was ihm fehle, so weist er mich ab. Bloß Erichs Gesellschaft scheint ihm wohlzuthun, denn er sucht mich fast immer auf, wenn auch Erich da ist; es dünkt mich beinahe, als ob Richard es vermeide, mit mir allein zu sein. Nun ist das eine sehr schwere Lage für mich; ich kann doch nicht meinen Gatten in Gegenwart eines so jungen Mannes, wie Erich, über sein sonderbares Benehmen zur Rede stellen; und stehe ich gleich in einem fast schwesterlichen Verhältniß zu Erich, so wird mich doch eine, jeder Frau eigenthümliche Rücksicht immer abhalten, hinter dem Rücken meines Gemals Klage über ihn zu führen. Und worüber hätte ich ein Recht zu klagen? Ueber Dinge, die außer dem Gesetze stehen, über ein Betragen, das man mißbilligen aber nicht bestrafen kann. Wenn ich ihm ein Wort, eine That zum Vorwurf machen dürfte, so würde ich das als ein Glück ansehen; ich würde den Vorwurf gegen ihn selbst aussprechen und damit loswerden; die dumpfe Gewitterschwüle, die mich foltert, würde sich in einem gewaltigen Blitz entladen, und in einer auf diese Art gereinigten Luft würden wir sodann Beide wieder frei aufathmen.

Ich möchte wissen, ob Erich etwas von diesen innern Vorgängen unseres Hauses merkt. Mir scheint es so, denn er bietet eine besondere Liebenswürdigkeit gegen mich auf; es ist, als ob er mich zerstreuen, mich entschädigen wolle. Aber natürlich — er deutet mit keiner Silbe darauf hin, daß er gleichsam den Vermittler spielen will. Ich weiß ihm innigst Dank für diese Zartheit und Aufopferung. Er hat, wie ich sehe, trotz seiner Leichtfertigkeit doch ein gutes, ja edles Herz.

Möge er bald eine Gattin finden, die seine guten Seiten zu schätzen und seine schwachen — zu verbessern weiß. —

O warum habe ich kein Kind, daß ich auf dem unschuldsvollen Haupt desselben mich ausweinen, an seinem arglosen Geplauder mich aufrichten und trösten könnte. Doch wie Gott will! — —

Meine Jungfer kommt, mich zu frisieren. Ach in solcher Stimmung muß ich mich zum Lächeln zwingen und in einer Silvestergesellschaft auf ein „Prost Neujahr!“ anklingen. Es ist nur gut, daß meine Trauerkleidung mich von allem eigentlichen Flitterschmuck befreit. Ich bin so ernst und trüb, daß ich jedes andere Gewand für eine schamlose Lüge erklären müßte.

Lebe wohl, Jenny! denke meiner um Mitternacht, du treue, Du einzige Freundin. Wünsche mir aus deinem reinen, lieben Herzen, was ich Dir zurufe: „Prost Neujahr!“ Grüße Deinen Mann, Du Glückliche den Glücklichen, Du Beglückende den Beglücker, Du Beneidenswerthe den Beneideten! Nochmals lebe wohl!

Zwölfter Brief.

Wien am 2. Jänner 1832.

„Das alte Jahr ist todt, es lebe das neue!“ — So riefen sie mir zu, als die Mitternachtsstunde die Jahresscheide anzeigte. Sie umringten mich, sie beeiferten sich, mit mir anzuklingen; die Damen küßten mich, die Herren sagten mir schöne, schmeichelhafte Worte. Und ich? Ach, ich lächelte, ich dankte, ich erwiederte herzlich, artig — je nachdem — und nannte mich falsch, unwahr, verlogen. Mir graute, mir ekelte vor mir selbst. Ich schien mir eine Larve ,hohl und frech wie die Andern.

Auch Erich war da. Er und mein Mann kamen fast gleichzeitig mit dem vollen Punschglase auf mich zu. Es drängte

mich Richard entgegen; ich wollte in die sonst ganz gewöhnliche Ceremonie eine tiefere Bedeutung legen. Du weißt ja, daß ich das Beziehungsreiche, die geheimnißvollen Anspielungen liebe und pflege. Leider vereitelte ein böser Zufall meinen schönen Plan und verdarb mir den ganzen Abend.

Ich bin überzeugt, daß es diesmal meinen Mann eben so zu mir trieb, wie mich zu ihm. Man fühlt dergleichen immer mit einer eigenthümlichen Sicherheit, es ist, als ob eine höhere Kraft in uns, nenne sie magnetisch oder wie immer, die Schwierigkeiten des Körperlichen überwände und gleichsam sehe oder höre, was ein Anderer eben denkt. Genug, ich empfand mit wohlthuender Gewißheit, daß auch Richard einen Anknüpfungspunkt suche. Unsere Blicke trafen und verstanden, sich; sorgfältig vermieden wir den Anstoß unserer Gläser mit denen Anderer, damit wir uns gegenüber die Ersten seien um sich „Prost Neujahr!" zuzurufen.

Eine fremde Hand, die mich schon lange verfolgt hatte — anders kann ich es nicht bezeichnen — die mein absichtliches Entschlüpfen nicht verstand oder nicht verstehen wollte, schnitt der meinigen plötzlich den Weg ab. In dem Augenblick, als ich über verschiedene fremde Schultern hinüber mein Glas zu dem Richards bringen will, fährt Erich mit dem seinigen klirrend daran und verschüttet in der Hast seiner Bewegung einige Tropfen. Ein Schrei, und die erschrocken sich und das benetzte Kleid trocknende Dame bringt eine Revolution in ihrem Kreis hervor. Man schaart sich voll Bedauern um sie, drängt mich zurück, von Richard weg in Erichs unmittelbare Nachbarschaft, und dieser, als ob er meinen Anzug beträuft hätte, entschuldigt sich und will mich nöthigen, „zur Versöhnung" mit ihm anzustoßen. Ich weigere mich, schelte ihn, sage ihm meinen Wunsch, mit Richard zuerst anzuklingen und er — ergreift plötzlich die Hand, in der ich das Glas halte und bringt lachend das seinige an meines. Eben will ich zürnende Worte an ihn richten, als mein Mann

herzutritt und mit erzwungenem Lächeln zu mir sagt: „Ich komme zu spät, wie ich sehe.“ Ich antworte rasch, indem ich meine Hand losmache: „Herrn v. Erichs Unbescheidenheit“ — aber Erich fällt mir in die Rede: „Gelegenheit macht Diebe,“ sprach er und schwenkte Richard das Glas entgegen. Dieser sah für einige Sekunden finster und trotzig darein, dann faßt er mit plötzlicher Heiterkeit — ich konnte nicht unterscheiden, ob mit erkünstelter oder mit wahrer — die Hand Erichs, wie dieser zuvor die meinige ergriffen, und klingt laut und entschieden sein Glas an jenes des jungen Mannes an. „Prost Neujahr!“ ruft mein Gatte und setzt fröhlich hinzu: „So, jetzt habe ich Ihnen das Neujahr abgewonnen.“ Hierauf drehte er sich auf dem Absatze um und wollte fortgehen; mich hatte er schon ganz vergessen. „Richard!“ rief ich ihm mit schmerzlichem Vorwurf nach, und ergriffen hielt er im Gang inne, wandte sich und kehrte zurück. „Vergieb“, sagte er, küßte mir die Hand und stieß an. Sein Auge war feucht, und einige rothe Streifen auf Stirn und Wangen, die bei ihm stets eine ungewöhnliche und tief leidenschaftliche Erregung verrathen, verkündigten mir seine Schaam und Reue. In mir aber schoß ein äußerst unangenehmes Gefühl empor; ich war verletzt; verletzt von der Zudringlichkeit Erichs wie von der auffallenden Vergeßlichkeit Richards. Und mit diesem Zwiespalt, oder besser, mit dieser zweifältigen Bitterkeit im Herzen heuchelte ich bis gegen 4 Uhr Morgens alles mögliche Schöne, Fröhliche und Innige, was man nur von mir begehren mochte; ja ich wurde wegen meiner „besonderen Liebenswürdigkeit“ ganz besonders gefeiert von den Damen, wegen meiner ganz unerhört geistreichen Bosheiten förmlich belagert von den Herren. Wie ausgewechselt war mein ganzes Wesen. Alles sprühte in mir vor Zorn, Galle, Wehmuth, Schmerz. Ich zerschlug den Brand, der mich verzehrte, in lauter kleine Witzfunken und benahm mich als wahrer Quälgeist, wie eine Maske auf der Redoute. Roth und blaß machte ich die

armseeligen Herrengesichter, verstummen machte ich die verwegensten Witzbolde, beschämt und verspottet zog Einer nach dem Andern ab. Da drängte sich endlich Erich wieder herzu und sei's, daß er sein Geschlecht oder sich an mir rächen wollte, er hielt mir Widerpart. Unser Wettkampf unterhielt die Umgebung, der wir in dieser Art ein improvisiertes Lustspiel aufführten, das immer mehr Zuhörer und Zuschauer fand. Jetzt trat die Eitelkeit in den Kreis unserer Empfindungen und wir setzten das thörichte, um lauter Nichtigkeiten sich drehende Gespräch halb im Ernst halb im Scherz fort; die Gedanken wurden immer toller, die Wortspiele immer kühner, wir verflochten jeden Augenblick eine andere Person um uns in den Streit, bis sich förmliche Lachkrämpfe bei den Leuten einstellten und die Gesellschaft in äußerste Fröhlichkeit aufgelöst voller Erschöpfung rings auf Divans und Stühle niederfiel.

Wie das gewöhnlich geschieht, später wußte kein Mensch, weßhalb man so sehr gelacht, um was man so sehr gestritten. Auch ich vergaß den Unsinn, den ich gesprochen, um mich selbst zu betäuben, und den man für Zeichen meiner höchsten Weisheit genommen. Ich weiß nur, daß Erich mit der Frage den Knoten schürzte: „Bestimmen Sie, gnädige Frau, ob die von Ihrem scharfen Witze Besiegten aus Mangel an Munition die Schlacht aufgeben, ob dieselben aus Furcht vor einer Niederlage das Feld räumen, oder ob die jedem Mann angeborene Galanterie aus freier Huldigung die Waffen streckte.“ Worauf ich antwortete: „Ich bestreite aus Erfahrung, daß die Männer wirklich galant sind, ich behaupte, daß das starke Geschlecht nicht den Teufel und seine Großmutter fürchtet, geschweige eine Frau, abgesehen davon, daß die Männer viel zu eitel sind, um auch nur die Möglichkeit ihrer künftigen Niederlage zu fürchten, und zu hochmüthig, um nicht die Gewißheit einer geschehenen gerade für das Gegentheil davon auszugeben; und endlich erkläre ich, daß die Männer uns gegenüber nur in unangreifbare Stellungen sich zurückziehen

und von dort mit erneuerter Heftigkeit uns arme, verheirathete also — vereinzelte Frauen bedrängen und verfolgen." Darauf entgegnete Erich: „Wir Männer wehren uns gegen die Unbilligkeit, und vertheidigen uns gegen die Ungerechtigkeit der Frauen. Es gibt keine Frau, die nicht das eine oder das andere und meist noch etwas vom andern dazu wäre. Beweisen Sie das Gegentheil, wenn Sie können. Wo eine Frau es nicht ist, haben wir sie vorher oder nachher bestochen; denn unsere Galanterie ist entweder Kriecherei vor oder Feigheit nach der Niederlage. Wir Männer sind die personificierte Friedensliebe, denn erstens lieben wir die Frauen und zweitens lieben wir's, mit den Frauen in Frieden zu leben, namentlich unseren Ehefrauen. Das weibliche Geschlecht dagegen neckt und quält uns so lange, bis es uns in Harnisch bringt, bis es uns zum Kampfe zwingt und bis es uns auf der Wahlstatt noch den Frieden, d. h. einen Frieden dictiren kann, den es oft selbst und aus keinem andern Grunde bricht, als weil er ihm schon zu lange gedauert hat."

In diesem Tone ging es fort. Zuletzt aber merkte ich dennoch, daß ich eigentlich die Geprellte war, denn ich redete mich in Zorn und Aerger hinein, während er mit meinem Ernst eben so schäkerte und spielte, wie er vorhin meinen Scherz und Spott mit Gleichem vergolten hatte. Und doch habe ich Recht! die Männer sind alle — Egoisten; die einen schwerfällige, die andern leichtsinnige; sie lassen sich lieben, aber sie lieben nicht selbst; sie lassen sich nicht ungestraft reizen, aber sie selbst wollen ungestraft uns verletzen können; sie dünken sich Alles und wir dünken Ihnen nichts. Ich — —

Vergieb! Mein Eifer reißt mich über das Ziel. Nochmals, vergieb! Ich wollte nicht Deinen Gatten beleidigen, nicht Dich kränken — ich wollte nur sagen — nein! es bleibe ungesagt. Du merkst wohl ohnehin, daß ich nur so aufgeregt bin, weil sich unter all den Gegenwärtigen nicht ein einziger

Mann fand, der mir beigestanden hätte, nicht einmal mein eigener! Du merkst wohl, daß ich empört bin über die so grell zu Tag gekommenen Ansichten meines Schützlings und fast noch mehr über die Verwegenheit, sie öffentlich, sie vor mir, sie in öffentlichem Streit mit mir auszusprechen. Er machte sich lustig über mein Geschlecht, also auch über mich! Ich war, ich bin außer mir.

Bei der Heimfahrt klagte ich meinem Mann wegen Erichs Benehmen und mußte zu meinem Verdruß die Aeußerung von ihm hören: „Wie's in den Wald schallt, so hallt es wieder heraus. Uebrigens, was sich liebt, zankt sich gern.“

Am 3. Jänner.

Ich wurde gestern im Briefschreiben gerade bei einem Wort meines Mannes unterbrochen, das mir in's Herz hineinfuhr, wie ein Dolch von Eis. Es war mir, als spritzte man mir in eine kleine Wunde das schärfste Gift, ein Gift, das immer weiter ins Blut dringt und endlich den ganzen Körper durchwühlt. — Ich weiß nicht, was und ob mein Unmuth etwas erwiederte, ich weiß nur, daß ich mich enger in meinen Shawl hüllte und gänzlich in der Wagenecke vergrub. Es war mir ärgerlich, daß wir so bald bei unsrer Wohnung ankamen; ich hätte die ganze Nacht schweigend und grollend fortfahren mögen. Ich konnte nicht schlafen; unruhig warf ich mich hin und her; ich durchlief im Gedächtniß allerlei Scenen und Aeußerungen — zuletzt kam ich doch immer auf den Punkt zurück, von dem ich ausgegangen war. Mir fiel jenes „unwissende Liebespaar“ ein, und wenn ich diese Spottbezeichnung mit Richards allerdings nur im trocknen Humor hingeworfener Bemerkung; „Was sich liebt, das zankt sich“ — verglich, so konnte ich mich der Vermuthung, des Schlußes nicht mehr erwehren, mein guter, ehrlicher prosaischer Richard habe auf einmal eine Anwandlung von Eifersucht bekommen. Und doch kann

ich's kaum glauben. Wenn er irgend eine Anlage dazu hätte, so müßte ich sie doch während meiner zwölfjährigen Ehe bemerkt haben, um so mehr, als ich oft genug Gelegenheit hatte, ihm dazu Veranlassung zu geben; denn ich war stets — Dir darf ich es gestehen ohne eitel zu erscheinen — eine gefeierte Salonerscheinung. Aber nie, nie verrieth auch nur ein Blick, ein Ton, ein Wort, daß er mir mißtraue; niemals entdeckte ich, daß er mich beobachte oder mich beobachten lasse.

Ich wollte, Du wärst da, liebe Jenny, und hälfest mir — wie man hier zu sagen pflegt — aus dem Traum; denn in der That, ich fühle mich wie in einem Traum; wie in einer bezauberten Welt. Mein Mann eifersüchtig! Wär's nicht unklug, mit Flammen zu spielen, so könnte ich vor Freuden über die bloße Vermuthung, daß er mich wirklich — liebt, nun die Kokette spielen und den Brand immer mehr anfachen. Allein die Sache hat auch ihre bedenklichen Seiten; der bloße Eifer, von mir mehr geliebt zu werden als jeder Andere, kann leicht in den ungerechten Verdacht umschlagen, daß er mir gleichgiltiger sei als irgend Einer und Niemand kann berechnen, wohin das führen mag. Ich versichere Dich, wenn ich gewiß wüßte, daß Richard eifersüchtig ist, daß er es aus Liebe und nicht aus Egoismus ist — und wenn ich genau bestimmen könnte „bis hieher und nicht weiter" — so — — Aber du schüttelst schon wieder das Haupt. Nun, ich thu's ja nicht. Im Gegentheile, ich finde in Erichs Benehmen einen Grund, gewisse Schranken zwischen ihm und mir zu ziehen, und dadurch wird sich für Richard eine Schlußfolgerung ergeben, die all' seine Eifersucht im Keime ersticken soll; ja, ich fieng bereits an, meinen Vorsatz auszuführen und sagte Erich, als ich ihn am Abend des Neujahrtages in einer andern Gesellschaft wiedersah, er möge mich diese Woche nicht besuchen. Ich wartete weder seine Antwort ab, noch würdigte ich ihn eines Blickes; ich gieng, ihm die paar Worte zuflüsternd, an ihm vorüber, gesellte mich zur

Hausfrau und vereitelte jeden ferneren Versuch einer Annäherung; er soll es als eine Strafe für seinen Sieg am Sylvesterabend ansehn und ich erreiche meinen Zweck bei meinem Mann.

Dreizehnter Brief.

Wien, am 6. Jänner.

Die Langeweile der letzten Tage war unerträglich. Mir ergieng's, wie so häufig nach auf einander folgenden Unterhaltungen; ich war müde, matt, mir selbst unausstehlich. Auch auf Richard schien der Saus und Braus ungünstig gewirkt zu haben; er war zerstreut, mürrisch und selbst gegen Gäste unfreundlich.

„Ich habe Erich zu Tische geladen," sagte er mir des Morgens. „Es ist ohne ihn kein Leben im Hause."

Was sagst Du dazu?

„Hat er die Einladung angenommen?" fragte ich.

„Er wollte nicht kommen; Du hättest ihm das Haus verboten. Ich schrieb ihm zurück, das sei offenbar ein Mißverständniß, er möge nur zu seiner Pflegemutter kommen und sie zu versöhnen trachten; er hätte letzthin sein tolles Wesen zu arg getrieben, und wenn Du auch seine Mama wärest, Du wärest doch auch zugleich ein Weib; ich selbst übernähme es, ihm Deine Verzeihung zu erwirken."

Nun frag' ich Dich, schmeckt das nach Eifersucht? Ich war eine Thörin mit meinen Vermuthungen und bin darüber fast froh, daß ich mich irrte. Beschuldige mich keines Widerspruches, liebe Jenny. Ich freute mich über Richards anscheinende Eifersucht, weil ich darin den Beweis von einem innigeren Gefühl meines Mannes für mich sah, als ich ihm bisher zugetraut hatte; aber ich war doch zugleich schmerzlich berührt, weil ich in seinen Aeußerungen einen Mangel an Achtung, an Zutrauen wahrnahm. Jetzt bin ich mir vollständig

klar geworden, daß ich zwar den Mangel an Liebe — was man so nennt — ertragen, den Mangel an Achtung aber nicht überleben könnte. Es würde mich nicht erfreuen, es würde mich entsetzen, wenn ich so tief in der Anschauung meines Gatten sänke oder — gesunken wäre.

Am 7. Jänner.

Also mein großes Kind ist reuig — ich kann nicht sagen in meine Arme, aber doch, in meine Salons zurückgekehrt. Mir ist ein Stein vom Herzen, denn im Grunde hätt' es mir doch leid gethan, einen so anregenden Umgang lange oder auf immer entbehren zu sollen. Er bat recht hübsch um Verzeihung, mein Mann gab ihm scherzhaft einige gute Lehren, ich ließ mich von Beiden bitten, bitten und endlich erbitten, und somit herrscht Friede im Hause Hanstein.

Am Abend kamen uneingeladen mehrere Familien. Ich hatte mir den Spaß gemacht, einen Bohnenkuchen backen zu lassen. Als dieser herumgereicht war, fand sich die Bohne in Erichs Kuchenstück. Natürlicher Weise theilte er die königliche Würde mit der Hausfrau, d. i. mit mir. Da wegen unserer Familientrauer ein Tanz oder eine ähnliche Unterhaltung unmöglich war, so regte Erich die Idee an, statt der gewöhnlichen Pfänder- oder Schreibspiele, Tableaux darzustellen, ja schließlich sogar, eine Komödie zu improvisiren. Zu dem ersteren fehlte es an Costümes; aber mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit benützte er Shawls, Vorhänge und dergleichen, drappierte, gruppierte und arrangierte, bis wir zwischen den Doppelthüren vom Salon in den Vorsaal verschiedene lebende Bilder zu sehen bekamen, die Alles in Entzücken versetzten. Ich wirkte natürlich nur als Garderobière mit.

Der Thürstock bildete einen Rahmen; die Beleuchtung fiel theils von rückwärts und von der Seite herein, theils befand sie sich hinter einem mit weißem Mousseline überzogenen Brett, das eine Rampe vorstellen sollte. Man sah allerdings nie

die ganze Person, aber bei einer so plötzlichen, unvorbereiteten Vorstellung war selbst diese Unvollkommenheit kein erheblicher Mangel; vielleicht lag sogar ein Reiz darin, jedenfalls aber der Vortheil, daß man die moderne Fußbekleidung der Herren nicht sah.

Gegen den Schluß dieser bildlichen Vorstellungen geschah mir etwas höchst Unangenehmes, das recht übel hätte ablaufen können. Ich war eben beschäftigt, eine Dame mit weißem Mousseline zu drappieren, als das Ende desselben den an der Rampe stehenden Lämpchen zu nahe kam und Feuer fieng. Schreiend riß die Dame ihre Drappierung ab und schleuderte sie weg, leider gerade auf mich; in einem Nu verbreitete sich die Flamme über mein Florkleid, ohne daß ich es sogleich bemerkte, da ich nur bestrebt war, mich von dem Mousseline loszumachen. Alles rief: „Sie brennen, Sie brennen!“ Erschrocken sprang ich bei Seite, verwickelte mich aber in die von der Dame weggeworfene Verhüllung, strauchelte und stürzte zu Boden. Schnell fiel mir ein, durch Wälzen am Boden das Feuer zu ersticken; bevor ich mich aber umgedreht hatte, fühlte ich's kalt und naß über den Rücken laufen, und als ich aufsah, stand Erich lachend vor mir, ein leeres Wassergefäß in der Hand, wie der heilige Florian. Es war nämlich kurz zuvor eine „Liebesscene am Brunnen“ vorgestellt worden. Das Schaff der Magd stand noch gefüllt in der Nähe und Erich goß dessen rettenden Inhalt über mich aus. Du kannst denken, daß es an Scherzen und Späßen über diese „Heldenthat“ nicht fehlte, als man sich überzeugt hatte, mir sei nichts geschehen. Ich gieng in mein Zimmer und kleidete mich um. Als ich zur Gesellschaft zurückkehrte, empfieng mich lauter Jubel; ein Herr hatte ein Sonett auf meine Rettung gemacht, eine Dame las ein Ghasel auf den Retter vor, und Erich antwortete mit einer bewundernswerth witzigen Rede auf diese zwei „Beglückwünschungsadressen.“ Mein armer Richard aber wurde fürchterlich geneckt; wenn's auf ihn angekommen wäre, so hätte ich verbren-

nen mögen, sagten sie; er sei zwar gegenwärtig, aber nicht geistesgegenwärtig gewesen, indem sein Geist eben eine Speculation nach New-York begleitet hätte; er sei ein undankbarer Ehemann, er sähe seine Frau lichterloh für ihn brennen und theile die Flamme nicht. Und in dieser Art setzten sie ihm hart zu. Ich kann nicht sagen, daß er ein frohes Gesicht dazu schnitt, obschon er sich zwang, die Witze der Damen zu belächeln und die der Herren zu belachen.

Als ich mich nach dem Souper mit meinen weiblichen Gästen in den Salon zurückzog, folgte uns Erich. Er zog ein Büchlein hervor und las uns, fast in Holtei'scher Manier, eine französische Komödie vor, die er im Gymnase zu Paris gesehen hatte. Mit wahrhafter Meisterschaft copierte er die Stimmen und das Spiel der dortigen Schauspieler. Wir wollten uns ausschütten vor Lachen. Dann parodierte er die Aufführung der „Ahnfrau" Grillparzers auf einem Liebhabertheater, theils beschrieb er sie mit wirklich köstlichen Details, theils las er Reden und Scenen daraus im Dialect der Darstellenden. Es waren nämlich ganz ehrenwerthe Handwerker, Buchbindergesellen, die zum Besten eines verunglückten Cameraden das genannte Stück gaben; eine böhmische Köchin übernahm die Rolle der Bertha. Nun denke Dir den komischen Effect, den das machte. Der alte, würdige Graf Borotin sprach mit ungarisch-deutschem Accent; Bertha wie gesagt, hatte den feinen Nasenton der Böhminnen; Jaromir war ein Schwabe. Erich wählte natürlich nur die bekanntesten Stellen der Tragödie oder solche, in denen der Accent oder Dialect die lächerlichste Wirkung hervorbringen mußte; dabei las er mit einem Ernst, mit einem Glauben an sich selbst, daß man die verspotteten Dilettanten zu sehen, zu hören glaubte. Unser Gelächter zog endlich auch die Herrengesellschaft herein, die auf den Zehen herbeischlich und, mitunter noch die Gläser in der Hand, am Eingang sich als Publikum aufstellte. Erich, der das sogleich bemerkte, wurde dadurch in seiner Eitelkeit geschmeichelt, und überbot seine bisherigen Leistungen dadurch,

daß er mehrere Scenen auswendig hersagte; z. B. die, wo Bertha aus dem Bericht des Hauptmanns die Ueberzeugung schöpft, ihr Geliebter sei ein Räuber, worauf sie das Schnupftuch auf die am Boden liegende Schärpe fallen läßt. Erich ahmte nun die böhmische Köchin so drastisch und plastisch nach, daß ich nicht umhin konnte, ihn für einen gebornen und großen Schauspieler zu halten. Er hatte uns gesagt, daß die Rolle des Hauptmanns aus Mangel an Personal von einem Lehrjungen gesprochen wurde. Stelle Dir also vor, wie sich die männlichen Soldatenworte bei einer kindischen, eben im Mutieren begriffenen Stimme anhörten! Schließlich setzte er sich aus Clavier und improvisierte eine italienische Oper; er gab vor, der Kapellmeister zu sein, der eben die Generalprobe bei vollem Orchester halte; er imitierte den Opernstyl der — ini, -etti und wie sie heißen, sang und schrie wie die — ori und — ani und parodierte mit unerschöpflicher Lust und Laune, bis er heiser war und die Saiten sprangen.

Das kommt nun Dir, die Du das Alles erst aus meinen Briefe vernimmst, sehr schaal und armselig vor; aber ich versichere Dich, dieser Abend war eine Reihe von — Kunstgenüssen. Denn ich behaupte, auch eine vollendete Parodie ist ein wahrer, ein künstlerischer Genuß. Und für diesen Aufwand von Talent und Vergnügen hatte mein Mann, als wir allein waren, nichts als die dürren, verdrießlichen Worte: „Nun heute hat Euch Erich so recht einen Narren gemacht."

„Ei," antwortete ich, „Du hast Dich auch gut dabei unterhalten."

„Mein Gott," versetzte er, „was thut man nicht um vergnügt zu scheinen. Aber Talent hat der Bursche; er sollte Komödiant sein, nicht Maler. Wer weiß auch, wie weit es her ist mit seiner Anstreicherei. Er wird in Kürze sein Atelier eröffnen. Da wollen wir hingehen und ansehen, was dieser Pinsel auf die Leinwand geklext hat. Gute Nacht." Damit gähnte er und schlief ein.

Das war denn doch nichts als der pure Neid. Wenn die Menschen etwas nicht können, worin Andere excelliren, so schimpfen sie darüber.

Vierzehnter Brief.

Wien, am 15. Jänner.

Dein letzter Brief, liebe Freundin, hat mich in die größte Bewegung versetzt. Du behauptest, Erich sei ein verderbter, eitler und, leider, talentvoller Mensch, der unter dem Anschein von Leichtsinn und Gutmüthigkeit die lockersten Grundsätze habe und die gefährlichsten Vorsätze hege. Du behauptest, mein Mann liebe mich mit tiefinnigster, mit leidenschaftlicher Glut und überziehe aus Schonung für mich, wie aus Feigheit vor der Welt den Vulkan seines Lebens und Liebens mit künstlichem Eise; er sei bereits bis über die Ohren eifersüchtig und strebe es nur zu verbergen, um nicht lächerlich zu werden. Du beschwörst mich Beiden gegenüber behutsam und vorsichtig zu sein; Du nennst mich ein Kind, das harmlos und arglos an einem Abgrunde Blumen pflücke, eine Mücke, die geblendet und verlockt um's Licht flattere.

Jenny, Jenny, was stellst Du Dir vor! Nicht einen Funken von sträflicher, ja von nur bedenklicher Neigung für Erich empfindet mein Herz. Wäre der Vergleich nicht so unedel, so würde ich sagen, er gefällt mir wie ein King-Charles-Hund, der allerlei unterhaltende Possen treibt, dessen Verlust man in den Zeitungen ankündigt und den man nach einigen Tagen Verdrusses durch ein neues Spielzeug ersetzt. Ich schäkere gern mit ihm, aber ich bin nicht blind für seine Unarten und für seine Fehler.

Doch lass' uns ernsthaft reden. Erich ist frivol; aber wenn ich meine veredelnde Hand von ihm abziehe, so versinkt er gänzlich. Glaube mir, Jenny, er hat noch einen Rest von edlerem, besserem Gefühl; diesen muß ich ihm erhalten, denn

ich allein kann es; er liebt mich nicht, d. h. als Liebhaber, allein er achtet, er respectiert mich, und anderseits ist er zu klug, um es mit mir verderben zu wollen. Ich bin die Frau nicht, die — so mir nichts dir nichts — mit sich Scherz treiben oder sich verspotten läßt. Ich bin nicht rachsüchtig, aber unversöhnlich. Selbst wenn Erich mich in Deinem Sinne lieben sollte, wird er es nicht wagen, mich zu beleidigen, und selbst wenn mein Mann eifersüchtig wie Othello wäre, so wird Richard nie so weit gehen, einen Verdacht gegen meine Treue zu fassen oder blicken zu lassen. Das war dummes Zeug, was ich Dir über diesen Punct letzthin geschrieben habe. Mein Mann rechnet, speculiert, er amüsiert sich endlich selber gerne mit Erich, aber eifersüchtig zu sein fällt ihm nicht ein, gewiß nicht. Wenn ich jetzt sehe, namentlich wie er seit einigen Tagen ist, in denen ihm eine große Speculation glückte, so schäme ich mich ordentlich wegen der Freude und wegen der Furcht, die mir seine vermuthete Eifersucht erregten. Beruhige Dich daher, beste Freundin, es hat nirgends eine Gefahr.

Um so mehr kannst Du außer Sorge sein, als Erich sein Atelier eröffnet hat und sich mit voller Thätigkeit auf den Erwerb durch seine Kunst werfen will. Er braucht Geld, wird also viel arbeiten müssen und dies ist die beste Kur für Alles in der Welt. Auf diese Art wird er auch selten vor Tische bei mir erscheinen, nicht mehr täglich seine Lection geben und wenn ich mich von ihm malen lasse, so sollen seine Mutter und meine Kammerjungfer zugegen sein. Ich verspreche Dir das.

Fünfzehnter Brief.

Wien, den 20. Jänner.

Welch einen Genuß hatte ich! Noch schwelgt meine Seele darin. Wie sehr hab' ich von Neuem erkannt, von Neuem empfunden, daß es in der Welt außer einem edlen Charakter, einer großen

That nichts Herrlicheres und Erhabenes giebt, als ein ächtes Kunstwerk. Wie schnöde sieht man auf den Porträtmaler herab, wie hochmüthig werfen sich ihm gegenüber die Landschafter, der Genre- und Historienmaler in die Brust! Und doch ist das Technische bei Allen dasselbe und nur der Gegenstand wechselt und die Manier. Ja, ich möchte fast sagen, daß es viel schwerer ist, ein wahrhaft gutes Porträt zu machen, als eine Landschaft zu malen oder ein historisches Bild. In den letzteren beiden hat die Phantasie viel mehr Freiheit, aber dort heißt es, das Wirkliche täuschend nachahmen und dennoch mit jedem Pinselstrich das Ideale, das Geistige, das nur vor unserer Seele Stehende auch vor die Sinne stellen. Und wie, mit welcher Macht des Talentes versteht das unser Erich! Diese kecke, breite Pinselführung! diese vortreffliche Wiedergabe der ganzen äußern Erscheinung des Porträtierten! Da sind keine Stellungen, Geberden oder Blicke, die der Gemalte nur im Bilde und niemals oder doch höchst selten im Leben hat.

Wäre der Rahmen nicht, zerstörte nicht die Umgebung des Bildes selbst Deine Täuschung, Du fühltest Dich versucht, mit all diesen Herren und Damen ein Gespräch anzufangen, Du glaubtest sie reden zu hören, schreiten zu sehen, Du wundertest Dich, daß ein lebendiger Mensch so lange ruhig auf Einem Fleck sitzen kann. Ich habe noch nie so etwas gesehen wie diese Bilder.

Nein, Du magst sagen, was Du willst, Erich kann kein ganz verderbter Mensch sein. Durch wen die Kunst so Außerordentliches zu schaffen vermag, in dem lodert noch eine reine Flamme, eine Flamme, die durch keinen Rauch, durch kein Löschmittel zu ersticken ist. Abgebeten hab' ich im Geist Alles, was ich je gegen Erich gedacht oder geschrieben! Entzückt war ich, eitel, wenn Du willst, daß ich dieses Talent erkannt, gepflegt, daß ich es der Welt erhalten habe. Weinen hätt' ich mögen vor Andacht, vor Begeisterung, vor Dankgefühl. Ich versichere Dich, gebetet hab' ich vor Freude.

Es ist nun beschlossen. Kein Anderer als Erich soll mich malen. Mein Mann, der mich in's Atelier führte, schien selbst den Wunsch zu hegen, aber nicht aussprechen zu wollen. Ich werde ihn also mit der Erfüllung überraschen.

Und auch sonst ist das Atelier ein wahrer und würdiger Tempel der Kunst. Es besteht aus zwei Gemächern, deren eines sehr groß, das andere kleiner, fast ein Kabinet ist. Jenes ist düster, aber poetisch. Die Unordnung in den Gemälden, die bald sichtbar am Nagel hängen, bald umgekehrt an die Wand gelehnt sind; auf den Tischen, wo Pinsel, Firnißflaschen, Paletten, aufgeschlagene Costümwerke und staubige Kupferstiche durcheinander gemengt sind; auf der Zimmereinrichtung, wo allerlei Trachten oder vielmehr einzelne Stücke aller möglichen Trachten über den Stuhllehnen oder in den Sophawinkeln liegen; auf dem Schreibtisch, wo in der Schüssel des Tintenzeugs statt Federn und Federhaltern Schmucknadeln, Ringe und dergleichen aufgehäuft sind, wo aus den offenen Schubfächern neben leeren Brieftaschen das kostbarste Geschmeide hervorfunkelt, während die Etuis davon in einem Papierkorb unter zerrissenen Zeichnungen liegen; auf den Etagèren, wo unter allerliebsten Nippsachen und Nipp-Resten prachtvoll gebundene Keep-sakes als Briefbeschwerer dienen und Gypsabgüsse von Füßen oder Händen als Merkzeichen in die interessantesten Skizzenbücher eingelegt sind; auf dem Deckel eines offenen Claviers, wo zwischen Gypsköpfen nach der Antike ein paar Haubenstöcke und einige Vasen und Gläser mit gemachten Blumen stehen; — diese Unordnung, sag' ich Dir, ist in ihrem humoristischen Bunterlei sogar eine Zierde dieser — Werkstatt. Und mitten in dem Gestank von frischen Goldrahmen und trocknendem Firniß duften in reizenden Porzellantöpfen wohlriechende Pflanzen und Blumen! Oben auf dem Ofen zielt ein schelmischer Amor herunter, und an den mächtigen Wärmespender lehnt sich der breite Rücken eines Farbenreibers, dessen Schürze selbst für eine Palette gelten kann und der ein Gesicht macht,

als ob er wenigstens Winkelmann und Michel Angelo in einer Person wäre. Dieser vierschrötige Bär als Tempelhüter gehört eben so zum Ganzen, wie alles Andere in diesem Aufenthalt. Ich habe dem alten, ehrlichen Kerl, der nur ein Bein, aber zwei tüchtige Arme hat, beim Fortgehen ein paar Gulden geschenkt; er hat mich zu gut unterhalten. Und grob ist er, grob, daß man wahrhaft in Versuchung kommt, ihn auf's Theater zu bringen. Er ist von unwiderstehlich komischer Wirkung. Ohne sich vom Fleck zu rühren, rief er mir bald dies, bald jenes zur Warnung zu: „Streifen Sie dort nicht an; lassen Sie das Buch aus den Händen; geben Sie Acht beim Umblättern“ u. s. w., dazwischen ein tüchtiger Soldatenfluch und eine rührende Anhänglichkeit an seinen Gebieter. Es ist ein köstlicher Mensch und trotz seiner Bildungslosigkeit doch ein Nutzen für Erich, auf den er wie ein Hofmeister schaut und für den er wie eine Wirthschafterin sorgt.

Erich war anfänglich nicht zugegen; er kam erst später von seinem Frühstück aus dem Kaffeehause. Bis dahin besah ich mir auch das Cabinet und sprach mit dem dienenden Original, das wirklich ganz kernige, gesunde Ansichten vom Leben und von der Kunst hat.

Das Cabinet machte mir keinen so angenehmen Eindruck; man wurde darin plötzlich aus einer poetischen in die wirkliche, in die moderne Welt versetzt. Es herrschte eine gesuchte Eleganz, eine beengende Ordnung darin, die mir fast weh thaten. Ein Balzac, ein Divan, lauter hohe oder niedere Lehnstühle, sämmtlich mit kirschrothem Sammt überzogen, zeigten eben so sehr eine unmännliche Weichlichkeit als eine unnöthige Prunksucht an. Der Fußboden war mit Teppichen bespannt und mit Tiger-, Angora- und ähnlichen Fellen belegt; man hörte den eigenen Schritt nicht. Ein runder Tisch, so wie ein anderer viereckiger verriethen durch ihr Schnitzwerk an den Füßen und die Holzeinlagen in der Platte die Hand eines Kunsttischlers von erstem Range. Taschen von Perlstickerei enthielten Visitenkarten

und allerlei duftende Brieschen von rothem, grünem und blauem Seidenpapier; ich erlaubte mir bei einigen die Siegel und die Wappen anzusehen; er hat vornehme Bekanntschaften. Ein paar Alabasterschalen standen zu beiden Seiten einer prächtigen Stehuhr und im Winkel des Zimmers hieng neben einem Wandkalender ein schmales Bücherbrett mit Heinrich Heines sämmtlichen Werken, deren Einbände schon sehr abgegriffen waren. Gegenüber auf dem kleinen schwedischen Ofen stand eine Venus Anadyomene. Einige weibliche Porträts, eine Art Schönheitsgallerie, schmückten die Wände und ein großer Spiegel, breiter als hoch, über dem Divan aufgehangen, fieng das Abbild beider in sich so verschiedener Räumlichkeiten auf. Erst jetzt entdeckte ich, eben im Spiegel, das Vorhandensein eines offenen, nicht zu gefüllten Schranks für Wäsche und Kleider und daneben eine zierlich hergerichtete silberne Toilette.

Warum ich Dir das so ausführlich beschreibe? Ich weiß es selbst nicht; aber es hat einen zu tiefen und widersprechenden Eindruck auf mich gemacht, als daß ich nicht davon reden und mittheilen müßte. Das Cabinet athmete eine schwere, wollüstige — ich möchte sagen, eingesperrte Luft, während der äußere, größere Raum, das eigentliche Atelier, eine rauhe, nicht stets angenehme, aber gesunde und stärkende Luft zu entwickeln schien, in der man sich immer wohler befand.

Ich betrachtete im Atelier eben ein auf der Staffelei befindliches Damenporträt und erfreute mich an der sorgfältigen, aber nicht ängstlich fleißigen Ausführung der Nebendinge, der Kleider, des Schmuckes u. s. w., als Erich eintrat. Ich sagte ihm unbefangen, wie sehr ich mit seinen Arbeiten zufrieden sei, und zum Danke zeigte er mir ein Skizzenbuch, ein Portefeuille nach dem andern, so daß mein Tyrann schon ungeduldig wurde und zum Fortgehen drängte. Allein die Eitelkeit, welche den Menschen oft in unwichtigsten Dingen am meisten eigen ist, verführte den jungen Mann, mich ein kostbares Busengeschmeide mit dessen Abbildung im Gemälde vergleichen zu

lassen. Die Nachahmung, wenn ich so sagen darf, war wirklich prachtvoll. Der fragliche Schmuck war eine bizarre, aber nicht unschöne Zusammenstellung verschiedenfarbiger Edelsteine mit Perlen, er schien ein großes Familienwappen darzustellen. Erich hatte nun mit einer solchen Meisterschaft den Schliff, den Glanz, das Funkeln und Schimmern der Steine im Sonnenlicht wiedergegeben, daß die Augen von dem gemalten Schmuck beinah eben so geblendet wurden, wie von dem wirklichen.

Während ich Erichs Kunst bewunderte und belobte, fragte mein Mann: „Und das vertraut man Ihnen so ohne Weiteres an?" worauf Erich lächelnd, aber etwas gereizt antwortete: „Wie Sie sehen. Es ist noch nichts verloren gegangen. Mein Simon da" — er zeigte auf seinen Farbenreiber — „ist ein treuer Wächter, und ich — esse diese Kostbarkeiten nicht; ich gebe sie zurück."

Es entstand eine peinliche Pause; jeder fühlte, daß er zu weit gegangen und ich — daß sich gewisse Beleidigungen nicht ausgleichen lassen. Ich zweifle, daß Richard einen unwürdigen Verdacht gegen Erichs Ehrlichkeit ausdrücken wollte, aber dieser nahm die Anspielung auf seine geringe Ordnungsliebe wahrscheinlich für mehr. Um beiden Theilen zu Hülfe zu kommen, sagte ich zu Erich, als ob ich seine Antwort überhört hätte: „Mein Mann hat Recht. Sie übertreiben die künstlerische Freiheit. Das ist nicht mehr Unordnung, das ist Chaos. Sehen Sie einmal her." Und nun nahm ich ihn am Arm und führte ihn unter einer drolligen Strafpredigt umher, so daß sowohl er als mein Mann lachen mußten. Der alte Simon aber am Ofen rief herüber: „Nur zu, Euer Gnaden! Mein Reden nützt ohnehin nichts. Der Herr wird noch einmal ein Malheur haben mit seiner Nachlässigkeit und ich vielleicht die Schande davon. Ich sag's ihm immer, er soll nicht Alles so liegen lassen. Der Teufel hat einmal sein Spiel damit und schluckt so ein Steinel, daß es kein Mensch mehr finden kann." Da eben gab ich ihm die paar Gulden. Zu

Erich aber gewandt sprach ich: „Hören Sie den alten Feldpater. Folgen Sie ihm und bessern Sie sich.“

Erich küßte mir beim Scheiden die Hand und sagte mit komischer Ehrerbietung: „Ich danke für die gnädige Lection, Frau Pflegemama.“

Sechzehnter Brief.

Wien, am 31. Jänner.

Ich lasse ein paar Zimmer in der Stadtwohnung meiner Mutter, wozu ich die Schlüssel habe, heizen und überhaupt brauchbar machen. Ich mag nämlich nicht zu Erich in's Atelier gehen, um ihm zu meinem Bilde zu sitzen, will aber auch nicht, daß er zu mir komme, da ich keinen Augenblick vor meinem Manne sicher bin, den ich doch mit dieser Gabe überraschen möchte.

Es wäre lächerlich, nach zwölfjähriger Ehe mich noch im Brautkleide malen zu lassen. Ich wählte daher eines der Lieblingskleider meines Mannes, ein blaues Kleid von schwerem Atlas, mit breiten Volants von Brüsselerspitzen. Die Haare quellen unter einer Toque von Gaze Iris hervor und reicher Schmuck, wie mein Mann es liebt, prangt mir an Kopf und Hals, Arm und Busen. Das gibt zugleich dem Maler reichliche Gelegenheit, seine besondere Virtuosität zu zeigen.

Die Jungfer wird mich immer hinbegleiten und dort erst zur Sitzung umkleiden. Wenn diese Stunden der Pein — ich wenigstens kenne nichts Langweiligeres, und führte der Maler eine noch so geistreiche Unterhaltung — vorüber sind, vertausche ich den Prunkanzug gerne wieder mit meiner bequemen, alltäglichen Trauerkleidung.

Den 4. Februar.

Heute, gerade ein Vierteljahr seit dem Tode meiner Schwiegermutter, trug ich zum ersten Mal wieder bunte Farben, d. h. ich kleidete mich für Erich zur ersten Sitzung an.

Auch das merkwürdige Armband legte ich an, von dem ich Dir einmal geschrieben habe; ich ließ es nur früher bei meinem Juwelier pützen und restaurieren, so daß es jetzt beinahe wie neu erscheint; es soll einen großen Werth haben, einen höheren selbst, als ich gedacht. Trotz der Pracht der andern Armbänder, die ich gewöhnlich in Gesellschaften trage und dieser Gewohnheit gemäß auch für mein Bild gewählt habe, funkeln die Diamanten und Rubine, schimmern die Perlen auf diesem Erbstück von der Mama Hanstein auffällig hervor, und ich bin überzeugt, daß der bizarre Schmuck bei meinem Porträt eben so die Blicke auf sich ziehen wird, wie späterhin an mir selbst.

Erich schien wie bezaubert von meinem Anblick; er hatte mich bisher nur schwarz gesehen und mag daher nicht wenig von dem Effect meiner Toilettenkünste überrascht gewesen sein. Er sprach es sogar aus, wie reich und trotz des Reichthums geschmackvoll er mein Geschmeide und meine Kleidung fand. Er bat mich bald um diese, bald um jene Stellung — ich lasse mich nämlich in Lebensgröße malen — hieß mich die Hand bald so, bald so legen, mich mit dem Arm aufstützen, mich setzen, richtete, ordnete, commandierte, als ob ich eine Gliederpuppe, als ob ich ein Rekrut wäre.

Endlich war die rechte Stellung gefunden, die gewünschte Beleuchtung hervorgebracht und er trat an die Staffelei, um mit wenigen raschen Strichen die erste Skizze zu entwerfen. Er hatte sich ausbedungen, daß ich nicht eher, als bis er es erlaubte, einen Blick auf die Leinwand werfe.

Auch seine Mutter war verabredetermaßen gekommen und unterhielt mich durch die Details ihres schlichten Stilllebens, das schon von Sorgen und Unruhe unterbrochen wird, wenn einer ihrer bei verschiedenen Handwerkern in der Lehre stehenden Buben vom Meister einen Verweis oder von der Meisterin eine Ohrfeige erhalten hat. Welch' tiefe Blicke that ich da in das Leben der unteren Klassen! Es war wirklich herzbrechend, als mir Marianne mit einfachen Worten die

harte Plage ihrer Söhne schilderte, namentlich des ältesten nach Erich, der bei einem Tischler nicht nur als Lehrjunge, sondern auch als Zugpferd dient; diese armen Bursche müssen oft so unverhältnißmäßig schwere Lasten schleppen, daß ich mich nur wundere, weßhalb man noch keinen philanthropischen Verein zum Schutze der im Schweiß ihres Angesichtes keuchenden Gewerbejugend gründete.

„Der Künstler hat's gut!“ sagte sie, „ihm fliegt das Geld in's Haus. Wie lange muß sich so ein Geselle plagen, bis er Meister wird, und wie schwer der Meister! Mit welcher Geringschätzung sieht der Zögling der Malerakademie auf den Lehrjungen eines Anstreichers oder Zimmermalers herab — und das blos in der Voraussicht des Ruhms, den er einst einernten wird, während der letztere in zerrissenen, beschmutzten Kleidern einhergeht, und, wenn er noch so geschickt ist, doch nur als ein gemeiner Arbeiter gilt, der mit seinem schnöden Tagelohn sich kaum die kahle Mittagskost verdient.“

Sie war im besten Zuge, eine jener Anklagen gegen Talent, Reichthum, Standesungleichheit u. s. w. zu führen, wie sie so häufig von den unvernünftigen Leuten gemeineren Schlages gegen die Berühmtheiten, die Besitzenden und die Vornehmen geschleudert werden. Sowohl ich als Erich fielen ihr in's Wort. Ich gab mir Mühe, die verwirrten Ideen und unklaren Gedanken dieser durch Armuth und Bildungsmangel mit sich und der Welt in Zwiespalt gerathenen Frau zu berichtigen. Leider jedoch hinderte mich das Benehmen Erichs daran, der im Feuereifer über die geschmähte Kunst, in einer Art von hocharistokratischer Anwandlung gegenüber dem Handwerk so grausame, harte Worte losdonnerte, daß seine Mutter erschrocken schwieg, und ich selbst nicht wußte, was ich von dieser Heftigkeit halten sollte. Mochte Marianne in ihrer Beschränktheit auch theilweise Unrecht haben, so war doch die unmuthige, unwirsche Art und Weise der Zurechtweisung von Seite Erichs noch tadelnswerther.

Dadurch, daß ich gleichsam die Vermittelung der schroffen Gegensätze übernahm, gerieth ich selbst in einen lebhaften Streit mit dem jungen Künstler. Für ihn sind eigentlich alle Menschen, die nicht Künstler oder Kunstfreunde sind, Pöbel, vornehmer oder gemeiner, reicher oder armer. Mit Verachtung sieht er auf die Gönner und Freunde anderer Bestrebungen herunter; mit fast beleidigendem Mitleid betrachtet er die Jünger und Propheten anderer Lebensrichtungen. Ja er geht in seiner Einseitigkeit so weit, daß er selbst andere Zweige der künstlerischen Begabung oder Thätigkeit unterschätzt und fast nur zu dulden scheint. Was nun nicht Kunst treibt oder liebt, theilt er in Müßiggänger und Handwerker ein und nennt jene die wilden, diese die zahmen Menschenthiere. Du kannst denken, was bei einer so wunderlichen Weltanschauung für Paradoxen herauskommen mögen, Gedankenaussprüche, die mein Mann in seiner derben kaustischen Weise Paradeochsen zu nennen pflegt.

Eben so heftig als Erich für seine Fahne, kämpfte Marianne für die ihrige. „Mit eurem Talent!“ sagte sie leidenschaftlich herausfordernd, „was nützt der Menschheit euer Talent, was eure Bilder, eure Statuen u. s. w.? Ein Herz sollt Ihr haben, ein Mitgefühl für die arme Creatur, die nicht so viel Geld und Geist hat wie Ihr, aber eben so starken Hunger. Ihr sollt nicht im Fiaker auf's Land hinausfahren, während eure Brüder den Schubkarren ziehen, nicht euch die Packete vom Livreebedienten nachbringen lassen, während eure Mütter selber den schweren Armkorb tragen.“

Was war da vorgegangen, daß die sonst so sanfte, geduldige, furchtsame Frau solche Reden führte? Offenbar kleidete sie persönliche Vorwürfe gegen den Sohn in allgemeine gegen die Künstler. Vielleicht glaubte Marianne, es sei eben eine vom Künstler unzertrennbare Eigenschaft, daß er im Lärm der brausenden Gedankenwelt den Nothschrei der wirklichen nicht höre, daß er, geblendet vom Strahlenschein seiner Phantasiegestalten, kein Auge habe für das Elend seiner Mitmenschen. Und

wenn sie das jetzt glaubte, jetzt, wo ihr Lieblingssohn in Fülle der Gaben und Hoffnungen vor ihr stand, jetzt, wo sich der leichte, reiche Erwerb der angehenden Berühmtheit segenspendend über ihre Familie ausgießen mußte —, welch' schmerzliche Erfahrung, welch' fürchterliche Enttäuschung hatte ihr diesen Glauben beigebracht, welche Bitterkeit der Empfindung, welch' häufige Wiederholung von Affecten diese Leidenschaftlichkeit in ihr großgezogen — im Verlauf weniger Monate, um nicht Wochen zu sagen? Oder war sie schon früher so und ich wußte es nur nicht? O, ich fürchte, ich fürchte, Erich behandelt seine Mutter nicht mit jener dankbaren Liebe, die ein Sohn unter allen Umständen fühlen und zeigen muß. Ich bekenne Dir, daß ich heute recht unzufrieden mit Erich war und mir vorgenommen habe, ihm nächstens schonungslos den Text zu lesen. Wozu hätt' ich denn meine Bestallung als Pflegemama?

Siebzehnter Brief.

Wien, den 24. Februar.

Abermals verfloß mehr Zeit, als ich wollte, seit meinem letzten Schreiben an Dich. Nun, wenn meine Briefe auch seltener werden, so nehmen sie dafür doch an Länge zu. Ich war in den letzten paar Wochen wirklich zu sehr durch allerlei Störungen der gewöhnlichen Lebensordnung verhindert. Ich sagte „Störungen"; ich hätte „Unterbrechungen" sagen sollen, und zwar mitunter angenehme.

Wir hatten Kindstaufe, Hochzeit und Komödie in dieser Zeit durch unsere Gegenwart zu verschönern.

Ein ehrlicher Schlossermeister in der Vorstadt Gumpendorf, der eine entfernte Verwandte meines Mannes geheirathet hat, bekam einen Erben und bat den „Herrn Vetter" unterthänigst, die Patenstelle annehmen zu wollen. Richard sagte mit Vergnügen zu und machte sich den Spaß, sämmtliche Sippschaft des „Gevatters" mit Kind und Kegel, ja sogar die Ge-

sellen und Lehrjungen derselben zu einem Schmause einzuladen, bei dem Kaffee und Bier die Hauptrollen spielten und ein kleines Geschenk für jeden Gast die Beigabe bildete. Er hatte zu dem Ende den Saal eines Wirthshauses in der Nähe gemiethet Musik bestellt und vom eigenen Wein vorsetzen lassen. Ich leistete ihm eine Stunde lang Gesellschaft, da er wünschte, ich möchte nicht als eine hochfahrende Verwandte betrachtet werden, und in der That habe ich es nicht bereut. Meine „Herablassung“ freute die guten Leute unendlich, und sie beeiferten sich, durch möglichst gute Manieren den angenehmen Eindruck nicht zu stören, den mir die ganze Festlichkeit machte. Nachdem wir unseren wirthlichen Pflichten genügt hatten, begaben wir uns noch einmal zur Wöchnerin, die ich auf meines Mannes Wunsch reichlich mit Wäsche und Kleidern bedacht hatte; Richard aber legte seinem Paten ein Sparkassebuch in die Wiege, und ein zweites der Meisterin auf's Bett; jedes lautete auf tausend Gulden. Ich erlasse mir's, den Dank der Beschenkten zu schildern, den am nächsten Tag der Schlosser in einer wohlgesetzten, von Freudenthränen und Handküssen unterbrochenen Rede auszu — — stottern versuchte. Ich mußte lächeln trotz meiner Rührung.

Und die Hochzeit? wirst Du fragen. Nur Geduld. Mein Mann hatte einen Bedienten, dieser Bediente liebte ein Mädchen, das Mädchen war Köchin in einem guten Hause. Der Lieblingstraum Beider bestand im Besitz einer Kneipenwirthschaft. Mein Mann, der dem verliebten Burschen gerne helfen wollte, hatte in der Stille eine solche in belebter Straße liegende Wirthschaft gekauft, richtete sie vollständig ein und überließ sie gegen einen sehr mäßigen Pacht dem jungen, glücklichen Ehepaar; er hat aber die Absicht, ihm den ganzen Kram zu schenken, sobald Beweise von der Tüchtigkeit des angehenden Wirthes vorliegen. Richard trug sich selber als Beistand an und ich verstand mich dazu, die Brautmutter des verwaisten Mädchens vorzustellen. Die Hochzeit richtete daher ich aus und am 15. d.

hatten meine Salons die Ueberraschung, den braven in einen „Herr Wirth“ oder „Herr Stadler“ verwandelten Thomas von seinen früheren Kameraden bedienen zu sehen. Thomas in seiner Verlegenheit, mit uns an Einem Tische zu sitzen, war köstlich und die Braut in ihrem Gefühle von Freude, Geehrtsein, von Liebe und Bangen sah noch einmal so reizend aus. Nach einem kurzen Goûter fuhren wir zu Stadlers Wirthshaus, allerdings nur einem Versammlungsorte für Bürgersleute; doch ist das Lokale ganz anständig, geräumig und, wenn Thomas sein Geschäft verstehen lernt, gewiß eine Goldgrube. Dort übergaben wir ihnen die ganze Wirthschaft, führten sie in Küche und Keller umher und stellten ihnen ihre Dienstleute vor, kosteten von dem ersten Imbiß, womit die Frau Wirthin ihr Amt einweihen wollte, und verließen, von tausend Segenswünschen begleitet, die freundliche Stätte künftigen Glückes. Wie schaal kam mir nach diesen rein menschlichen Freuden die Soirée vor, die ich dann besuchte!

Ich habe Dir diese Episode mit Vergnügen erzählt, denn obschon mein Mann überhaupt sehr wohlthätig und freigebig ist — vielleicht mehr, als im Allgemeinen und selbst mir bekannt wurde — so lag für mich doch durch die Art und Weise, wie er das Ganze in's Werk gesetzt und mich in Mithandlung gebracht hatte, ein eigenthümlicher Zauber darin. Das Wesen Richards schien mir dabei veredelter, ein süßer, saftiger Kern in rauher, harter Schale. Die Achtung, die ich stets für ihn gehabt, bedurfte keiner neuen Anregung, aber sie belebte, sie erfrischte sich gleichsam dabei, wie eine Pflanze, der es lang an Regen gefehlt hat, bei einem tüchtigen Wassersturz aus der Gießkanne grüner wird und in's Kraut schießt. Und ich — ich freue mich jederzeit, wenn ich eine neue Ursache finde, meinen Mann zu lieben, denn wahrhaftig, er macht mir das Lieben und Ehren ein wenig sauer.. Dergleichen Ereignisse rütteln mich nun wieder aus meiner apathischen Stimmung, die ich oft gegen ihn habe, empor, oder sie mildern die ärgerliche, die

mich etwa seinetwegen befallen hat. Ich lasse mich nun doppelt so gerne für ihn malen und ertrage das Lästige einer Sitzung minder ungeduldig. Er macht ja auch so gerne Freude!

Achtzehnter Brief.

Wien, den 7. März.

Dein Brief erinnert mich, daß ich im Eifer meiner letzten Berichte ganz vergaß, Dir von unserem Komödiespielen zu erzählen.

Wir gaben mehrere Lustspiele, wie wir sie eben aus den Almanachen von Lembert, Kurländer oder dem alten Kotzebue her kannten oder wie sie uns durch die Aufführung im Burgtheater bekannt geworden waren.

Du glaubst gar nicht, welche Geschicklichkeit, welchen Eifer auch hierbei wieder Freund Erich entfaltete. Er war die Seele des Ganzen; er war Dirigent, Inspicient, Garderobier, Regisseur — Alles in Allem, ein wahres, unermüdliches Factotum. Und nicht nur, daß er selber vortrefflich spielte, er war auch das lebendige Souflierbuch der Andern, er wußte immer sämmtliche Rollen auswendig.

Aber am merkwürdigsten war mir mein Mann. Ich hatte ihn nämlich, wiewohl nicht ohne Schwierigkeiten, überredet, daß er mitwirke; es gibt ja in jedem dieser Stücke einen Onkel, einen Vormund — „der hintergangen wird“, setzte er classificierend hinzu — und ich hielt es für nöthig, Richard durch eine der seinigen ganz ferne liegende Beschäftigung von den trüben Gedanken abzuziehen, denen er sich jetzt so häufig hingibt. So übernahm er denn in Scribe's „Heirat aus Vernunft“ den Pächter Grünlein, diesen ehrlichen Pantoffelhelden und führte diese Rolle mit dem köstlichsten Humor virtuos durch. Auch in dem netten Stückchen „die Ehescheidung“, das Kurländer nach Melesville bearbeitet hat, spielte er ganz einzig den verknöcherten alten Lieutenant, der seine Nichte von ihrem

Manne trennen will. Wir freuten uns also schon sehr auf den „Mann meiner Frau", einem allerliebsten Lustspiel von Rozier, das Lembert sehr glücklich für's Burgtheater bearbeitet hat. Darin sollte Richard einen Oheim spielen, der in die Residenz kommt, um sich vom ehelichen Glück seines Neffen Alfred zu überzeugen. Der Herr Neffe jedoch ist gar nicht verheirathet, sondern hat vielmehr seine ihm unter Androhung der Enterbung bestimmte Braut seinem Freunde, einem Baron, abgetreten und natürlich dem Oheim das ganze Arrangement verschwiegen. Durch den unerwarteten Besuch desselben droht nun die Entdeckung der wahren Sachlage und mithin die Enterbung; doch ist der eben so gutmüthige als leichtsinnige Alfred ehrenhaft genug, dem Onkel jetzt Alles in einem Briefe zu gestehen oder vielmehr gestehen zu wollen; denn er schickt das Schreiben nicht ab, da ihm sein Freund davon abräth, weil der alte, schwer krank gewesene Mann vor Zorn und Aerger den Tod davon haben könne, wenn er die Zerstörung seines Lieblingsprojectes und den ihm durch Jahre gespielten Betrug auf einmal erfährt. In dieser Verlegenheit weiß Alfred kein anderes Auskunftsmittel, als mit des Barons Erlaubniß und Sophiens Zustimmung in den ersten Tagen vor des Onkels Anwesenheit sich selbst für Sophiens Gemal auszugeben. Das Ehepaar geht aus Dankbarkeit gegen Alfred darauf ein, doch verläßt der eifersüchtige Baron seine Gattin nicht einen Augenblick und benimmt sich in einer so auffallenden Weise, daß der Onkel Verdacht schöpft, als unterhalte Sophie mit dem Baron ein sträfliches Liebesverhältniß, das noch überdieß von dem in seiner Ehre bedrohten, wo nicht schon verletzten Alfred schmählich genug geduldet werde. Dadurch entstehen nun die komischesten Situationen und Verwicklungen, bis sich Alles, auf die Spitze getrieben, zur allseitigen Zufriedenheit glücklich löst.

Ein Herr Weiler sollte den Baron spielen, gab ihn aber so phlegmatisch, daß mein Richard, der viele Scenen mit ihm hat, ungeduldig, ja fast wüthend wurde.

„Haben Sie denn gar keine Ahnung, wie einem Mann zu Muthe ist, wenn er seiner Frau einen jungen leichtfertigen, gefährlichen Etourdi nachsteigen sieht," sagte er, „wenn er aus was immer für Gründen dazu schweigen muß und bloß in seinem geheimsten Innern für seine Ehre, für den guten Ruf seines geliebten Weibes zittern darf, wenn er dem Freund, der vielleicht nicht die Absicht hat, zu verführen, aber doch gewiß die Gelegenheit dazu nicht vorbeigehen ließe, dem galanten Freund allerlei kleine Freiheiten erlauben soll, Freiheiten, deren Gebrauch ihm das Blut in den Adern sieden macht?"

Und nun beschrieb er ihm die Rolle so gut, so lebhaft, daß er sie selbst zu spielen begann und vortrefflich, wunderbar, ich sage Dir, wunderbar spielte. Freilich wurde dabei der Baron mehr zu einer tragischen als zu einer komischen Figur, und ich erkenne jetzt den großen Fehler der heutigen Lustspieldichter, die eine der verzweiflungsvollsten Leidenschaften ins Lächerliche zu ziehen bemüht sind, und damit nur alles, was schön, erhaben und ehrwürdig ist — die Liebe, die Liebe des Gatten zur Gattin -- mit dem Geifer ihres Witzes, mit dem Hohn ihres Spottes besudeln. Ich versichere Dich, der Zauber dieser improvisierten Darstellung war so groß, daß wir ganz vergaßen, wie es sich nur um ein Lustspiel, um einen heiteren Scherz handle; wir schauten zu, wir lauschten der Lection, die Herr Weiler vor unsern Augen erhielt, wir bedauerten, daß Richards Lebensalter ihm nicht erlaubte, die Rolle des Barons selbst zu übernehmen. Als wir Alle ihm lebhaft zuklatschten und Beifall zuriefen, schien er wie aus einem Traume zu erwachen; er strich sich die verwirrten Haare aus dem Gesicht, lächelte verbindlich, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und sprang mit einem Geistes-Saltomortale aus der Rolle des eifersüchtigen Barons in die des jovialen Oheims zurück. Kein Schauspieler hätte das Kunststück so durchführen können. Wir beschworen ihn nach der Probe, einmal, bloß für uns die ganze Rolle des Ba-

rons durchzuspielen; er weigerte sich aber mit Bestimmtheit. „So etwas gelänge nur ein Mal,“ sagte er. Uebrigens spielte er die Scenen, wo sich der Oheim um die vermeintliche gekränkte Ehre seines Neffen annimmt, ganz vortrefflich. Es ist Schade, daß Richard so wenig aus sich herausgehen will; er hat bei dieser Schauspielerei zehnmal mehr inneres Leben verrathen, als während unserer ganzen zwölfjährigen Ehe. —

Mein Porträt rückt prächtig vorwärts; es wird bald so weit sein, daß ich nicht mehr sitzen muß. Ich darf es noch immer nicht ansehen. Das ist eben eine Künstlermarotte von Erich, der nicht leiden kann, wenn man ihm, wie er es nennt, beim Spiel in die Karten sieht. Seine Mutter und meine Jungfer sagen mir, das Bild sei vortrefflich, es sei sprechend ähnlich.

Es ist nicht lange her, daß ich vorgenommener Maßen eine ernste Unterredung mit Erich wegen seines Betragens gegen seine Mutter hatte. Da läßt sich nun nichts machen. Sie haben Beide Unrecht, wie das meistens der Fall ist. Er beruft sich immer wieder auf die Schauspieler, auf die Dichter, die auch häufig unter falschem Namen auftreten und bei ihm genannt werden, obschon der wahre allgemein bekannt sei, und erklärt ihr dabei stets auf's bestimmteste, daß er sich ihrem Wunsch nicht fügen wolle noch werde, ja, daß er ihn geradezu für thöricht halte und nichts mehr davon hören möge. Sie dagegen kann ihm die Namensänderung nicht verzeihen und bringt dieselbe, obschon sie eigentlich damit abgeschlossen hat, immer wieder auf's Tapet; auf die kleinlichste Weise rückt sie ihm beständig vor, wie sehr sie darunter leide. Sie beschränkt sich aber nicht auf bloßes Klagen, sie reizt gegen ihn auch ihre andern Kinder auf und ist doch dabei niedrig genug, sich zeitweise durch Geld beschwichtigen zu lassen, ja sie fordert bisweilen die Bezahlung für ihre fernere Nachgiebigkeit, und foltert Erich alle Augenblicke mit neuen Ansprüchen, mit neuen Bedürfnissen, sie sieht durchaus nicht ein, daß Alles seine Gränzen hat, auch die kindliche Pflicht, die Eltern zu unterstützen. Erich

thut, was anständig ist, und mehr; sowohl die Mutter als sämmtliche Geschwister, die noch zu Hause sind, leben von ihm; er bezahlt das Lehr- und Unterrichtsgeld nebst vielem Anderen für seine Brüder und Schwestern; aber ein Vergnügen kann er nicht suchen und findet es auch nicht im Umgange mit einer — ordinären Frau, im Verkehr mit rohen Bengeln und dienenden Mädchen, wären sie auch hundertmal seine nächsten Verwandten. Dazu kommt noch der Abstand des Alters. Sein Bruder Tischler, ein Junge von 15—16 Jahren, macht die sonderbare Prätension, der Bruder Künstler solle jedesmal auf der Straße stehen bleiben und ihn ansprechen, wenn er den Möbelkarren zieht, ja, er hat sogar auf bedrohlich energische Weise erklärt, wenn Erich von Vater und Mutter her sein leiblicher Bruder sei, so schlage er ihn mit dem nächsten besten Scheit Holz so lange, bis Erich den Geist oder den falschen Namen aufgebe.

Du magst aus dem erkennen, daß Erich nicht so schuldig ist, als er aussieht, und daß eine falsche Position allerdings leicht und häufig zu falschen Schritten verleitet. Ich bedaure nichts mehr, als daß gewissermaßen ich diese falsche Stellung veranlaßt habe und nun abwarten muß, bis Erichs Mutter und Geschwister vernünftiger werden oder bis ihm seine Kunst einen vornehmen Gönner verschafft hat, damit die ganze Familie den abscheulichen Hausnamen ändern darf.

Ich habe mich daher bewogen gefunden, auch mit Marianne zu reden und ihr vorzustellen, daß größere Bildung mehr Bedürfnisse zu befriedigen hat, daß der Umgang mit gebildeten Kreisen dem Einzelnen beträchtlichere Ausgaben zumuthet, und daß es Erichs Pflicht ist, in der Gesellschaft, von deren Gunst und Geld er lebt, so zu erscheinen, daß er eine angenehme Erscheinung sei. Als sie endlich mancherlei unfeine Anspielungen machte, worin sie vielleicht der Sache nach Recht hatte, bedeutete ich ihr, daß es ihr nicht zustehe, einem Sohne, der sie wirklich brav unterstützt, neidisch jede überflüssige Ausgabe nachzurechnen. Aber was willst Du mit

gemeinen oder dummen Leuten anfangen? Wenn sich in deren Gehirn einmal eine Idee festgesetzt hat, so kannst Du sie wohl wie Galilei — ich bitte um Verzeihung wegen dieses blasphemierenden Vergleiches — zum Abschwören bringen, allein sie werden zwei Augenblicke darnach auf die alte Behauptung zurückkommen und Dir noch Vorwürfe machen, daß Du sie zum Meineid verführt habest.

Neunzehnter Brief.

Wien, den 25. März.

Du magst sagen, was Du willst, es geht nicht mehr. Erich kann gegenwärtig nicht den Namen seines Vaters annehmen. Es ist allerdings für den Werth seiner Bilder sehr gleichgiltig, ob ein Herr Vieh oder ein Herr Erich sie gemalt hat; es liegt auch nichts daran, wenn das Verhältniß beider Namen ein öffentliches Geheimniß wird; aber es liegt, wie ich die hiesige Gesellschaft kenne, sehr viel daran, bei welchem Namen Einer gerufen wird. Der Wiener ist wie jeder Großstädter ewig zu Witz und Spott gelaunt; kein Mensch, kein Kunstwerk, kein trauriges Ereigniß sogar ist sicher vor einem Calembourg, und nichts scheut die Kunst, nichts der Künstler, nichts die Begeisterung mehr als eben diesen beißenden, rücksichtslosen, vernichtenden Witz. Sobald eine Größe verlacht, ein Unglück verhöhnt worden ist, hört die Pietät, hört das Mitleid auf. Mensch und Werk, Mensch und That, Geist, Herz und Kraft sind geopfert, umsonst dem Moloch: Publikum in den Rachen geworfen, sobald sich dieser über sein Opfer lustig macht. Das edelste Leben kann sich in fruchtlosem Eifer verzehren, wenn es nicht den Beistand des Enthusiasmus, wenn es nicht wenigstens die Ehre der Opposition hat. Glaube mir das, ich kenne die Welt, ich kenne die Gesellschaft.

Ich will damit nicht die Art vertheidigen, womit Erich seiner Mutter begegnet, aber entschuldigen muß ich sie.

Beständiges Kneifen reizt selbst dann zum Zorne, wenn es aus vernünftigen Gründen, aus wohlgemeinten Absichten hervorgeht, aber dieses unverständige Kritteln und Klagen, wie es Marianne förmlich als Geschäft betreibt, macht zuletzt auch eine Riesengeduld mürbe und erschöpft selbst die liebenswürdigste Langmuth. Hör' es nur an! Du kannst Dir das gar nicht so vorstellen. Und dagegen hilft kein gelassenes, schweigendes Ertragen, kein kindliches, flehentliches Bitten, kein männlich abweisender Ernst, keine vorübergehend heftige Aufwallung, kein dauernder, hartnäckiger Trotz! In blinder Verstocktheit, in unheilbarer Bornirtheit setzt sich die Mutter, setzen sich die Geschwister dem klaren oder doch vermuthlichen Vortheil Erichs entgegen, einem Vortheil, von dem sie keinen Schaden haben, bei dem sie nicht einmal einen entgangenen Nutzen beklagen müssen.

Ich hab' es auch meinem Manne gesagt; dieser ist aber seit einiger Zeit übel auf Erich zu sprechen. Es mag wohl sein, daß der junge Herr ein bischen zu sehr tollt und darauf los lebt. Wenn ich jedoch auf dies Capitel komme, so wechselt Erich die Farbe, wird verlegen, macht allerlei Zwangsspässe — kurz, da will er nicht beichten. Ich weiß nicht, ist er nur verschlossen oder schämt er sich. Richtig ist es nicht mit ihm.

Zwanzigster Brief.

Wien, am 2. April.

Gott sei Dank, heute war die letzte Sitzung. Die ewigen Zänkereien und Sticheleien zwischen Sohn und Mutter waren mir schon im höchsten Grade peinlich und widerwärtig. Erich wird nun das Bild zu sich in's Atelier nehmen und dort vollenden. Mein Anzug und mein Schmuck, den ich während der Trauer ohnehin nicht brauche, wandert gleichfalls hin, damit auch hierin das Bild vollkommen ähnlich sei. Ich wollte zwar,

daß Erich mit der Vollendung des Porträts zögere, bis wir auf's Land — wie gewöhnlich nach Hietzing — gezogen sind, weil dann von Seite meines Mannes nicht mehr eine Ueberraschung bei der Arbeit zu besorgen steht, allein Erich will im Zuge bleiben und versprach mir, daß Richard vor der bestimmten Zeit gewiß nichts von dem Vorhandensein dieses Bildes entdecken solle; auch ist es ihm lieber, wenn er den ganzen Sommer über das Bild trocknen lassen kann. Diesen theils künstlerischen theils technischen Gründen gab ich nach und heute noch tragen mein Martin und Erichs Farbenreiber Alles in das Atelier.

Von meiner Mutter sind wieder gute Nachrichten da. Gott erhalte mir dies theure Wesen noch recht lange. Nur von ihr und von Dir weiß ich, daß ich wirklich geliebt werde und daß meine Erwiederung stets mit offener Herzlichkeit entgegengenommen wird. Ich wollt', mein Mann wär' nur halb so, wie Eines von euch! Aber er wird täglich mürrischer, ja finster. Wenn ich ihn frage, ob seiner Gesundheit etwas fehle, ob ihm in seinen Geschäften etwas mißglückt, ob ihm sonst etwas Unangenehmes begegnet sei, so antwortet er entweder nicht oder auf eine Weise, daß ich lieber nicht gefragt hätte. Sein ganzer Organismus scheint ungewöhnlich aufgeregt zu sein. Manchen Tag läßt er sich kaum bei mir sehen, was mich ängstigt; manchen weicht er kaum einen Augenblick von meiner Seite, was mich zuweilen geniert, namentlich wenn Erich da ist, weil sich die beiden Männer, wie das immer gegenseitig wirkt, nicht wohl vertragen können. Ich besorge ohnehin, daß Erich bereits die üble Laune meines Tyrannen bemerkt, denn er kommt viel häufiger jetzt in der Dämmerstunde zu mir und bleibt viel länger. Sein geistreiches Gespräch zerstreut mich wenigstens und hält mich schadlos für die Einsilbigkeit oder Verdrießlichkeit meines Herrn und Gebieters. Ich wollte manchmal, ich läg' sechs Schuh tief unter der Erde und wüßte nichts von einem Mann. Es wird mir fast unheimlich in den eigenen Räumen. O wie freue ich mich auf's Land!

Die Wiener nehmen gewöhnlich die Stadt mit auf's Land, wenigstens jene, die in der Nähe wohnen; in dieser Hinsicht thut meine Mutter klug, die sich Jahr aus, Jahr ein in die Hinterbrühl zieht, wo sie ein wirklich reizendes Häuschen besitzt. Mein Mann aber will sich nicht weit von der Stadt entfernen, und da muß ich nun freilich sehen, wie ich die Mittelstraße zwischen Putz und Einfachheit finde und einhalte. Indeß ist mir schon das eine Erquickung, Vormittags in den kühlen Laubgängen des Schönbrunner Parks umherzuwandeln, die ich dem sonnigen, staubigen Vorgärtchen meines Hauses vorziehe. Bisweilen gelingt es mir, durch Protection in den kaiserlichen Thiergarten zu kommen, oder ich fahre über Hütteldorf, Hadersdorf u. s. w. bis an den Eingang des herrlichen Dornbacher-Parks und lasse mich dann da oder dort wieder abholen. Wie köstlich ist die Stille, die Ruhe in jenen — civilisierten Wäldern, wie ich sie nennen möchte, in jenen schattenreichen Hainen, wo Malerei und Botanik — und beide Beschäftigungen treibe ich — reiche Ausbeute finden. Wie angenehm werden mir heuer diese Wanderungen werden, wo mich ein Lehrer, ein Freund wie Erich begleiten wird. Da will ich dann vom Bedienten ein kleines Frühstück nachtragen lassen und unter freiem Himmel auf einer beschatteten Wiese Mahlzeit halten; dann zeichnen, lesen, träumen! O mit Ungeduld erwarte ich den Mai, denn um die Mitte desselben ziehen wir regelmäßig hinaus.

Mein Brummbär macht ein böses Gesicht, wenn ich nur davon rede. Doch die Geschäftsmänner sind alle so.

Ein und zwanzigster Brief.

Wien, den 20. April.

In der That, des Himmels Einsturz hätt' ich mir eher möglich gedacht, als den Inhalt Deines letzten Schreibens.

Wie? die Welt, die Gesellschaft, in der, mit der ich lebe, die jeden meiner Schritte beobachten, jeden Athemzug, so zu sagen, bewachen kann, wagt, was sag' ich, wagt — erfrecht sich, mich eines sträflichen Verhältnisses mit Erich zu verdächtigen; noch mehr, diese Menschen, die — ich mag es nicht aufzählen, was sie mir Liebes zu erweisen geschienen und was sie bei mir Angenehmes genossen haben, diese nämlichen Menschen werfen meinen guten Ruf, meinen ehrlichen Namen in die schmutzige Pfütze der Verleumdung! diese — nimm mir das Wort nicht übel — diese Canaille hat die Stirne und schreibt diese Lügen an meine beste Freundin, erschreckt sie, verwirrt sie wohl gar!

Aber ich schwöre Dir bei Allem — doch Du glaubst mir auch ohne Schwur, Du! Und dennoch, wenn es eine entsprechende Strafe für den Meineid gäbe, dennoch möcht' ich sie herausfordern, auf mein Haupt herabbeschwören, um meinen Eid, daß ich in allen Gefühlen und Gedanken schuldlos bin, eindringlicher, überzeugender, beweisender zu machen.

Ja, es ist wahr, Erich und ich blieben stundenlang allein, wir vergaßen im Eifer des Gesprächs, Licht bringen zu lassen, wir drückten uns freundschaftlich die Hände und zogen sie nicht zurück beim Eintritt eines Dritten.

Sind das die Gründe deiner Gewährsmänner, ihn für einen Verführer, mich für eine pflichtvergessene Gattin zu halten? Berechtigt sie das zu den Anklagen, die sie Dir hinter meinem Rücken zuschleudern und die Du mir „nicht vorenthalten zu dürfen" glaubst?

Wissen denn diese Menschen nicht, daß die Männer außer ihrer Geliebten nichts so hoch und heilig halten als einen Freund, der den Vorzug hat, weiblichen Geschlechts zu sein, ein Weib, mit dem sie keine Leidenschaft, sondern bloß unerschütterliche Achtung, dankbares Vertrauen und irgend ein besonderer Ideenaustausch, mit einem Worte die Freundschaft, verbindet?

Wohl dem, der, wie Dein Gatte, Geliebte und Freundin in Einer Person, in seiner Frau sucht. Wehe der Gattin, die,

wie ich, ihrem Gemahl stets nur die Geliebte und nie die Freundin ist!

Wo jenes der Fall ist, wird die Frau nie das Bedürfniß empfinden, die Leere der Zeit mit dem Interesse für Andere auszufüllen; sie wird niemals Gefahr laufen, daß ein Wohlwollen, welches sie verschenkt, vom Gatten und von der Welt als eine ehebrecherische Neigung aufgefaßt wird.

Doch nein, mein Richard ist nicht so thöricht, nicht so gemein, wie die Welt ihn haben will. Denn sage Du, was Du willst, es ist eine Thorheit, eifersüchtig zu sein; die Eifersucht kommt entweder zu früh oder zu spät; es ist eine Gemeinheit, sich eifersüchtig zu zeigen; denn sie martert den schuldlosen Theil, und wenn sie gegründet ist, so sollte Verachtung oder Erbarmen an ihrer Stelle stehen. Und mein Mann mag sein, wie er will, er ist doch ein edler, ein in jeder Beziehung verständiger und achtungswerther Mann, er ist überhaupt ein Mann und das können nur sehr Wenige von sich sagen. Nein, Richard hat nicht ein so geringes Selbstvertrauen, daß er wähnen sollte, ich würde ihn, wenn überhaupt, dem nächsten besten jungen Freunde opfern, der sich interessant oder unentbehrlich zu machen weiß.

Seine Scherze über das „unwissende Liebespaar" oder „was sich liebt, das zankt sich" — die versparte er nicht auf eine Laune des Unmuths; er machte sie nicht bloß unter vier Augen zu mir, er machte sie in Erichs Gegenwart, vor allen Leuten, ja oft in Gesellschaften, wo ich nicht einmal gegenwärtig war. Thut das Jemand, der wirklich eifersüchtig ist? Doch auch dafür haben Deine — Leute eine Auslegung zur Hand. — Er hat uns einen Wink geben wollen. — Du, mein Gott, so gibt man Winke, so! —

Und wenn! Wir in unserer Schuldlosigkeit verstanden sie nicht. Oder hätte Erich sie verstanden, hätte er in herzloser Grausamkeit ein Spiel mit der Eifersucht meines Mannes getrieben? Hätte er auch seine Wohlthäterin zwar nicht

verführen gewollt, aber doch den Anschein solchen Vorsatzes absichtlich auf sich geladen?

Nein! Er führte und führt ein wildbewegtes Künstlerleben, er verschwendete, spielte, trank, hatte und hat allerlei ernste wie flüchtige Liebesverhältnisse — aber ich glaube nicht, daß er je eine Schlechtigkeit begieng, ich werde nie glauben, daß er einer Niederträchtigkeit fähig sei. Tolle Streiche mag er sich zu Schulden kommen lassen, vielleicht aus Unüberlegtheit, aus Verzweiflung, aus Charakterschwäche ein Verbrechen begehn — aber das Mitleid wird man ihm selbst dann nicht entziehen, mit Verachtung wird man ihn auch dann nicht beladen können. —

Also anstößig ist unser Umgang, zweideutig die Art dieses Umganges? Wenn ich Erich seine Fehler, seine Toll- und Thorheiten vorhalte, wenn ich mit ihm über seine Lebensweise streite, wenn ich in jeder Hinsicht seinen Mentor mache, das ist anstößig?

Wenn Richard lächelt, lacht, lachen macht, wenn er sarkastische Reden führt, unzarte Späße treibt u. s. w., so macht er gute Miene zum bösen Spiele, so strebt er seine Eifersucht zu verbergen und uns einen ehrenvollen Rückzug zu bahnen; strebt er, uns eine Warnung zu geben und die Aufmerksamkeit der Gesellschaft abzulenken!

Wenn Erich aus meinem Schützling mein Freund, mein Lehrer geworden ist und mir wie einer Mutter oder Schwester, wenn gleich ohne alle Zärtlichkeit, begegnet, so ist er mein Liebhaber! Es schmeichelt ihm, es kitzelt seine Eitelkeit, der begünstigte Verehrer einer gefeierten Frau, der Nebenbuhler eines der geachtetsten, der reichsten Männer zu sein! Er weist die sonderbaren Anspielungen Richards nicht mit Entrüstung zurück, sondern läßt sich dieselben gefallen, erstens weil er sie verdient, zweitens weil er nicht durch directen Widerspruch den Wetterstrahl des Zornes auf sich und mich laden und so die Sache zum Bruch bringen will!

O die Kurzsichtigen! die Albernen! Es ist eine Wuth in mir, die ich nicht beschreiben kann. Vermag denn diese — Bagage durchaus nicht, an die fleckenlose Reinheit einer Frau zu glauben, und muß sie glauben, daß ich pflichtvergessen handle, daß ich mich an meinem Mann räche, weil er mich nicht glücklich gemacht hat? Ha! sie sollten sehen, wie ich strahlen würde von Glück und Liebe, wenn mein Mann mich so lieben, mir so vertrauen würde, wie ich es wohl wünschte und leider nie erfuhr! Zu Schanden müßten sie alle werden, diese falschen Zungen, diese giftigen Augen, diese schadenfrohen Seelen!

Aber nun zur Ruhe, zur Vernunft! Was soll ich thun? Eine offene Erklärung von Richard verlangen? Wenn er wirklich so ist, wie ihn die Welt denkt, so wird er aus Stolz, aus falscher Scham, aus Furcht ausgelacht oder verhöhnt zu werden, schweigen, vielleicht sogar — grob sein. Ist er aber der trockene Rechen- und Zahlenmann, wofür ich ihn halte, so wird er meinen Ernst verlachen, vielleicht erst recht Argwohn auf Erich bekommen und aus Rücksicht auf die Welt ihm das Haus verbieten. Ich glaube, es ist das Beste, die Sachen gehn zu lassen, wie sie mögen und können, keine unangenehme Scene zu provociren und nichts zu sagen oder zu thun, was man später zurücknehmen oder bereuen müßte. Surtout pas trop de zêle, sagte schon Talleyrand.

Nun ist mir wieder wohl. Ich habe mein Herz, meinen Geist frei geschrieben. Ich bin so frisch und heiter, daß ich gleich ein Gedicht machen möchte, wenn ich mit den Versen umspringen könnte. Lebe wohl!

Zwei und zwanzigster Brief.

Wien, den 30. April.

Mein Mann hat diesmal eine merkwürdige Abneigung auf's Land zu ziehen. Sonst brachten wir schon den ersten Mai in Hietzing zu. Ich begreife nicht, warum Richard gegen alle

Gewohnheit beschlossen hat, bis Ende Mai in der Stadt zu bleiben, dann mit mir eine Reise zu machen und in irgend ein Bad, wahrscheinlich nach Karlsbad zu gehen. Er giebt auf alle Fragen nur die barsche Antwort: „Ich habe meine Gründe.“ Was können das für Gründe sein? Nun werde ich nur um so mehr trachten, jeden freien Vormittag der schönen Natur widmen zu können. Ich werde mich gleich nach dem Frühstück in den Wagen werfen und eine schöne Gegend nach der andern besuchen. Ich habe mir bereits ein großes Skizzenbuch, einen Feldsessel und dergleichen angeschafft, um bald möglichst unter Erichs Leitung meine Studien nach der Natur beginnen zu können.

Wien, den 5. Mai.

Heute zog ich zum ersten Mal auch für die Welt wieder farbige Kleider an. Mein Mann hatte schon ursprünglich beschlossen die Trauer nur ein halbes Jahr zu tragen, da seine Mutter nicht hier in Wien starb. Da wir zugleich ein großes Diner haben, so muß ich meinen Schmuck nehmen. Leider hat mir Erich das Armband noch immer nicht gebracht, das ich von der Mama Hanstein ererbte. Dieser Windbeutel hat mir Alles richtig zurückgestellt — denn das Bild ist fertig bis auf wenige Kleinigkeiten — nur das Armband ist noch ausständig; zuerst hatte er's beizulegen, dann zu bringen vergessen, obschon ich ihn mehrmals mahnte. Als ich endlich böse ward, gestand er mir, daß er es verlegt habe. „Wahrscheinlich hab' ich,“ sagte er, „um es recht gut zu verwahren, in ein besonderes Schubfach gethan und nun kann ich es nirgends finden.“

Ich schalt ihn derb wegen seiner Unordnung aus, die, wie ich Dir schon einmal beschrieb, wirklich zu gräßlich ist, und fürchte nur, daß er das Armband, das wirklich in seiner Art merkwürdig ist, zu einer seiner Freundinnen gebracht hat, um es ihr zu zeigen, und daß er sich nun nicht erinnert, wo er es gelassen hat. Das mit dem besondern Schubfach sieht mir doch gar zu sehr nach einer Ausflucht aus.

Ich habe ihm heute Morgens deshalb geschrieben, und er ließ mir durch den Bedienten zurücksagen, er werde mir es bis Mittags gewiß senden. Nun ist es bald Essenszeit und ich warte mit Ungeduld darauf. Ah, da kommt — ein Brief von ihm.

Wieder nicht! Tausend Entschuldigungen; seine Zimmer, seine Möbeln seien wie verhext, er finde das unglückselige Armband nicht u. s. w. u. s. w. Dieser Unfall ist mir recht sehr unangenehm; wenn nur Richard nichts davon bemerkt.

Nachschrift. Das Diner ist glücklich vorüber, auch in Hinsicht des Armbandes. Mein Mann muß den Abgang desselben entweder nicht gewahr geworden sein oder kein Gewicht darauf gelegt haben. Er sagte kein Wort darüber; ohnehin war er einsilbig und erfüllte nur mit sichtlicher Anstrengung die Pflichten des Wirthes, seine Gäste zu unterhalten. Ich war während der ganzen Tischzeit wie auf Kohlen; es schien mir beständig, als suchten die Augen meines Mannes unter den vielen Armbändern, die ich trug, gerade das auf, welches fehlte.

Am 10. Mai.

Mir wird wirklich bange um mein Armband. Erich läßt sich nicht sehen. Sein Atelier ist verschlossen, fortgereist kann er doch nicht sein?

Mein Richard scheint von einem schweren Kummer gefoltert zu werden; aber es ist ihm durchaus nichts abzufragen. Ich kenne leider seine Manier. Er will alles „in sich allein abmachen."

Ich werde mich wieder hinter unsern Hausarzt stecken; er muß Richard das Landleben verordnen. Mich dünkt, der Aermste arbeitet zu viel; er sitzt oft den ganzen Tag in seinem Comptoir und gönnt sich kaum Zeit zu essen.

Machte mir nicht Richards Zustand bange, so würd' ich mein Leben jetzt sehr langweilig nennen. Ich sehne mich mehr als je nach meiner Mutter, und kann das Ende dieses Monats, wo sie in der Brühl ankommen will, kaum erwarten. Ich werde heute den schönen Tag benützen und hinausfahren,

um einige Anordnungen zur Herrichtung ihrer Sommerwohnung zu treffen.

Drei und zwanzigster Brief.

Wien, den 12. Mai.

Stelle Dir vor, mit wem treffe ich auf der Rückfahrt von der Brühl zusammen? — Mit Erich! — Er war mehrere Tage auf dem Lande gewesen, und hatte — wie er angab — mehrere Punkte für meine Skizzen aufgesucht. — Ich lud ihn ein, mit mir nach Wien zurückzufahren, was er auch annahm. Da unser Wagen schon voll war — außer meiner Jungfer und dem Stubenmädchen saß noch eine Bekannte bei mir — so setzte er sich auf den Bock zum Kutscher und indem er sich an der Lehne hielt, drehte er sich zu uns um und plauderte, nein, schrie mit uns. Er war in der brillantesten Laune; ich sah ihn lange nicht so lebhaft, und das will bei ihm etwas sagen. Ueber das Armband konnte ich natürlich jetzt nicht sprechen, aber ich nahm mir vor, es beim Thee zu thun.

Als wir uns der Matzleinsdorfer Linie nähern, wurde mir eine zweite Ueberraschung. Mein Tyrann hatte einmal wieder eine galante Anwandlung und war mir eine Strecke weit entgegengefahren.

Ich setzte mich mit meiner Begleiterin und Erich zu ihm hinüber und ließ meine Mädchen allein. Unterwegs stieg die Begleiterin bei ihrem Hause aus und verabschiedete sich von uns. Auch Erich wollte es, aber ich befahl dem Flüchtling — denn ich merkte, daß er dem bevorstehenden Gespräch auszuweichen die Absicht hatte, zu bleiben und hieß ihn, als wir bei uns angekommen waren, die Treppe vorausgehen, daß er nicht ausreiße.

Richard blieb nicht lange bei uns. Er schlürfte schnell einige Tassen Thee und eilte dann auf sein Zimmer, wo er wichtige Rechnungen vorhatte. Er war mir besonders verstimmt

und wortkarg erschienen, und vergebens hatte ich Alles aufgeboten, ihn zu zerstreuen, vergebens sich Erich angestrengt, ihn aufzuheitern und verweilen zu machen.

Als Richard fortgieng, wollte sich zugleich auch Erich entfernen; ich aber nahm die Bitte, daß er mir noch etwas vorlesen möge, zum Vorwand, damit er bleibe; denn ich wollte ihn durchaus heute noch einmal wegen des Armbandes inquirieren, was ich denn auch that, sobald wir allein waren. Er schwor mir hoch und theuer, das Armband sei gewiß nicht verloren, nur verlegt; ich möchte nur Geduld haben; ich warf ihm nun seine Nachlässigkeit vor, er vertheidigte sich, wir stritten halb im Ernst hin und her, bis auf einmal Richards Wiederkunft das eifrige Gespräch unterbrach.

„Laßt euch nicht stören," sagte Richard sichtlich ermüdet von seiner Arbeit und die Augen von vielem Schreiben beim Lampenlicht leicht entzündet. „Lesen Sie nur weiter, Erich!"

„Wir haben uns verplaudert," versetzte ich, „und sind gar nicht zum Lesen gekommen. Was willst Du hören? Bestimme selbst."

„Es ist gut," entgegnete er. „Lassen wir's. Ihr seid ohnehin sehr echauffirt. Gehen wir zu Bette, Emilie. Adieu Erich."

Er winkte ihm zu, ohne ihm wie gewöhnlich die Hand zu geben, und führte mich aus dem Zimmer.

Diese kurze Scene machte mich nachdenken; sollte er am Ende doch eifersüchtig sein? Ich kann es noch immer nicht glauben. Dieser nüchterne Mensch wäre einer poetischen Leidenschaft fähig?

Vier und zwanzigster Brief.

Wien, am 15. Mai.

Mein Mann hat sich auf einmal anders entschlossen, er, der sonst die Consequenz selber ist und nicht durch eine andere

Straße geht, als er vorher angekündigt hat. Wir ziehen noch diese Woche nach Hietzing und ich habe alle Hände voll zu thun trotz meiner vielen Dienstleute.

Jetzt ist mir's eigentlich nicht einmal recht, daß er darauf besteht, denn ich hatte mir schon den Gedanken zurechtgelegt, weit und breit herumzuschwärmen. Auf diese Art aber bin ich beinahe festgenagelt und auf den Umkreis von Hietzing beschränkt. Indeß giebt es auch da genug

Hietzing, den 5. Juni.

Dieser Briefanfang ist alt geworden, wie Du siehst. Ich wurde vor drei Wochen, als ich eben daran schrieb, unterbrochen — durch die Ankunft meiner lieben Mutter. Sie fühlte sich wohler als je und überraschte mich daher nicht nur, indem sie einige Tage früher kam, sondern auch darin, daß sie mir in der Stadt einen Besuch machte.

Auch auf meinen Mann machte ihr Erscheinen den günstigsten Eindruck. Er sagte ihr sehr liebe, fast zärtliche Worte; es war, als ob ihm die eigene, verlorene Muter vorschwebte. Er bat sie zu uns nach Hietzing zu kommen; allein das konnte der brustschwachen Frau nicht zusagen, da ihr der Staub und der Lärm dort schädlich, ja unerträglich wären. Dafür ließ sie sich erbitten, wenigstens bis zu unserem Umzuge bei uns in der Stadt zu bleiben und nicht während dieser acht bis vierzehn Tage in ihre Stadtwohnung oder gar schon in die Brühl hinaus zu ziehen.

Du kannst denken, daß ich einerseits doppelt so viel zu thun bekam, andererseits aber selig bin, meine gute, gute Mutter bei mir zu haben, und sie so heiter zu sehen. Gott erhalte sie mir!

Eine Menge von Bekannten lief ab und zu, daneben mußte ich noch die üblichen Abschiedsbesuche machen, kurz, ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. Vom Zeichnen und Malen war natürlich keine Rede mehr; ein einziges Mal stahl ich mir so viel Zeit ab, um auf der Nußdorfer Straße die be-

kannten Beethovenbäume zu skizzieren, unter denen der große Komponist so manche seiner herrlichen Ideen niederschrieb. Aber ich wurde nur zur Noth damit fertig. Erich, der mich begleitete, sagte mir, er habe in Heiligenstadt eine Sommerwohnung gemietet und werde nur ein oder ein paar Mal die Woche zur Stadt kommen. Er versprach mir fleißig am Bilde zu arbeiten, damit es endlich fertig werde, und vor seinem Umzug noch sein ganzes Atelier umzustürzen, um das Armband zu finden. Auch ward Abrede genommen, daß er alle Sonntage zu uns nach Hietzing herüberkommt.

Am 31. Mai endlich zogen Richard und ich in unser „Hietzinger Schloß" ein, wie ich unsere Villa nenne; den Tag vorher führte ich die Mutter nach der Brühl.

Jetzt ist Alles geordnet und ich schöpfe wieder Athem; wer weiß, auf wie lange? Richard liebt es, große Diners zu geben, wenn er auf dem Lande ist, und bringt immer viele Gäste mit, Leute, die bis zur sinkenden Nacht bleiben und erst nach dem Thee heimfahren, gar häufig aber bei uns einquartiert werden. Das giebt Abwechslung, allein es zerstört meine schönen Spaziergangs-Pläne. Ich habe nur für Haus und Küche, für meinen Anzug und das Vergnügen der Gäste zu denken.

Eben jetzt fährt wieder ein Wagen voll vor. Drei Damen! Ich gehöre nicht einen Augenblick mir selbst an, kaum daß ich diesen Brief schließen und noch adressieren kann. Das heißen sie hier Landleben! Mein Mann hatte Recht: wir hätten eine Reise antreten sollen.

Fünf und zwanzigster Brief.

Hietzing, den 7. Juni.

Erich sollte heut, wie gewöhnlich Sonntags, zu Tische kommen. An seiner Statt kam ein Briefchen mit einer Entschuldigung. Mir ist das höchst ärgerlich wegen des Armbands. Bis jetzt scheint mein Mann den Abgang desselben noch nicht be-

merkt oder absichtlich ignoriert zu haben. Du weißt, er sagt selten früher einen Tadel, als bis er seinen Unmuth nicht mehr bezähmen kann. Von Erich aber mißfällt es mir im höchsten Grade, daß er so saumselig, entweder im Suchen oder im Zurückstellen ist. Wenn mich Richard, was denn über kurz oder lang geschehen wird, um das Armband fragt, so weiß ich wahrhaftig nicht, was ich darauf antworten soll. Denn sag' ich ihm den wahren Sachverhalt, so beschwör' ich ein Donnerwetter herab auf das Haupt Erichs, und dabei geht mein Mann leicht zu weit; und zugleich muß ich dann meine Lieblingsidee aufgeben, ihn mit meinem Bilde zu überraschen.

Den 17. Juni, Morgens.

Gott sei Dank, Richard hat noch keine Aeußerung gethan, die mich schließen läßt, er habe den Abgang des Armbands bemerkt. Und Erich ist zwar nicht schon gekommen, aber er wird doch bei Tisch erscheinen. Wenn wir nach dem Diner den schwarzen Kaffee nehmen, was gewöhnlich auf der Veranda oder gar im Freien geschieht, so werde ich den Augenblick zu einem kategorischen Gespräch wahrnehmen.

Abends.

Die beabsichtigte Unterredung hat stattgefunden! Allein ich fürchte, sie selbst und das, was ihr vorangieng, wie das, was ihr nachfolgte, seien nur, nach des Dichters Wort, der Schatten kommender Ereignisse gewesen. Ich bin in einer Aufregung und Unruhe, die nicht zu beschreiben sind.

Also nach Tisch, während einige der Herren auf der Veranda rauchten, andere auf den Kieswegen des Gartens auf- und niedergiengen, nahm ich Erichs Arm und schritt gegen eine abgelegenere Partie des „Parks“ zu, wie wir die in englischem Stil gehaltenen Baumanlagen nennen. Eben als ich anfangen wollte, über das Armband zu reden, trat Richard hinter einem Gebüsch hervor und gesellte sich zu uns. Anfangs drehte sich das Gespräch um gleichigltige Gegenstände. Plötzlich, als eine Art von Pause entstanden war, in der jeder sei-

nen Gedanken nachhieng, wandte sich Richard zu mir, tippte auf meinen Arm, der in jenem Erichs lag, und sprach: „À propos, Emilie. Warum trägst Du denn mein Armband nicht? Ich vergaß schon seit dem Aufhören der Trauer, Dich darum zu fragen.“

Erschrocken und verlegen antwortete ich: „Vergieb, lieber Richard, ich bin noch nicht an diesen Schmuck gewohnt, und da vergaß ich, ihn anzulegen.“ Erich senkte seinen Blick, Richard heftete den seinigen fest auf mich. In die Erde hätte ich sinken mögen. Die Unwahrheit glitt mir von der Zunge, ich weiß selber nicht wie und einen Dolchstoß giebt's mir, wenn ich nur daran denke.

„Du würdest mich sehr verbinden,“ sagte Richard langsam und bestimmt, „wenn Du die Güte hättest, sogleich das Armband anzulegen. Ich sprach meinen Gästen davon so viel Wunderbares vor, daß es sie sehr interessiert, dieses Meisterstück der Rokoko-Juwelierkunst zu sehen. Geh' doch hinauf und bring' es.“

Nun mußte ich zu einer abermaligen Lüge Zuflucht nehmen und erwiederte mit unsicherer Stimme, indem ich verstohlen einen vorwurfsvollen Blick auf Erich fallen ließ: „Ich bitte Dich, lieber Richard, sei nicht böse. Bei dem schnellen Umzug auf's Land und in der freudigen Verwirrung über die Anwesenheit meiner Mutter, der ich es zeigte, ist es mir abhanden gekommen —“

„Abhanden?“ rief er auffahrend, „das Armband meiner Mutter? Giebst Du nicht besser Acht auf derlei Andenken? — Es soll einen Talisman enthalten,“ fügte er hinzu, als ich betroffen schwieg; „einen Talisman, der Glück und — Kinder in die Ehe bringt.“

„Beruhige Dich,“ versetzte ich, „es ist gewiß nicht verloren, nur verlegt, vielleicht unter die Effecten meiner Mutter gerathen und noch nicht gefunden.“

„Und das sagst Du mir erst jetzt?“

„Ich hoffte von Tag zu Tag, es zu finden. Vermuthlich hab' ich es in ein anderes Schubfach gelegt, oder irgend etwas darauf geworfen, wodurch es meinem Blicke entgieng. Meine Jungfer geht in diesen Tagen hinein in die Stadt, und ich besuche die Mutter in Baden, da wird es wohl an einem oder dem andern Orte zum Vorschein kommen."

Richard biß sich in die Lippen und sagte mit zornbebender Stimme: „Mach', daß es geschieht. Ich gebe Dir acht Tage Zeit dazu." Dann gieng er, ohne sich zu verabschieden, weg. Ich aber wandte mich zu Erich, dessen Hand an einem nahen Strauche die losen Blätter einer welken Rose abzupfte; er war bleich wie der Tod und sah tieftraurig auf das Spiel seiner Finger. Seine ganze Haltung war — ein Bekenntniß; auch durchschoß mich wie ein Blitz die Vermuthung: „Er kann das Armband nicht mehr zurückerstatten, denn er hat es wirklich verloren." Eine Mischung von Zorn und Wehmuth bemächtigte sich meines Gemüthes; Entrüstung über seinen Leichtsinn, seine Nachlässigkeit, über sein verstocktes langwieriges Schweigen; Mitleid mit seiner offenbaren Verstörtheit, mit seiner sichtlichen Angst vor der unvermeidlichen Enthüllung, mit seinem fruchtlosen Ringen nach Fassung.

„Erich," sagte ich ernst, aber so sanft ich konnte, „was ist mit dem Armband vorgegangen? Sie haben ein Unglück damit gehabt und wollen es nicht bekennen. Ist es Ihnen gestohlen worden?"

Er schüttelte das Haupt, ohne aufzusehen; es schien mir, als ob sich ein paar Rosenkelche unter ihm plötzlich mit Regentropfen füllten. Ich betrachtete ihn scharf; er schien es zu empfinden und plötzlich glich die Farbe seiner Wangen dem dunklen Purpur der Blumen, die er betrachtete. Ich trat ganz nahe an ihn heran und flüsterte ihm leise zu, meine Hand auf seine Hand legend: „Erich, zum letzten Mal frag' ich Sie, was ist mit dem Armband geschehen? Sie waren Zeuge der Scene mit meinem Manne; ich kann, ich darf Sie nicht län-

ger schonen. Ich muß wissen, woran ich bin. — Haben Sie es beschädigt, haben Sie einen Stein daraus verloren? Gleichviel, nur geben, nur bringen Sie mir's, ich beschwöre Sie."

„Schonen Sie meiner," sprach er flehenden Tones und faltete die Hände wie ein Verurtheilter, der um Gnade bittet.

„So antworten Sie doch!" rief ich ungeduldig.

Er neigte sein Gesicht tief in die Rosen, als ob er daran riechen wollte, bis er beinahe auf die Kniee sank; dann stammelte er kaum vernehmlich: „Ich hab' es ver — —", aber schon mitten im Bekenntniß erstarben ihm die Laute in der Kehle und das schnell hervorgezogene Schnupftuch verhüllte mir das schamglühende Antlitz.

„Verloren!" rief ich, beinahe zu laut; „verloren? wirklich ganz verloren? Um Gotteswillen, wo? Wann und wie? Und haben Sie auch Alles gethan, um es wieder zurück zu erlangen?"

Er nickte. — Ich fuhr fort: „Haben Sie den Verlust bei der Polizeidirection angezeigt?" — Er lag, wie zerbrochen, auf den Knieen, das Gesicht im Tuch, den Kopf in den Rosen; ein convulsivisches Zucken durchflog den ganzen Körper, so daß man kaum mehr unterscheiden konnte, ob die Bewegung seines Hauptes eine Bejahung oder Verneinung anzeigen sollte. — Ich redete weiter: „Haben Sie es nicht gethan, so thun Sie es sogleich, noch heute; thaten Sie es aber bereits, so wiederholen Sie es. Acht Tage lang läßt sich der Verlust noch vor meinem Manne verheimlichen. Inzwischen muß eine Beschreibung des Kleinods an allen betreffenden Orten ausgegeben werden, damit man einen unredlichen Finder und Verkäufer sogleich anhalten kann. Setzen Sie in meinem Namen zweihundert Gulden Finderlohn aus."

„Ach, mein schrecklicher Leichtsinn! Sie werden mir nie verzeihen!"

„Stehen Sie auf! — Warum schwiegen Sie so lang? — Das ist es, was ich Ihnen am meisten übel nehme."

„Ich hoffte, Ihre Trauerzeit werde noch länger dauern.“

„Was hat diese mit dem Armband zu thun?“

„Ein halbes Jahr mehr Frist — ich hoffte bis dahin das Armband zu finden, eine Spur davon zu entdecken, im schlimmsten Fall hatte ich wenigstens um sechs Monat später meinen Unfall zu erzählen. Aber ich glaube wirklich nicht, daß ich es verloren habe; es ist gewiß nur verlegt.“

„Dann wären Sie nicht in dem Grade bestürzt. Wenn es aber nur verlegt ist, so können Sie es noch früher als in acht Tagen finden. Eilen Sie schnell in die Stadt, in Ihr Atelier, in Ihre Wohnung, zu Ihrer Mutter — suchen Sie, suchen Sie. — Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen; ich will die Sache auf mich nehmen, so lang' es geht, ich will meinen Mann hinhalten — Sie sind verloren, wenn er, wenn überhaupt Jemand erfährt, wie leichtsinnig Sie mit solchen Kostbarkeiten, mit fremdem Eigenthume noch dazu, umgehen.“

„O gnädige Frau“ — —

„Keine Einwendung! Ich weiß, daß ich Ihrer Mutter, der sorgfältigen Wärterin meiner Kindheit, vielen Dank schulde. Die Existenz derselben hängt mit der Ihrigen zusammen, hängt sogar davon ab. Ich kenne Richard. Schon wegen Ihrer hartnäckigen Verschwiegenheit, nicht bloß des Verlustes allein wegen würde er Ihnen das Haus verbieten. Welch' nachtheilige Gerüchte für Ihre Ehre, welchen Verlust an Kundschaften hätte das zur unmittelbaren Folge? Jedes Ausweichen von uns auf Fragen der Theilnahme oder Neugier würde dann zur indirecten Anklage gegen Sie, jedes noch so discrete Achselzucken von unserer Seite nähme Ihnen einen Gönner, raubte Ihnen einen Freund. Ihr Talent würde hier in Wien betteln gehen. Sie würden arbeitslos, Sie müßten von hier fort. Das will ich Ihnen und Ihrer Mutter ersparen. Und ich werde es.“

Ich verließ ihn nun und wandte mich gegen die Veranda zu, wo Richard, das Antlitz gegen den Garten zu, unter den Rauchern saß. Nach einigen Sekunden vernahm ich den leichten,

raschen Tritt Erichs und hörte ihn trotz des Zurufs mehrerer Gäste, ja selbst meines Mannes, in's Haus treten und sah ihn bald darauf die Straße hinuntergehen.

Und wohin glaubst Du, daß er gieng? — Zu Dommayer in's Kaffeehaus, wo er Billard spielte und dann beim Souper rasend viel Champagner mit seinen Freunden trank, die aus der Stadt gekommen waren. Das übersteigt denn doch alle Grenzen. Nach dem Vorfall von heute ist das eine Frechheit, eine — nun es mag dastehen, eine Gemeinheit.

Den 20. Juni.

Diese Tage her bin ich sehr verstimmt gewesen. Erichs unbegreifliches Benehmen beschäftigte fortwährend mein Gemüth. Mancher Zug seines Charakters trat jetzt in ein neues, keineswegs ihm günstiges Licht. Manches, was ich sonst mit schweigendem Mißfallen bemerkt, oder worüber ich bisweilen einen mehr oder minder tief eingehenden Tadel ausgesprochen, reihte sich an Beobachtungen, Vermuthungen, an sogenannte moralische Ueberzeugungen, wie Glieder sich zu einer Kette verschlingen. Der ganze Mensch bekam für mich eine andere Gestalt, ein anderes Wesen. Eigentlich wär' es schwer zu sagen, was mir an ihm auf einmal so widerlich wurde. Das Wort „Alles mißfiel mir jetzt“ dürfte vielleicht zu weitumfassend sein, und dennoch weiß ich kein besseres. Derselbe Mann, der mir bisher geistreich und interessant erschienen war, kam mir jetzt gewöhnlich, ja gemein vor. Kaum begriff ich meine langwierige Verblendung über ihn, und je weniger ich sie begriff, desto mehr schämte ich mich ihrer.

Ich schämte mich ihrer, ich ärgerte mich über sie. Das sonderbare Betragen meines Mannes erhöhte nur noch meinen Verdruß. Noch am Sonntag Abends und seither öfters neckte er mich in seiner gewohnten derben Weise, als ob ich mich diesmal ernstlich mit meinem „Liebhaber“ entzweit hätte. Ich bat ihn, diese fatalen Anspielungen auf ein Verhältniß, das nie bestanden habe, an dessen Bestand aber doch vielleicht Mancher glauben könne, wenn mein eigener Gemal so anzüglich spreche,

zu unterlassen. Richard aber quälte mich dessenungeachtet so lange, so oft, mitunter so seltsam eindringlich, daß in mir der Verdacht, er sei wirklich eifersüchtig, wieder emporstieg und reichliche Nahrung erhielt. Das fehlte mir noch!

Später.

Wenn ich mir Alles vorhalte, was mir, namentlich Dir schon längst an Richard aufgefallen ist, so kann ich nicht länger mehr verkennen, daß seine Seele auf's grausamste von wüthender Eifersucht gequält wurde und wird. Nicht allein daß er mich beobachtet, er beargwöhnt mich schon. Ich stehe an einem Abgrunde und sehe tief hinein.

Ach, meine gute Jenny! Das schreibt sich, das liest sich Alles so langsam, und in meinem Innern geht es Schlag auf Schlag; ein wahrer Sturm entgegengesetzter Gefühle tobt in mir und jagt meine armen Gedanken wie Gewitterwolken umher, auseinander und wieder auf einen einzigen schwarzen Punkt zusammen, indeß der Platzregen und der Hagel schonungslos meine duftenden Blumenfelder verwüsten.

Wenn Richard — mich schaudert es zu denken — wenn Richards Leidenschaft plötzlich alle Dämme durchbräche, wenn er, statt seinen Argwohn zu verbergen, ihm Worte gäbe, wenn er, statt seine Ausdrücke abzuwägen, mich damit beschimpfte, wenn er sich ganz und gar, sich thätlich vergäße — es ist nicht wahrscheinlich, aber es ist bei Charakteren wie der seine nicht unmöglich — Jenny, dürfte ich das ertragen, könnte ich das verzeihen? „Nein“, ruft es in mir, „das darfst, das kannst du nicht!“

Ha, wenn es so weit käme, daß ich mich rechtfertigen müßte, wie in einem Prozeß meine Unschuld beweisen müßte, wenn — — Jenny! denke Dir's aus — wenn er mich nicht einmal hören wollte, mich ohne Untersuchung verdammte! Oder, wenn es nicht so weit kommt, wenn er nichts sagt, nichts thut, was mir ein Recht gäbe, eine Erklärung von ihm zu verlangen, wenn er eine solche verweigert, wie dann?

O, ich sehe klar, deutlich sehe ich's ein, mein Lebensglück ist zerstört. Meinen Freund muß ich verachten, muß ihn selbst verbannen; meines Mannes Vertrauen hab' ich eingebüßt, und nie werd' ich es wieder erlangen. Ich werde verzweiflungsvoll dahinwandeln, an der Seite eines geheimen, unversöhnlichen Anklägers, in der Macht eines Menschen, der zugleich mein Richter und mein Folterknecht sein wird, wenigstens es sein *kann*.

Aber nein! Wer kann mich zwingen, Unrecht von meinem Manne zu dulden, wer mich nöthigen, einen Zustand zu ertragen, der mich aufreibt? Wird mein Stolz, wird das Bewußtsein meiner gänzlichen Schuldlosigkeit mich vor *Richards* Vorwürfen retten, oder die Wunden heilen, die bei einer moralischen Mißhandlung weiter auffklaffen und brennender schmerzen als bei jeder anderen? —

Ich bin entschlossen. Der Unentschiedenheit, dem Zweifel der Furcht will ich ein Ende machen. *Richard* muß mir Rede stehen. Es mag biegen oder brechen — ich halte diese Qual nicht aus.

Später.

Es geht nicht. Ich kann nicht! das Wort erstickt mir in der Kehle. Ich bin in einem Zustand rettungsloser Verzweiflung. Meine Gedanken hüpfen und springen, ich fühle mich zerschmettert vom Ernst, vom Gewicht meiner Lage und weiß nirgends Rath! O, daß *Du* da wärest! Meiner Mutter, meiner ahnungslosen, geliebten Mutter mag ich mich nicht erst jetzt anvertrauen. Sie empfände zu dem Leid über meiner Kummer noch den Schmerz über meine bisherige Verschlossenheit gegen sie. Aber Du, Du verständige, wenn auch strenge Freundin, Du würdest mir helfen!

Ich will Deine Briefe durchsehen, vielleicht geben mir jene, in denen Du zuerst über meines Mannes Eifersucht, zuerst von dem verläumderischen Geschwätz der Welt sprichst, einen rettenden Fingerzeig.

Sechs und zwanzigster Brief.

Hietzing, den 21. Juni.

Ja, geliebte, einzige Jenny! Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Ich habe Trost aus Deinen Briefen getrunken, denn sie gaben mir nicht nur Winke über mein Recht, nein, auch über meine Pflicht.

Es ist so, wie Du sagst! Hätte ich nur ein einziges Mal die Kluft, die sich zwischen Richard und mir aufthat, mit meiner Liebe, das ist mit selbstverläugnender Nachsicht und unermüdlicher Geduld ausgefüllt, ach nur einmal, ernstlich und standhaft — — nie, nie wäre eine so herbe Zeit für mich angebrochen. Und wäre ich nicht durch die Beschäftigung mit dem Wohl eines Fremden blind und taub für das Weh meines Nächsten geworden; hätte ich mir die Mühe, die ich mir so oft um den schönen Effekt einer Stickerei gab, um die Offenherzigkeit und Wärme meines Gatten gegeben — ich müßte jetzt nicht fürchten, Erich zu verlieren ohne Richard zu gewinnen.

Ich Thörin! Ich alberne, eitle, empfindliche Thörin! Weil Richard's Neigung nicht mit dem Aufwand äußerer Zärtlichkeit prunkte, weil sie nicht mit dem blendenden Schimmer interessanter Gespräche kokettirte, so glaubte ich nicht an ihre Tiefe, nicht an ihre Glut! Weil Richards geistige Bildung sich auf Webstühle, Spinnmaschinen und Gewerbevereine bezog, weil er von Speculationen, Eisenbahnen und Handelsschiffen sprechen wollte und in seinen Mittheilungen abbrach, als er bei mir keine Vorliebe dafür, ja kaum Gehör fand; weil er in ehrenwerther Selbstbeschränkung auf die Gebiete, in denen er besser zu Hause war, die Menschen, welche wie ich für Kunstausstellungen, Theater, Concerte, Bücher u. dgl. schwärmten, an mich überwies und gleichsam abtrat — deßhalb hielt ich ihn für prosaisch, wandte mich von ihm ab, zog mich zurück. O, der Verblendung!

Ja, es ist wahr, mein Mann hat keine künstlerische Natur, er hat nie affectirt eine zu sein. Aber prosaisch hätt' ich ihn darum nie nennen sollen. Leitet er doch mit Umsicht, mit Glück, mit einer Art von Ruhm sein großes Geschäft; steht er ja doch, nicht aus Prahlerei, sondern aus reiner Herzensgüte an der Spitze fast jeder Wohlthätigkeitsanstalt, versammelt er doch aus Gefälligkeit für meine Neigungen die gebildetste und feinste Gesellschaft, überschüttet er mich doch mit zartsinnigen Aufmerksamkeiten aller Art. Freilich ließ er meine Phantasie unbefriedigt, freilich vernachlässigte er das, was den persönlichen Verkehr angenehm macht — aber war das nicht bei ihm zu entschuldigen? Die Männer haben so viel wichtiges Aeußerliches zu bedenken, daß Ihnen die Zeit, die Lust und meistentheils auch die Fähigkeit mangelt, sich mit dem Innerlichen gehörig abzugeben. Da wäre es nun an uns Frauen, die wir auf kleinere Kreise beschränkt sind, auf Kreise, wo der Verstand des Herzens ausreicht, diesen Mangel der männlichen Natur zu ersetzen.

Was aber that ich? — Weil sich nicht von selbst ein Vereinigungspunkt für unsere Gemüther ergab, so suchte ich, leider! auch keinen, sonst hätte sich wohl einer oder der andere gefunden. Weil ich mich in seiner Gesellschaft nicht unterhielt, so gab ich mir keine Mühe, ihn zu unterhalten. Weil er — —

Nicht weiter! Wenn er kalt, ablehnend, trocken gegen mich erschien, so ist die Schuld davon mein, ich sehe das jetzt vollkommen ein. Mein geheimes Urtheil hat ihm fortwährend Unrecht gethan, mein undankbares, hochmüthiges Herz hat die Innigkeit unterdrückt, die zwischen Mann und Weib walten soll.

Doch was sag' ich Dir das, die längst meinen Fehler gerügt, oft meine — Störrigkeit mir vorgehalten hat. Aber ich schwöre Dir, es soll, es wird anders werden. Es ist nicht zu spät dazu, mich zu bessern. Ich will gleich heute anfangen. Es ist mein fester Vorsatz, mein feurigster Entschluß, den armen Richard für das bisher Entbehrte und Vermißte reichlich zu

entschädigen. Ich will mich nicht mehr irre machen lassen, und wenn es mir im Beginn auch nicht so schnell oder so gut gelänge, als ich wünsche.

Den 22. Juni.

Ich halte es für das Beste, von Erich noch einmal und zwar schriftlich die Rückgabe des Armbandes zu verlangen oder das Geständniß, daß er es verloren habe. Daß ich selber die Schuld des Verlustes auf mich nehme, wie ich ursprünglich die Absicht hatte, geht unter den jetzigen Umständen nicht mehr an, auch habe ich alle Neigung verloren, mich für diesen — Leichtsinnigen zur Märtyrerin zu machen. Er hat jedes Recht auf Schonung verwirkt.

Ich bin nur noch nicht klar über — Nebensachen. Sonst war ich gewohnt, Erich mit „lieber Erich" oder „lieber Freund" anzureden; jetzt geht mir das „lieber" nicht mehr vom Herzen. „Herr von Erich" klingt mir wieder zu fremd, zu hart, denn im Grunde hab' ich doch noch wirkliche Theilnahme für ihn; er thut mir leid. Ich glaube fast, ich werde jede Anrede fallen lassen.

Eine weitere Schwierigkeit bildet für mich die Unterschrift. Erstens einmal kann das Billet leicht bei ihm offen liegen bleiben oder es kann verloren werden. „Ihre Freundin" oder „Ihre ergebene" mag ich ihm gegenüber meinem Namen nicht vorsetzen; zweitens zweifle ich, ob eine Namensunterfertigung passend sei. „Emilie" schlechtweg klingt mir zu vertraut, und „Emilie Hanstein" verräth, was ich verschweigen will für jeden Andern außer ihm. Ich denke, da er meine Schrift kennt, so wird ein bloßes „E." unter dem Brief vollkommen genügen.

Den 23. Juni.

Ich bin selig heiter, meine Jenny. Ich verspreche mir das Beste von meinem Briefe an Erich. Die guten Vorsätze, die ich gefaßt, das Bewußtsein der nahen Entscheidung wirken belebend auf mein ganzes Wesen. Ich fühle mich freier und leichter, als seit Langem.

Die schwierige Epistel an Erich ist glücklich vom Stapel gelaufen; ich brachte gestern beinahe den ganzen Nachmittag damit zu; wenigstens zehn Aufsätze habe ich zerrissen und weggeworfen, bis mir endlich einer kategorisch und zugleich rücksichtsvoll genug schien. Um alle Unannehmlichkeiten zu vermeiden, siegelte ich mit einer gewöhnlichen Oblate ohne Namenszug oder Devise. Da wir heute Abends in Gesellschaft gebeten sind, so kann ich meinen Bedienten entbehren; Martin wird also mit dem Brief in die Stadt fahren und hat den Auftrag, Erich, wo er auch weile, aufzusuchen, ihm persönlich das Schreiben zu übergeben und ihm nicht von der Seite zu gehen, bis die Antwort in seiner Tasche steckt. Ich sagte ihm, die Sache sei von der höchsten Wichtigkeit, und Martin ist verläßlich.

Ich setze eine Abschrift des Briefes her, sie wird Dich interessiren. Das Schreiben lautete:

„Ich habe mir die Sache besser überlegt, Ich darf Sie nicht „auf meine Kosten länger schonen. Wenn Sie mir das bewußte „Armband nicht bis morgen Mittag zurückgeben können, so „erwarte ich durch den Ueberbringer dieses einen Brief, „worin Sie ausdrücklich und ausführlich bekennen, das frag„liche Kleinod verloren zu haben. Nach dem zwischen uns Vor„gefallenen hoffe ich, daß Sie diese Erklärung ohne Weigerung „leisten; ich müßte Mittel ergreifen, die Ihnen und mir noch „unangenehmer sein dürften, als die jetzige Situation.

E.“

Sieben und zwanzigster Brief.

Hietzing, den 24. Juni.

O, nur jetzt, nur jetzt möcht' ich Dich bei mir haben, mein Haupt an Deinen treuen Busen legen und weinen, bis ich in Thränen zerflossen dahingeschwunden wäre und keine Spur von mir zurückgelassen hätte als eine wehmüthige Erinnerung! Aber

ach, ich kann nicht weinen! Trockenen Blickes irren meine fieberheißen Augen im Zimmer umher und neidisch haften sie auf dem Baum am Fenster, der gleichmüthig die Unbill des Wetters erträgt, der im Winter nicht erfriert, im Sommer nicht verdorrt, während ich — —

Sterben! Sterben! Nichts mehr wissen, nichts mehr empfinden! Keine Kränkung, keine Selbstvorwürfe, keinen Schmerz der Enttäuschung, keine Qual der Aufklärung kennen! Todt sein! Vergessen sein! —

Später.

Ich habe mich emporgerafft, um Dir zu schreiben. Mir ist wie Einem, der immerfort schreien möchte, weil er sich einbildet, dann seine Pein minder zu fühlen. So auch schreibe ich Dir, um mich zu zerstreuen, um vor Aufregung die Aufregung nicht zu bemerken, in der ich bin, mit meinem ganzen Denken und Empfinden bin. Leider verdirbt mir mein unglückseliges Temperament diese Erleichterung. Ich kann's nicht lassen, zu grübeln, dieselbe Sache hundert- und hundertmal umherzudrehen, bis ich den Punkt gefunden, der mir am meisten wehe thut. Du kennst mich ja.

Doch nun höre.

Ich war also gestern in der Gesellschaft bei unserem Hausarzte, der auch hier in Hietzing wohnt. Ich war vortrefflich gelaunt; Du weißt, warum. Ich lachte, scherzte, tanzte, und — freute mich.

Mein Mann hatte nun in der Stadt zu thun gehabt und dort so lange verweilen müssen, daß er mir durch seinen Bedienten sagen ließ, ich möchte nur vorausgehen in die Gesellschaft, er werde nachkommen und mich abholen. Nun kam er. Die Geisterblässe seines Antlitzes, die verglasten Augen, die feuchte Stirne verriethen auffallend eine bei ihm ungewöhnliche Aufregung. Man sah ihm an, daß er mit Mühe Thränen zurückhielt und nur mit großer Anstrengung das Zittern in der Stimme und in den Bewegungen beherrschte.

Alles flog auf ihn zu und bestürmte ihn mit Fragen der Theilnahme; ich natürlich voran. Ich war wirklich bestürzt; befand er sich unwohl; hatte er Nachricht von einer mißglückten Speculation? Er gab keine Auskunft, sondern bat nur, man möge nicht auf ihn achten; es werde vorübergehen, wenn er sich durch ein Spiel zerstreue. Man arrangierte also einen Whisttisch.

Als ich ihn mit besorgter Miene abseit zog, sagte er kurz: „Laß das, Emilie. Ich habe starken Verdruß gehabt."

Verdruß!

Das Wort fiel mir auf, ich wußte nicht gleich warum. Es war dasselbe, das ich in meiner Antwort auf seine Frage wegen meines heutigen Vorfalls mit Erich gebraucht hatte.

Laß das, Emilie!

Sonst hätte er „liebe Emilie" gesagt. Und „laß das!" Wie unfreundlich, wie abwehrend klangen diese harten, ungewohnten Worte!

Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen: „Verdruß im Geschäft?"

„Wir sprechen morgen darüber," versetzte er.

Mein Blut gerann zu Eis, so betonte er das „morgen." Meine Tanzlust war hin. Ich wollte rasten und dann nach Hause fahren.

„Du bleibst und fährst mit mir," sagte Richard leise, aber so bestimmt, daß jeder Widerspruch in mir verstummte. „Du wirst auch tanzen," fuhr er fort, „bis ich sage, es ist genug."

Dagegen machte ich Einwendungen. In demselben Augenblicke brachte man die Karten, damit gezogen werde, an wem das Geben sei.

Rasch ergriff ich eine Karte und rief: „Ich spiele mit, wenn Sie erlauben."

Der Hausherr verbeugte sich zustimmend und präsentierte die übrigen Karten meinem Manne und zwei andern Herren.

Richard sagte, als mich mein Partner an den Tisch führte: „Ich bedaure Sie, Herr! Meine Frau spielt schlecht und verliert immer.“

Der Angeredete antwortete mit der gewöhnlichen Schmeichelei: „Wer im Spiel verliert, ist glücklich in der Liebe.“

„Das ist wahr,“ entgegnete Richard mit Lachen; dann wandte er sich zu mir und sprach: „Also frisch, Emilie, strafe die Herren nicht Lügen.“

„Vergiß nicht,“ versetzte ich, von seinem Lachen verletzt, „daß auf diese Art mein Gewinn Deinen Haß bezeichnet.“

„O ich mache Dich verlieren, sei sicher!“

„Ich nehme Revanche!“

Und so begann das Spiel. Zuerst verlor ich, dann er, und als wir zusammen spielten, verloren wir Beide.

Dies gab dem schon erwähnten Herrn abermals Gelegenheit, seine Galanterie auszukramen und zu behaupten, da sich Richards und meine Rechnung gegenseitig aufhüben, so bliebe uns nichts übrig, als entweder in der alten unveränderten Liebe fortzufahren oder muthig um die neue zu ringen.

Dies zufällig, absichtslos gesprochene Wort — und Du weißt, daß ich von dergleichen oft fast abergläubisch abhängig bin — faßte meine Gefühle und Gedanken wie in einem Brennpunkt zusammen, von wo aus Licht und Wärme mein ganzes Sein durchdrangen.

Auch auf Richard schien diese Rede einen ganz merkwürdigen Eindruck zu machen; er aber gab sich ihm nicht hin; im Gegentheil, er stemmte sich dagegen; er folterte mich durch eine ausgesuchte Höflichkeit und Galanterie, wie ich sie sonst niemals von ihm erfahren hatte und der ich das Gemachte, das Absichtliche anmerkte; denn während des ganzen Spiels ruhte sein Blick bald stechend, bald durchbohrend auf mir, obschon es den Anschein hatte, als hefte er sich nur auf die Karten. Eine unbestimmte Angst erfaßte mich, daß wohl ich der geheime Gegenstand seiner Aufregung sei, aber ich konnte mir

nicht erklären, wodurch, wenn ich mir auch zuweilen dachte, daß die Sache neuerdings mit Erich zusammenhänge.

Als wir im Wagen allein waren und heim fuhren, nahm ich Richards Hand und bat ihn, mir die Ursache seiner Verstimmung zu sagen.

Er entzog mir seine Hand. „Morgen,“ sprach er, „morgen werde ich Antwort geben. Ich habe es schon gesagt.“

„Verschiebe nicht auf morgen, was Du heute thun kannst,“ erwiederte ich so sanft als möglich.

„Du erfährst es früh genug. Quäle mich nicht und schweig'.“

Somit war ich abgewiesen. Wir lehnten uns stumm in die Ecken und stiegen schweigend aus.

Als wir zum Schlafzimmer kamen, sagte Richard: „Ich habe mir das Bett im Salon aufschlagen lassen; ich will einige Stunden allein sein.“

„Richard!“ rief ich angstvoll, „Richard, was ist geschehen, daß Du mich so behandelst?“

Das kurze Gespräch wurde französisch geführt.

Mit einem Wink auf die leuchtende Jungfer versetzte mein Mann: „Morgen! Morgen! Ich werde Dich rufen lassen, wenn ich Dich brauche.“

Der Gedanke an einen Selbstmord Richards fiel mir ein, sollte vielleicht dennoch eine verunglückte Unternehmung — ? Er sah wie die Verzweiflung aus. Und doch! der sonst so ruhige, besonnene, nie verzagende Kaufmann sollte plötzlich gleichsam den Verstand verloren haben? Schnell faßte ich ihn am Arm: „Schwöre mir! —“

„Was?“

Ich hatte nicht den Muth, meinen Gedanken auszusprechen, und schwieg. Er gieng. Ich stürzte ihm nach.

„Richard!“ rief ich, „wenn Du mich liebst —“

„Ich liebe Dich nicht mehr,“ fiel er mir in's Wort, und damit Du weißt, warum, so nimm und lies.“ Er griff in die

Brusttasche, zog ein Papier heraus und drückte es mir in die Hand. Es flirrte mir vor den Augen. Ich erkannte meinen Brief an Erich.

Ich sank nicht zusammen, brach nicht in die Kniee, lehnte mich nicht einmal an; ich war starr. Kaum sah ich, daß mein Mann fortgieng.

Die Jungfer weckte mich endlich aus der Pause meines Denkens und Fühlens. Schweigend ließ ich mich auskleiden und zu Bette bringen. Mich wundert nur, daß ich's erlaubte, denn ich wußte voraus, daß ich nicht schlafen würde. Das Mädchen wollte fragen, ob ich etwas bedürfe, wollte mir durch Reden das Herz erleichtern. Ich winkte ihr still zu sein, jeder Laut that mir weh.

Später.

O, diese Nacht!

Wenn schon ich so litt, wie muß erst die ungetreue, die treulose Gattin leiden, die von Gewissensbissen gefoltert, den Boden unter sich einbrechen sieht! Ich konnte mir wenigstens sagen, daß ich die Verachtung nicht im Entferntesten verdiente, womit mein Gatte mich von sich stieß. Meine Verschuldung gegen ihn war kein Verbrechen an seiner Ehre, war nicht einmal in Gedanken eine Verletzung meiner Treue! —

Die Jungfer hatte aus Sorge für meine Gesundheit sich auf dem Sopha ein Lager zurechtgemacht; sie wollte zur Hand sein, wenn ich etwas brauchte. Ich verbot es ihr nicht. Der flackernde Schein der matten Nachtlampe röthete das jugendliche Antlitz der Schlafenden. Ich hätte das Mädchen küssen mögen, so rührend schön lag es in heiterer Unschuld da. Was mußte dies reine Herz von den Qualen, die mir drohten, von der Schmach, die mich mit immer engeren Kreisen umzog, von dem Elend einer berechtigten Neigung, die sich im Moment ihrer aufflammendsten Gluth verworfen und verlassen sieht.

O, diese Nacht!

Ich weiß, Du hast schon viele Nächte kummervoll durch-

wacht, Du standest verzagend am Sterbebett Deines Vaters, Du labtest die langsam und peinvoll hinsiechende Mutter, Du littest am Lager des in Fieberglut rasenden Gatten, Du fuhrst weit an das Krankenbett Deines einzigen Kindes, Deines Felix, ungewiß, ob Du es noch am Leben treffen würdest, zweifelnd ob es die erforderliche Pflege erhalten. Du hast Dich hingeworfen auf die Kniee und Gott um Erlösung gefleht von diesem oder jenem Leid, und monatelang die erdrückende Last getragen — aber was ist Alles das, so fürchterlich es klingt, so grausam es war, gegen diese Eine Nacht!

Später.

Ich habe mich wieder auf's Bett geworfen, um zu ruhen. Zu schlummern ist unmöglich!

Später.

Bei meinem Mann drüben ist noch Alles still. Stephan, sein Kammerdiener läßt Niemand selbst nur in das Vorzimmer. — Gott, welche Schmach! — Drei Dienstleute wissen nun, oder ahnen wenigstens den Zwiespalt ihrer Herrschaft, ja noch mehr, auch den Grund des Zwiespalts. Die Verlegenheit Stephans, die Theilnahme meiner Jungfer beweisen es, der Umstand, daß Martin nicht wieder aus der Stadt heraus kam, bestätigt es; entweder war er ein Spion meines Mannes, wie ich nun fast glaube, oder der mißtrauische Richard hat ihn sogleich aus dem Dienst gejagt.

Sei dem nun, wie ihm wolle, bald wird das ganze Haus, die ganze Nachbarschaft das Scandal erfahren; ich bin genöthigt, wie eine gemeine Verbrecherin mich zu vertheidigen, mir die schändlichsten Dinge zur Last legen zu lassen, nur um mich rechtfertigen zu können.

Was nützt es mir, mein Auge stolz und frei aufschlagen zu dürfen — sie werden es für Frechheit auslegen. Wenn mein Mann sich mir wieder freundlich zuwendet — sie werden eine unbegreifliche Großmuth oder — Blindheit darin finden. Wenn mir die Dienerschaft gehorcht, so wird sie es nicht mit Ach-

tung thun. Ich werde ihr als eine bloß geduldete Person erscheinen, die zwar die Pflicht hat, die Frau zu spielen, aber nicht mehr das Recht, es zu sein.

Und wenn es mir mißlingt, mich zu rechtfertigen, mich reinzuwaschen! Wenn ich die Deutungen, die Richard und unser Gesinde dem unglückseligen Brief an Erich zu geben scheinen, nicht entkräften kann — darf ich dann noch in einem Hause weilen, wo mein Vorleben, mein einfacher Widerspruch nicht genügen, den Verdacht an meiner Tugend abzuwehren; wo jeder Schritt von mir seine Spione hatte oder doch haben wird, wo meine Blicke, meine Briefe zu eben so vielen Anklagepunkten gemacht werden? Nein, ich kann nicht, darf nicht! Ja, nur der geringste, der leiseste, der unbedeutendste Argwohn in der Seele meines Mannes, ja nur die Vorstellung, es seien er oder unsere Dienerschaft nicht vollkommen von meiner gänzlichen Schuldlosigkeit überzeugt — und ich gehe selbst, ich reiße mich loß, wenn es sein muß.

Aber es ist noch eine Rettung. Man sende meinen Brief an Erich, er wird nicht so schändlich sein, zu läugnen, zu lügen, meinen Angaben zu widersprechen. Und doch — sieh, so schnell geht der Argwohn, wenn es auch nicht jener der Eifersucht ist — wenn er so niederträchtig wäre, wenn er aus Furcht zum Niederträchtigen würde — ich weiß nicht warum ich ihm jetzt das zutraue — wenn — nein, nein! Gott sei Dank, auch dieses „wenn" schadet mir nicht. Das Bild ist ja da, ein unwiderlegliches Zeugniß, daß er den Schmuck in Händen hatte. Er hat es verloren, sagte er. Vielleicht ließ er die Steine ausbrechen und schenkte sie in anderer Fassung einer seiner Geliebten. Vielleicht brauchte er Geld und hat sie verkauft? Aber wie, wie beweise ich das?

Ja, schon daß ich beweisen soll, empört mich. Was ist die Liebe eines Mannes werth, der den Gegenstand derselben nicht achtet? Oder zeugt vielleicht das Benehmen meines Gatten von Achtung? — Jenny, Jenny, meine Pulse fliegen!

Wenn ich beweisen muß, daß er meinem einfachen, treu- herzigen Wort nicht mehr glaubt — dann ist's vorbei mit uns, dann verlasse ich ihn, und mag die Welt glauben, daß er mich verstoßen hat. Was liegt mir dann noch an der Welt!

O ich seh' es schon, wie sie mit Fingern auf mich weisen, mir jedes anständige Haus verschließen, wie sich nur Damen von zweifelhaftem Rufe zu mir gesellen wollen; ich seh' es, wie ich in einer entfernten Vorstadt, oder gar in einer kleinen Provinzialstadt ein Jahrgehalt, ein Almosen von meinem Gemal empfange — nein! das nicht, das nicht! Ich werfe es ihm vor die Füße, ich zertrete jede Gnadengabe, ich diene lieber als Magd! Aber wenn man erfährt, wer ich bin, und mich fortweist? wenn mich einer meiner früheren Bekannten begegnet und mich für die Unterstützung, die er mir beut, nicht nur zur Bettlerin erniedrigen will — ha, der Fluß — „ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei," sagt Gertrud Stauffacher in Schillers Tell.

Du siehst, daß meine lebhafte Phantasie alle Kreise des Schreckens, der Vernichtung, der Scham und der Verzweiflung durchirrt. Es ist mir fast ein Bedürfniß, fast eine Erholung, mich durch diese geträumten Schrecknisse auf das wirklich bevorstehende vorzubereiten.

Später.

Abermals hab' ich hinübergeschickt. Mein Mann schläft noch — wenn er überhaupt schläft. Stephan läßt Niemand vor. Ich sandte ein Billet an Richard. Die Antwort lautete: „Um die Mittagsstunde."

Werd' ich das so lange aushalten?

Später.

Ich ließ mich ankleiden; ich will den Zutritt bei Richard ertrotzen, wenn er mir nicht früher die Unterredung gewährt, als er's bestimmt hat.

Die Jungfer sagt mir eben, mein Mann sei, als ich schon auf dem Balle war, heimgekommen und habe Martin, den

er mitgebracht, sogleich abgelohnt und aus dem Dienst gejagt. Martin habe vor Richards Augen seine Sachen packen und sich damit auf den Stellwagen begeben müssen, um nach der Stadt zu fahren; auch habe der Bediente mit Niemand sprechen dürfen. — Auf diese Art scheint doch wenigstens keine Spionage stattgefunden zu haben. Es thut mir fast wohl, Richard von dieser Gemeinheit frei zu wissen, und in Martin keinen falschen Menschen bedauern zu müssen.

Später.

Ich gehe jetzt zu Richard hinüber. Gott wird mich stärken; ich habe im heißen Gebet die ewige Weisheit und Güte, ich habe die unerschöpfliche Barmherzigkeit zu meinem Beistand angerufen; ich bin fest entschlossen, nichts unversucht zu lassen, was zur Herstellung meiner Ehre nothwendig ist, aber wenn ich nicht siegreich aus diesem Kampfe hervorgehe, so hat mich Richard zum letzten Mal gesehen.

Abends in der Brühl.

O Segen meiner Mutter! Nur zu wissen, daß man sie hat, daß man zu ihr eilen, in ihren Armen weinen, zu ihren Füßen sterben darf! Und wenn alle Welt an meiner Ehre zweifelte, die Mutter würde mich nicht ungehört verdammen, das wußte ich! Wenn Niemand meiner Rechtfertigung glaubte, sie, das wußte ich, würde es, ja, sie würde nicht einmal eine fordern!

Und wenn mich die Welt mit Schmach überhäuft, meine Mutter wird mich ihr entziehen, wird mich verbergen, mich trösten, mir beistehen, sie wird mich vertheidigen wie die Löwin ihr Junges, mich schützen wie ein Held seine Geliebte, mich immer lieben, wie nur eine Mutter das Kind liebt, das ihr am meisten Schmerz bereitet, am meisten Kummer macht.

Welch' fürchterliche Ueberraschung war mein Besuch, mein Ueberfall, möcht' ich sagen, für die Ahnungslose, der ich den Inhalt nicht nur der letzte Monate, sondern so vieler Jahre erzählen mußte. Und welche Liebe, welche Zärtlichkeit hab' ich von ihr erfahren! Jenny, welches Uebermaß von Liebe!

In der Brühl, am 25. Juni.

Ich mag Dich nicht in banger Ungewißheit lassen; mein Schicksal ist entschieden. Ich will Dir, so treu und wahr als ich kann, den gestrigen Auftritt mit Richard schildern und dann den ohnehin schon langen Brief schließen und abschicken.

Wie ich mir's vorgenommen hatte, geschah's. Um zehn Uhr Vormittags beiläufig erzwang ich mir durch ein entschiedenes Benehmen den Eingang zu Richard. Der Kammerdiener konnte ja doch nicht Hand an mich legen. So trat ich also ein.

Mein Mann sprang, wie über meinen Anblick erbost, vom Stuhle auf, in dem er bisher, wie es schien, schluchzend gelegen hatte. Er war um Jahre gealtert.

„Richard," sagte ich ruhig und langsam, „ich komme, mir die Erklärung über Dein gestriges Betragen auszubitten. Warum bist Du auf Erich eifersüchtig?"

Die Adern in seinem Antlitz, namentlich an der Stirne schwollen ihm an zum Zerspringen; seine Hand stützte sich an dem Rand des Tisches, auf dem ich voll Schrecken und Mitleid seine besten Pistolen wahrnahm. Waren sie ein Zeichen überwundener Selbstmordgedanken, oder eines beschlossenen Zweikampfes — oder war ich nur der Ausführung der ersteren zuvorgekommen?

Er schwieg. Es war offenbar, er konnte vor Aufregung nicht sprechen.

„Richard," hob ich wieder an, und versuchte durch meinen Ton sein Vertrauen zu wecken, „Richard, sage mir, zu welch fürchterlichem Verdacht veranlaßte Dich mein gestriger Brief an Erich?"

Er knirschte mit den Zähnen und lachte.

Es war fürchterlich, dieses Lachen! Unglaube, Verachtung, Hohn, und ein Grimm lag in diesem Lachen, daß ich zitternd dastand wie das Lamm, das man zum hungrigen Löwen in den Käfig sperrt. Und doch fühlte ich mehr Schrecken als Angst, ich

empfand mehr den Todesmuth als die Verzweiflung eines Opfers. Vielleicht war mein Innerstes in jenem revolutionären Zustand, der uns Menschen immer, namentlich uns Frauen ergreift, wenn uns ein ungeheures Unrecht angedroht wird, oder gar geschieht. Ich möchte das, was uns in solchen Augenblicken reden und handeln läßt, den Instinkt der Nothwehr, die Kampflust und die Tollkühnheit des Selbsterhaltungstriebes nennen; denn bei kühlem Blut und ruhigem Verstande könnten wir nicht einmal das Wagniß denken, das wir in der Hitze der Aufregung ohne Schranken und Ueberlegung begehen. Ich versichere Dich, daß ich in dieser Minute zum ersten Mal begriff, wie die Männer einander zu Duell fordern können. Es muß einen Punkt im Menschenherzen geben, wo nur das Blut der Ehre pulsiert, einen Punkt, der bei roher Berührung den rothen heißen Strom bis in's Gehirn jagt und die erprobteste Besonnenheit zum Rasen bringen kann. Ich fühle noch jetzt, wie ich, gleichsam von einem elektrischen Schlag getroffen, emporschnellte und mich während meiner Entrüstung verwandelte. Sanft und wehmüthig war ich eingetreten; ich wollte Richard aufklären und versöhnen, jetzt stand ich stolz und zornig vor ihm, zum Aeußersten, zur augenblicklichen Trennung entschlossen, wenn er nicht sein Unrecht einsehe und mich um Vergebung anflehe.

Ich richtete mich hoch auf und sagte mit allerdings hartem Tone: „Richard, Du wirst nicht lachen, sondern antworten. Warum liebst Du mich nicht mehr?“

Er fand noch immer keine Worte. Wüthende Blicke auf mich schießend, sank er, fast erschöpft, in den Lehnsessel und stöhnte, vergeblich nach Sprache ringend. Endlich lud er mich durch eine Handbewegung gleichfalls zum Sitzen ein. Ich aber trat ihm noch um einen Schritt näher und blieb aufrecht vor ihm stehen.

„Richard,“ sprach ich und erhob meine Stimme so laut und drohend ich konnte, „rede, warum liebst Du mich nicht mehr?

Oder besser, warum hast Du schon lange aufgehört mich zu lieben, denn der Brief an Erich, den Du entweder aufgefangen oder durch Verrath in Deine Hände bekommen hast, kann unmöglich eine plötzliche Umstimmung Deines Wohlwollens bewirkt, sondern nur eine allmälige zum Schluße gebracht haben. Du bist längst eifersüchtig auf Erich gewesen, Deine Angaben wegen Verlust im Spiel, wegen Verdruß im Geschäfte waren lügenhafte Ausflüchte; Du ziehst aus hundert und tausend Worten, Blicken des Einverständnißes, aus geringfügigen Umständen, die mir jetzt nicht beifallen, vielleicht auch nie beifallen werden, den Schluß, mein Interesse für den Schützling Erich sei in eine Neigung für den Künstler übergegangen, diese Neigung sei erwiedert worden, habe sich gegenseitig verrathen, sei ein festes, strafbares Verhältniß geworden. Ist's nicht so?"

Ein krampfhaftes Lachen und Zucken überflog ihn mehrmals, während ich sprach; er sah vor sich nieder; die Linke schien die Armlehne des Sessels zerbrechen zu wollen, die Rechte fuhr ab und zu über die Pistolen.

Ich ließ mich nicht irre machen, sondern fuhr mit entschlossener Ruhe fort: „Du gehst so weit in Deiner Verblendung, in Deiner Thorheit, daß Du wähnst, ich sei nicht nur so frech, sondern auch so albern gewesen, gerade Dein Lieblingskleinod an meinen — Liebhaber zu verschenken. Du meinst, mein Schreiben an Erich ertheile dem glücklichen Besitzer meiner Liebesgabe den Rath, Dir das Märchen aufzuschwatzen, als sei das Armband verloren, von ihm verloren! Als ob ich nicht reich genug wäre, ihm Schmuck zu kaufen, so viel ich will! Als ob ich es im Fall meiner Strafbarkeit nicht passender finden müßte, ein anderes Kleinod zum Geschenk für Erich zu wählen! Aber Du brauchst gerade die Wahl des Armbandes zum vorzüglichsten Beweis für meine Untreue an Dir, für meine Liebe zu Erich. Du denkst, gerade dadurch hätte ich den größten Beweis meiner Neigung zum Maler geben wollen, daß ich ihm das schenkte, was Dir das Liebste ist. Du setzest viel-

leicht voraus, daß ich das Armband, wenn es noch unter dieser Gestalt besteht, von Erich habe ausleihen wollen, um es erst Dir zu zeigen und dann ihm wieder zurückzugeben? Nicht?" Da Richard noch immer schwieg, trat ich ganz nahe vor ihn und rief: „Eine Antwort, Richard! Ich fordere sie, ich darf sie fordern! Hältst Du mich in der Art schuldig, wie ich es eben schilderte?"

Ein tiefer Athemzug und ein dumpfes Ja entrangen sich seiner pochenden Brust; seine linke Hand fuhr nach den Augen und verhüllte sie, während das Haupt nickend niedersank.

Ich war darauf gefaßt gewesen und dennoch schauderte ich vor diesem Gemisch von Wuth, Schmerz, Thorheit und Verblendung zurück; ich schauderte, sag' ich, denn in der That, Mitleid empfand ich nicht.

Jetzt, ferne von ihm, gefaßter und ergebener, betracht' ich ihn als einen Wahnsinnigen; damals aber, unter dem Einfluß der eigenen Entrüstung, des unmittelbaren Zorns wallte etwas wie — Haß in mir auf.

„Ob Du dazu ein Recht hast," versetzte ich nach einer kleinen Stille und nahm in dem mir angewiesenen Stuhle neben ihm Platz, „davon später. Ich frage Dich nur vorläufig, warum Du Dich und mich vor unserem eigenen Dienstvolk compromittirt hast?"

„Emilie!" rief er wie empört über meine Dreistigkeit und sah mich an, als ob er mich verschlingen wollte. Dann nahm er eine Pistole in die Hand und putzte an ihrem Lauf und Schloß, bald mit dem Rockärmel, bald mit einem kleinen Lappen, der neben Kugeln und Pulverhorn auf dem Tische gelegen; dabei neigte er den Oberleib nach vorne und sprach mit zu Boden gerichtetem Blick: „Dein Verhältniß zu Erich ist leider kein mit Anstand verschleiertes mehr, wie ich bis gestern wähnte, es ist ein offenkundiges. Ich war zwar längst auf Euch aufmerksam geworden, weiß längst von Euren geheimen Unterredungen zu Weihnachten, von Euren heimlichen Bestellungen

in der Wohnung Deiner Mutter, von den Rosabriefchen, die Martin hin und wieder trug, von Eurem fast unanständigen Benehmen in Gesellschaften; dazu brauchte ich nur meine Augen und Ohren offen zu halten, aber nicht einen Verräther zu besolden; Martin war übrigens zu gut abgerichtet von Euch; wenn ich ihn nicht gestern zufällig vor Erichs Ateliertküre begegne — —"

„Du?"

„Ja. Ich wollte selber mit Erich sprechen. Als ich eben die Treppe hinaufgehe, kommt mir Martin, Deinen Brief in der Hand, von oben herab entgegen. Schnell sucht er den Brief zu verbergen, ich reiße ihm denselben aus der Rocktasche und lese ihn — —"

„Du giengst gestern zu Erich?"

„Ja! Und weißt Du, warum? Ich hatte auf der Polizei die Beschreibung des angeblich verlornen Armbandes abgegeben."

„War denn keine von Erich da?" fragte ich.

Richard sah mich halb erstaunt, halb verächtlich an und fuhr fort: „In meinem kummervollen Eifer ging ich auch zu mehreren Juwelieren; vielleicht war das Armband einem von ihnen zu Kauf angeboten worden — vielleicht erinnerte sich einer an diesen oder jenen besonders schönen Diamanten."

„Richard!"

„In der That, gleich der erste, dem ich die Anzeige mache, erkennt aus der Beschreibung das Armband, das einst Du selbst ihm zum Putzen hingegeben und erinnert sich, daß es ihm später von einem jungen Mann mit der Frage um den Werth davon vorgewiesen wurde."

„Das ist nicht möglich, das ist nicht wahr!" unterbrach ich ihn.

„Der Juwelier nannte mir Tag und Stunde. Ja, er fügte hinzu, der Fragende sei Erich gewesen und habe sich im Namen einer Dame erkundigt, die das Armband verkaufen oder umtauschen wolle."

Ich schlug die Hände zusammen und stammelte schmerzlich: „Erich?!“

„Ja, Erich!“ erwiederte Richard. „Unter diesen Umständen blieb mir beinahe kein Zweifel mehr übrig. Ich eilte spornstreichs zu seinem Atelier. Wer mir da begegnete, weißt Du. Du kannst Dir auch denken, welches Verhör ich mit Martin anstellte und was dabei zu Tage kam. Zur moralischen Ueberzeugung von Deiner Treulosigkeit erhielt ich so die Beweise.“

„Und als einen solchen Beweis, als den schlagendsten nimmst Du meinen Brief an Erich an?“

„Ja.“

„Es ist traurig, daß ich einen Gegenbeweis führen muß, aber Gott sei Lob, ich kann einen führen.“

Und nun begann ich meine Rechtfertigung.

Ich erzählte meinen Plan mit dem Bilde und erklärte der Wahrheit gemäß, warum ich Erich den Schmuck übergeben und weshalb wir in der Wohnung meiner Mutter zusammen gekommen wären. Das vollendete Porträt, das sich noch in seinem Atelier vorfinden müsse, werde meine Angaben erhärten.

Es gab natürlich viele Kreuz- und Querfragen von Seiten Richards. Er spielte dabei fortwährend mit dem Hahn der Pistole, und sobald mein Auge dessen gewahr wurde, konnte ich den Blick nicht mehr davon abwenden; in unwillkürlicher Angst legte ich manchmal meine Hand auf die seinige, um ihn am beständigen Auf- und Zuknacken des Hahns zu hindern. Auf diese Art war ich sehr bald nur mehr mit halber Seele bei meiner Rechtfertigung, denn Richard weigerte sich theils mit Kopfschütteln, theils ausdrücklich, das gefährliche Spielzeug wegzulegen. Leider wurde die Energie meines Wesens innerlich noch durch etwas Anderes bedeutend erschüttert, ja gelähmt. Der früher unbestimmte Zweifel an Erichs Wahrhaftigkeit gewann die Gestalt eines bestimmten Verdachts an seiner Ehrlichkeit. Ich hielt es für wahrscheinlich, daß er das Armband verkauft oder verpfändet habe, um wie gewöhnlich

Schulden mit Schulden statt durch Verkauf einer fertigen Arbeit zu tilgen. Riesengroß stand auf einmal die Gefahr Erichs vor mir, wegen Unredlichkeit die ganze Zukunft zu verscherzen, die so glänzend vor ihm lag. Wie schuldig, wie strafbar er auch vielleicht sein mochte, sollte ich selbst, seine alte Gönnerin, seine einzige vertraute Freundin den Leichtsinnigen für immer fallen lassen? ihn auf ewig zu Grunde richten? Nein! gewiß nicht!"

Auf diese Weise verlor ich nach zwei Seiten hin; einerseits den Muth, anderseits den Raum, ich möchte sagen die Aufmerksamkeit. Mein Mann aber, der diese Uebergänge bemerkte und nur die Ursachen davon nicht ahnte, hielt die Unsicherheit, Verworrenheit, Zerstreutheit meiner Antworten für Zeichen meines Schuldbewußtseins und meiner Angst für den Geliebten. In der That dachte ich jetzt weniger an Richards Eifersucht und an meine Rechtfertigung, als vielmehr daran, Erich zu helfen; denn ich war jetzt überzeugt davon, daß ihn irgend eine Geldverlegenheit in die Enge getrieben habe; nicht um ihn, um sein Talent war mir leid; nicht seine Person, sondern seine Familie, seine arme Mutter, seine vielen Geschwister dauerten mich, denn sie fielen mit ihm zugleich in den Abgrund, der sich vor mir aufthat. Diese Betrachtung erfüllte mein Herz mit wehmüthigem Erbarmen, dieser Gedanke beherrschte meinen Geist.

Plötzlich erschreckte mich Richard mit dem Ausruf: „Gut. Wir können uns ja überzeugen, denn Du wirst doch nicht meinen, daß ich Dir so ohne Weiteres glaube?"

Er griff nach der Metallglocke, die neben ihm auf dem Tische stand. Ich errieth, was er vorhatte und wollte das um jeden Preis verhindern. Er versuchte sich von mir loszuwinden, ich ihm die Glocke zu entziehen; dabei gieng das Pistol in seiner Hand los und die Kugel schlug zwischen uns durch in den Plafond, daß die Deckenstücke herabfielen. Ich zitterte und fühlte den kalten Schweiß an mir herabrieseln; das ganze Hausgesinde rannte herbei.

Richard winkte gebieterisch Entfernung. Ich stotterte nur: „Wie unvorsichtig!“ wankte nach meinem Sessel und begehrte ein Glas Wasser. Dem Diener, der es mir brachte, gab Richard den Auftrag, den Wagen verfahren zu lassen.

„Richard! Richard!“ rief ich mit flehender Stimme, als wir wieder allein waren, „schone meiner und seiner, schone Deiner eigenen Ehre. Schenke uns Vertrauen, geh’ nicht hin.“

„Nein! Ich gehe; Hat er das Armband noch, so ist er ein Schurke; hat er es nicht mehr, so ist er ein Schuft! Dich mag das Bild vielleicht frei sprechen.“

Voll entsetzlicher Angst über das Nächste vergaß ich mich selbst und stürzte meinem Mann schreiend zu Füßen, umklammerte seine Kniee und faßte und zerrte seine Hand. „Richard, bei Allem, was Dir heilig ist,“ kreischte ich wild und schmerzlich zu ihm empor, „unterlasse diesen Gang! Ich beschwöre Dich. Setze Dich und mich nicht so herab.“ Ich dachte, wie gesagt, hierbei fast mehr noch an Erich, als an uns.

Richard stieß mich von sich und eilte zur Thüre. Ich sprang eiligst nach und warf mich zwischen ihn und den Ausgang. Ich stand gerade vor ihm und lehnte mit dem Rücken an der Klinke.

„Richard“, sagte ich jetzt und holte tief Athem dabei, „Wenn Du mir diese Schande anthust, wenn Du mir nicht diesmal auf’s Wort glaubst, daß ich und Erich unschuldig sind, wenn Du nur einen Schritt machst, der die Fortdauer Deiner unverständigen Eifersucht verräth, so scheide ich mich von Dir ewig, so verlasse ich Dein Haus in dieser Stunde.“

„Du bleibst und harrst Deines Urtheils,“ antwortete er und riß mich von der Thüre weg, ging hinaus, schloß ab und rief so laut, daß ich jede Silbe verstehen mußte: „Zu Herrn Erich in’s Atelier und in die Wohnung.“

Also doch! Also dennoch!

Mein Denken und Fühlen kreiste um diesen einzigen Mittelpunkt. Ich war ihm nicht mehr die ehrenvoll gleichgestellte,

mit Liebe zu behandelnde Gattin, ich war eine orientalische Haremssclavin geworden, die von ihrem launenhaften Gebieter nur Gunst oder Züchtigung erwarten und jede voll Demuth hinnehmen muß. Mein häusliches Glück lag in Trümmern und jedenfalls war Erichs Zukunft gleichzeitig vernichtet. Gebrandmarkt standen wir in den Augen der Welt vielleicht selbst dann noch da, wenn wir in denen meines Gatten gerechtfertigt waren.

Er konnte noch nicht die Treppe betreten haben, so rief es in mir stolz und mächtig: „Geht er dorthin, so gehe ich fort.“ Ich hörte den Wagen vorfahren, ich sah Richard einsteigen und verfolgte die Richtung des Kutschers; er fuhr im Sturmschritt nach der Stadt zu. Ich war mit mir im Reinen.

Ich zog an der Klingelschnur. Niemand erschien. Ich rief, ich schrie. Niemand hörte oder durfte mir Folge leisten. Ich öffnete das Fenster und rief dem Portier zu, der eben vor dem Hause stand, den Schlosser kommen zu lassen, daß er mir die Thüre öffne; seine Antwort war ein Kopfschütteln. Da riß mir die Geduld, ich trat rasch zum Tisch, ergriff die zweite, wie ich hoffte noch geladene Pistole und schoß damit gegen einen Glasschrank, in dem Richard allerlei Waffen verwahrt; klirrend fielen die Scheiben, rasselnd die alten Büchsen und Schwerter. Jetzt kam man freilich eilig und erschrocken daher. Ich warf die Pistole weg.

Mit einem Blicke der Verachtung überflog ich die zitternden Schergen meines Tyrannen und indem ich meiner bebenden Jungfer die Hand reichte, befahl ich meinem Kutscher, anzuspannen; ich wollte zu meiner Mutter. Der Kerl weigerte sich mir zu gehorchen! Er nahm Ausrede auf meines Gatten Verbot.

„Ich habe Füße,“ sagte ich kalt, „und werde sie brauchen. Ja, meine Herrschaften, ich werde gehen, ich gehe.“

Man versuchte mich an der Entfernung zu verhindern, ein paar wagten schüchterne Reden und Vorstellungen, ein paar Andere rannten voraus, das Hausthor zu verschließen.

„Ihr seid Barbaren," sprach ich, „ihr wollt ein armes, schutzloses Weib mißhandeln, vielleicht ermorden lassen. Ihr habt den ersten Pistolenschuß gehört. Ich flüchte mich vor einer Wiederholung. Der Zufall könnte die Kugel in meinen Kopf statt in den Plafond führen."

Dies wirkte. Der eine sagte: „Sie muß wissen, was sie thut," der andere: „Was geht's uns an?" der Dritte: „Ich glaub', der Herr ist verrückt;" der vierte: „Die Mutter ist jedenfalls eine passende Zuflucht." Auf einmal war mein Wagen da, ich setzte mich mit der Jungfer ein und fuhr zu meiner Mutter.

Acht und zwanzigster Brief.

In der Brühl, 26. Juni.

Du kannst Dir vorstellen, liebe Jenny, wie bald die freudige Ueberraschung meiner guten Mutter eine schmerzliche wurde, als sie die Ursache meines Besuches erfuhr. In ihrer milden und klugen Art beschränkte sie sich zuerst darauf, mich zu beruhigen, zu trösten. Ach sie mußte viele Geduld mit mir haben: ich war in einer entsetzlichen Aufregung! — daß ich die Nacht über kein Auge zuthat, versteht sich von selbst. Gegen die Frühstückzeit erhob ich mich vom weichen Lager, noch abgematteter als ich darauf hingesunken war. Ich gieng in den Garten hinab, mich in der Morgenluft zu baden, die ihren stärkenden Einfluß auch auf mich wohlthätig ausübte. Aber wie machte mich die schöne Landschaft so traurig! Sprach denn nicht jeder Hügel, jeder Baum, jedes der zahlreichen Liechtenstein'schen Denkmale dieser Gegend von den Spaziergängen am Arm oder in der Gesellschaft meines Mannes? Sprach denn nicht Alles: vorbei ist's mit deinen Freuden?

Später kam auch die Mutter zu mir herab, die an einem sonnigen Plätzchen mit mir auf und nieder wandelte und mich, so viel möglich, meinen Schmerz aussprechen hieß und ließ. Sie enthielt sich jedes Tadels über Richard, schien jedoch auch

mit mir unzufrieden zu sein; indeß wollte sie nicht durch Verweise mein Herz noch schwerer machen.

Nur als ich eifrig fragte, ob sie sich gar nicht über Richards thörichte Eifersucht und deren eben so heftigen als unvermutheten Ausbruch wundere, da sagte sie: „Es ist sonderbar, gerade vor wenigen Stunden las ich in einem neuen Roman eine Stelle, die vollständig auf Deinen Mann paßt. Wenn Du sie lesen willst — aber Du mußt es mit Ruhe, mit warmem Eingehen, ja selbst mit Wiederholung und Nachdenken — sie wird Dir besser als ich selbst es könnte, das Entstehen und Wachsen, so wie das endliche Hervorbrechen seiner Eifersucht erklären. Du dürftest nur die Namen in dieser mit der Deinigen ähnlichen Geschichte in die Deines Mannes und Deines Freundes umändern, um ganz besonders von der schlagenden Wahrheit der Schilderung ergriffen zu werden. Die Heldin heißt merkwürdiger Weise auch wie Du Emilie.“

Ich war nun allerdings sehr begierig darauf und bat die Mutter um das Buch. Sie sagte mir, dasselbe sei noch Manuscript. Ein junger Mann, der sie in Italien kennen gelernt, habe es ihr mitgegeben, damit sie es lese und dann in Wien einem Verleger empfehle. Der Verfasser sei ein deutscher Kaufmann, der sich in Florenz etabliert habe; sie nannte mir den Namen nicht; nun, daran liegt auch nichts. Ich ließ mir also den Roman geben und die erwähnte Stelle zeigen. — —

Die Mutter hat vollkommen Recht. Wenn ich die Namen ändere, so habe ich die ganze geheime Herzensgeschichte meines Mannes. Die Stelle machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich mich nicht enthalten kann, sie Dir herzusetzen. Ich muß nur vorausschicken, daß im Roman wie bei mir der Gatte Emiliens auf einen Hausfreund eifersüchtig wird und daß ich beim Abschreiben, um das Porträtähnliche hinsichtlich meiner Verhältnisse effectvoller hervorzuheben, die Namen des Mannes und des Liebhabers wirklich in die Richards und

Erichs verwandelt habe. Lies das Fragment aufmerksam und sage selbst, ob es nicht wie für uns geschrieben ist.

„Der Ausbruch langverhaltener Leidenschaften gleicht bei „den meisten Menschen jenem eines Vulkans. Es gehen oft „und oft Anzeichen voraus, daß sich im Innern gefährliche „Stoffe häufen; fast immerwährend raucht der Gipfel des „Berges; zuweilen werden Steine, wird Asche herausgewor„fen, oder es springt da und dort die erkaltete Lavarinde, um „einem neuen Glutstrome Bahn zu verschaffen; Niemand aber „achtet dieser nach und nach sich unmittelbar folgenden Mah„nungen, man gewöhnt sich daran, die Drohung nicht erfüllt „zu sehen, man schenkt ihr kaum eine vorübergehende Aufmerk„samkeit. Plötzlich tobt und tost es gewaltig im Krater, die „Rauchsäule wird qualmender, der Steinregen reicher, und eben, „als man noch bei sich zweifelnd überlegt, ob etwa Gefahr vor„handen sei, eben da speit der Berg Feuer und Flammen; „rothglühend, zischend, versengend fließen die geschmelzten „Stoffe und Metalle hervor, wie eine Ueberschwemung steigen „und fallen, theilen und vereinen sich die brennenden Fluten, „brechen durch die Wälder und Gärten und umzingeln die ret„tungslosen Wohnungen der Menschen; was ihnen nahe kommt, „das ersticken sie mit ihrem Schwefeldunst; was ihnen ent„fliehen will, das holen sie ein und tödten es. Unaufhaltsam ist „ihr Lauf, erst das Meer ist ihre Gränze. Und wenn die Lava „festgeworden und abgekühlt — welch ein Bild der Zerstörung „um sie herum!

„Auch bei Richard war der schreckliche Ausbruch seiner „ungegründeten Eifersucht plötzlich und überraschend für Emi„lien sowohl als für seine Dienerschaft gewesen. Hätten sie, „wie sie wohl gesollt, Richards unglückseligen Seelenzustand „erkannt und ihr Betragen darnach eingerichtet, so wäre das „Unheil erspart worden, welches jetzt mit Riesenschritten heran„kam und von Minute zu Minute wuchs. Richard selbst war

„vielleicht so gut als alle Andern von sich überrascht. Wie „lange hatte er doch dem unangenehmen Gefühl beim Verkehr „Erichs und Emiliens eine andere Benennung gegeben, als „die der Eifersucht! Wie sehr hatte er sich bemüht, nachdem er „das Uebel und den Sitz desselben erkannt, es zu verbergen, „seinen Ingrimm durch Witze, seinen Haß durch geheuchelte „Gleichgiltigkeit, seine Liebe durch kühle Freundschaft! Wie „oft hatte er sich bemeistert, sich bezwungen, wie oft sich unge„recht, albern, lächerlich gescholten, wie oft blutenden Herzens „mit lächelnder Miene Mahnungen verspottet, Warnungen zu„rückgewiesen, die ihm von „guten" Freunden in Scherz und „Ernst ertheilt wurden! Und nun war auf einmal Manneskraft, „Verstand, Wille — Alles, was ihm bisher den Kampf mit „seiner Leidenschaft möglich gemacht hatte, auf einmal war's „dahin, verflogen, spurlos verschwunden! Das Vertrauen in „den eignen Werth, die Achtung vor der fremden Würde, alle „die zarten Verknüpfungen zweier durch Leben und Pflicht nahe „gestellter Gemüther, sie waren, und wie es schien, für immer „vernichtet, oder besser, sie waren verwandelt. Richard „glaubte sich beschimpft, entehrt; der allergemeinste Argwohn „gegen sein Weib erfaßte ihn und ließ ihn jede Rücksicht gegen „Emilien vergessen; in namenloser Qual erkannte er, daß er „nach dem Trost einer Aufklärung schmachte, und daß seine „Eifersucht in der rechtfertigendsten Aufklärung noch immer kei„nen Trost, noch immer keine Beruhigung finden würde. Und „er fand auch keine. Denn sein Kopf sprach immer: „Ich sollte „ihrer Aussage glauben;" sein Herz: „Ich glaube ihr nicht." „Er empfand, er dachte zuletzt nichts als das Eine, das Un„geheure, das Vernichtende: „Erich hat sie verführt! Emi„lie hat sich verführen lassen!" Er reihte Grund an Grund „für diese Meinung, er erfand sich Gründe, wenn sie ihm „fehlten, oder wenn in der Beweisführung Lücken waren. „Er beleuchtete seine Beobachtungen und Bemerkungen, seine „Erinnerungen und Voraussetzungen so lange und so grell

„mit der Fackel des Argwohns, daß er am Ende wähnte, er
„sehe Alles im Lichte der Ueberzeugung.

„Und inzwischen ward er sich doch wieder bewußt, daß
„selbst die schuldige Emilie noch sein Verlangen reize, noch
„seine Sehnsucht erwecke. Mochte seine Wuth immer sagen:
„Ich hasse, ich verachte sie;" sein ganzes Wesen rief in
„ihm: „Ich liebe sie, ich liebe sie unaussprechlich."

„Ja, Emilie blieb sein Kleinod, sein Leben, sein
„Glück, wie sehr er sich auch zwang, kalt und gleichgiltig
„gegen sie zu erscheinen. Und während seine Phantasie in der
„Vorstellung schwelgte, wie er den nichtswürdigen, vermeint-
„lichen Verführer strafen, mißhandeln, peinigen werde, wäh-
„rend jede Fiber an ihm nach Rache lechzte, sprach er zu sich
„selbst: „Ich thue ihm vielleicht doch Unrecht." Er war schon
„wie halb verrückt, als er nur noch fürchtete es zu werden.

„Was gieng nicht Alles im Laufe dieser Nacht durch sein
„erhitztes Gehirn, durch sein von allen Furien gepeitschtes Herz!
„Selbstmord, Zweikampf, Mord, Ehescheidung — Alles, Alles!
„Er sann, verwarf, prüfte abermals und verwarf abermals
„— Alles, Alles! Und als seine Seelenqual sich in Thrä-
„nen Luft machte, so war das kein Weinen, kein menschliches
„Schluchzen mehr, ein thierisches Brüllen war's, und die kno-
„chigen Fäuste hämmerten dabei dröhnend auf das breite Ge-
„wölbe der Brust. Auf den Boden warf er sich hin mit fie-
„berheißem Gesicht, um sich zu kühlen, in den Haaren raufte
„und krabbelte er, als wolle er sie vom Kopfe reißen; dann
„stellte er sich vor den Spiegel hin, grinste hämisch und höh-
„nisch seiner eigenen Verzerrung zu und lachte gellend sich
„selbst aus."

„Endlich unschlüssig über das, was er thun solle — lud
„er die Pistolen; als er sie geladen, schrieb er sein Testament,
„las einige zärtliche Briefe seiner Frau an ihn mehrere Mal
„durch und verglich sie mit jenem Emiliens an Erich, mit
„demselben harmlosen, unverfänglichen Schreiben, das er dem

„Bedienten seiner Frau abgenommen, ja, gewissermaßen geraubt
„hatte und aus dem er den letzten den schlagendsten Beweis für
„Emiliens Untreue und Erichs Verrath hernehmen wollte.“

Ich versichere Dich, liebe Jenny, ich habe nur die Namen geändert, nur statt Eduard — Richard, statt Robert — Erich gesetzt. Was dieser Situation vorhergieng, was ihr nachfolgt, hat wie es scheint, mit meinem Schicksale weniger Aehnlichkeit; aber sie selbst ist in einer Weise gehalten, daß ich mir meinen armen Richard ganz gut von gleicher Leidenschaftlichkeit überwältigt denken kann. Wahrhaftig nur der halbe Wahnsinn kann sich so benehmen, nur ein gewisser Grad von Verrücktheit sich selbst bis zu dieser Höhe von Thorheit und Eigensinn steigern.

Meine Mutter erzählte mir erst, nachdem ich die Romanstelle gelesen hatte — woraus ich schließe, daß sie eine meinem Mann günstige Absicht damit verband — daß Richard gestern noch spät am Abend und ein zweites Mal heute Vormittags hier gewesen sei. Da ich sie aber ersucht hatte, ihn unter keiner Bedingung vorzulassen, so habe sie sogar verboten, mir seine Anwesenheit zu melden.

Sie that gut daran. Ich will ihn nicht mehr sehen. Zwar fühl' ich Mitleid mit ihm, und bin geneigter als vorher, ihn minder zurechnungsfähig zu finden, aber es schauert mich, wenn ich an die Vergangenheit denke. Ihn sehen, mit ihm je wieder sprechen, ich vermag es nicht. Es ist mir jetzt auch ganz gleichgiltig, was er von mir hält, ob er sich von meiner Schuldlosigkeit überzeugt, ob er das Armband, das unglückselige, wieder gefunden hat.

Neun und zwanzigster Brief.

In der Brühl, 27. Juni.

Auch gestern war mein Mann zweimal hier. Ich hörte in einem Nebenzimmer, das keinen Ausgang hat, seine Stimme

wie rührte sie mich! Aber ich zeigte mich nicht. Mit welcher Zerknirschung, mit welcher Reue sprach er von der Beleidigung, die er mir angethan, mit welcher Inbrunst bat er die Mutter, ihm wieder meine Gnade zu verschaffen, meine Verzeihung!

Gegen meinen Willen vernahm ich die ganze Unterredung, die kein Ende nehmen zu wollen schien. Allein, da ich die Mutter im Verdacht hatte, mit meinem Mann im Einverständnisse zu handeln, so wurde ich wieder kälter und meine Rührung verminderte sich immer mehr und mehr.

In der Zwischenzeit von einem Besuche zu andern redete meine Mutter entschieden zu Richards Gunsten und tadelte mein früheres, mein jetziges Benehmen, nicht hart aber bestimmt. Sie zeigte mir, wie ich mich hätte betragen sollen, und warum so und nicht anders, sie rechtfertigte zwar nichts an Richard, aber sie entkräftigte meine Selbstvertheidigung. Es gibt eine Art von Rüge, gegen die man nicht aufkommen kann, und meine Mutter besitzt die Gabe im hohen Grade, verstummen zu machen, selbst da, wo man Recht zu haben glaubt. Daher theilte ich ihr immer nur ungern meine innersten Empfindungen mit. Sie war mir stets zu wenig lebhaft auf meine Anschauungen von Welt und Verkehr eingegangen und dennoch habe ich sie stets als eine merkwürdig klare und charakterfeste Frau bewundert und geliebt. Jetzt freilich, in meiner Bedrängniß, nahm ich meine Zuflucht zu ihr, allein fast bereue ich's. Sie arbeitet mit erfolgsicherer — Unparteilichkeit, nennt sie's, auf die Versöhnung zwischen Richard und mir. Guter Gott! da gibt es keine, es ist keine möglich!

Abends.

Mein Mann kam heute nicht heraus, wohl aber Marianne. — Welch ein Wiedersehen! — Sie weinte wie ein Kind, sie zitterte wie ein Espenlaub. Stelle Dir vor, Erich ist verschwunden! Spurlos verschwunden!

Aus ihren unzusammenhängenden Reden, die meine Mut-

ter und ich mühsam durch Fragen auspreßten, ergab sich folgendes:

An dem unglückseligen letzten Sonntag fuhr mein Mann in Erichs Atelier; als er dort weder ihn noch den Diener traf, eilte er in Mariannens Wohnung, um von ihr des Sohnes Aufenthalt zu erfahren. Marianne sah gleich, daß es sich um Wichtiges handle, und Richard hielt sein Geheimniß nicht lange zurück. Die arme alte Frau erschrack zu Tode und in dem Drange, sowol ihren Sohn gerechtfertigt als Richard beruhigt zu sehen, erbot sie sich, denselben an allen Orten zu suchen, wo sie ihn an diesem Tage vermuthen konnte. Richard begehrte jedoch vor Allem das Bild im Atelier zu sehen. Marianne hatte den Schlüssel nicht und wollte einen ihrer jüngeren Söhne nach Erichs Farbenreiber Simon ausschicken, als dieser selbst hereintrat. Simon war in einem Bierhause mit dem fortgejagten Martin zusammengetroffen und hatte, so weit es seinen Herrn angieng, Alles erfahren; er kam, um diesen zu suchen oder doch dessen Mutter nach ihm zu fragen. Durch ihn hörte Richard, mein Porträt stehe wirklich fertig im Atelier, und nun wandte sich sein Verdacht gegen Erichs Ehrlichkeit. Natürlich stritt Marianne tapfer für dieselbe, so wie Simon, der gesehen haben wollte, wie Erich das Armband einpackte und wegtrug, um selbst es mir zurückzugeben. Richard erzählte, was beim Juwelier vorgefallen. Dies machte Mutter und Diener stutzig. Es lag ihnen gleicherweise daran, die Sache aufzuklären und willig begleiteten sie Richard nach Heiligenstadt, um dort in dem Landhause, wo Erich seine Sommerwohnung hat, nachzuforschen, welchen Weg er etwa genommen.

Die Hausleute gaben die Auskunft, er sei nach Nußdorf hinüber, sie vermutheten, um auf dem Dampfschiff nach Greifenstein zu fahren. Es war jetzt schon gegen Abend; der Wahrscheinlichkeit nach saß er im Klosterneuburger Keller, um im Kreise froher Gesellen zu zechen und spät in der Nacht erst heimzukehren.

Die drei machten sich also auf den Weg; der Wagen meines Mannes führt sie rasch hinaus. Wirklich sitzt Erich im Keller, aber allein; denn alle andern Gäste sitzen davor im Abendsonnenschein. Er stützt den Kopf in beide Hände und die volle Flasche verräth, daß er auf's Trinken vergaß oder bereits zu viel getrunken hatte. Beim Anruf der Mutter springt er erschrocken auf; beim Anblick Richards taumelt er kreideweiß zurück. Mit Angst betrachtet ihn die Mutter, mit wildem Grimm Richard; keines läßt ihn aus den Augen; er wird so beklommen, so verlegen, daß er sich setzen muß.

„Wo haben Sie mein Armband?“ fragt Richard, und Erich, entgeistert, vernichtet, blickt auf, blickt nieder und macht endlich eine Bewegung, als ob er die Flucht ergreifen wolle. Unwillkürlich halten sie ihn auf. Mein Mann winkt den Kellner hinaus und sagt barsch: „Geben Sie das Armband zurück oder ich erkläre Sie für einen Dieb.“

Erich fuhr bei diesem entsetzlichen Wort von seiner Bank empor, während die Mutter sich zwischen beide Männer warf und mit dem Schrei: „Herr Jesus!“ auf die Knie sank. Der treue ehrliche Simon ergriff halb ehrerbietig, halb in derben Kraftausdrücken das Wort für Erich und gegen Richard. „Das Armband!“ schrie mein Mann. „Gesteh! Gesteh!“ wimmerte die Mutter und stammelte unter Thränengüssen so viel hervor, daß Erich daraus entnehmen konnte, wie es zwischen mir und Richard stand.

Da sammelte der Unglückliche seine letzte Kraft, indem er sich an eine Sessellehne stützte, und sprach: „Ich bin kein Dieb und wollte auch keiner werden. Aber ein Leichtsinniger bin ich und mich ereilt die gerechte Strafe. In der Voraussetzung, Ihre Gemalin werde die Trauer um die Schwiegermutter ein ganzes, nicht blos ein halbes Jahr lang tragen und daher ihren mir anvertrauten Schmuck nicht vor Ende Octobers benöthigen, habe ich aus Ursachen, die mich allein angehen, das kostbare Armband bei einem Juden versetzt. Ich war und bin

augenblicklich noch nicht im Stande, das Pfand auszulösen, dessen Werthschein und Adresse ich Ihnen hiermit überreiche." Mit diesen Worten zog er eine Brieftasche hervor, nahm den Pfandschein heraus und legte ihn auf den Tisch.

Die Mutter brach neuerdings in Thränen aus und Simon sah voll Scham und Verlegenheit zur Erde. Mein Mann und Erich durchbohrten sich gegenseitig mit ihren Blicken. Endlich fand Erich wieder Kraft zu einigen Worten.

„Entschuldigen Sie mich," sagte er, „bei Ihrer Gemalin, „der ich gewiß gegen meine Absicht Kummer und Leid bereitet habe und erlauben Sie, daß ich hier zum Pfandschein auch den Schlüssel zu meinem Atelier lege. Nehmen Sie ihn. Sie werden sich überzeugen, daß Sie mir auch in einem andern Punkte Unrecht thaten. Sie werden das vollendete Porträt Ihrer Gattin finden und die Entdeckung machen, daß der Werth meiner Arbeiten den Betrag des Pfandscheines deckt. Ich konnte mich nicht entschließen, mich von den Beweisen meiner künstlerischen Thätigkeit und Befähigung eher zu trennen, als es Noth that; ich büße es jetzt doppelt schmerzhaft."

„O warum waren Sie zu stolz, Erich," rief jetzt mein Mann mit Wärme aus, „Zuflucht zu meiner Börse zu nehmen! Sie mußten wissen, daß sie Ihnen immer offen stand!"

„Nehmen Sie!" wiederholte Erich, und wies auf Pfandschein und Schlüssel.

„Vergeben Sie mir!" bat Richard und streckte ihm die Hand hin; Erich schlug aber nicht ein, sondern sagte: „Vergeben Sie mir, nehmen Sie — beides, beides — und — verlassen Sie mich."

Richard stand eine Weile bewegt da, schaute bald auf den Tisch, dann wies er auf die flehend emporsehende Marianne, machte eine ablehnende Bewegung gegen den Tisch hin und verließ schleunig das Kellergemach. Die Thüre fiel hinter ihm zu und bald hörte man einen Wagen fortfahren.

Erich, Marianne und Simon waren allein; tiefes Schweigen umgab ihren Schmerz.

28 Juni.

So weit kam ich gestern mit der Schilderung der jüngsten Ereignisse. Die Mitternacht zwang mich abzubrechen. Ich habe übrigens nur wenig hinzuzufügen.

Als mein Mann den Unglücklichen verlassen hatte, der sich vorher so leichtsinnig und jetzt so würdig benommen, herrschte lang eine tiefe Stille. Marianne betete; Simons gefaltete Hände ließen auf eine gleiche Stimmung schließen; Erich sah düster und doch gehoben vor sich hin. Endlich stand Marianne vom Boden auf, und Simon, der wahrscheinlich eine ernste Unterredung zwischen Mutter und Sohn ahnte und kein Zeuge derselben sein mochte, gieng nach der Thüre; vielleicht wollte er auch jede fremde Störung enfernt halten. Erich rief ihn zurück und sprach: „Bleib', Simon, ich habe jetzt kein Geheimniß mehr vor Dir."

„O mein Sohn, wie hast Du das thun können!" rief jetzt Marianne ihrerseits aus. „Mir eine solche Schande zu machen! Dich an fremdem Gute zu vergreifen! Am Gute Deiner Gönnerin, am Lieblingskleinod Deines Wohlthäters! Nein, da hätte ich an Deiner Stelle mich eher in's Wasser gestürzt oder mich aufgehängt!"

Mehr ist mir von Mariannens Beschreibung dieser Scene nicht klar im Gedächtniß geblieben, aber dafür dieses desto besser, denn sie kam in ihrer Angst und Sorge um Erich stets wieder darauf zurück.

So viel geht aus Allem hervor, daß die derb = ehrliche Mutter dem unredlichen Sohne bittere Vorwürfe machte und ihn bald mit Fragen bald mit Verweisen bestürmte. Sie zog dabei auch die von mir eigentlich veranlaßte Namensänderung hinein und eine Menge Dinge, die zwar nicht unmittelbar hiehergehörten, ihr aber eben beifielen, weil sie ihr längst Kummer gemacht hatten. Erich scheint nichts entgegnet, sondern nur

düster vor sich hin gebrütet zu haben. Marianne ereiferte sich immer mehr und brachte längst vergessene und begrabene Vorfälle auf's Tapet, die sie entstellt oder auch wahr von Nachbarn und Klatschschwestern erfahren, oder die sie mit ihrem scharfen gesunden Hausverstande längst geahnt und beobachtet hatte. Als nun ihr ganzes Wissen über Erichs Leben und Treiben erschöpft war — sein Geldhinauswerfen für nutzlosen aber kostbaren Tand, während er die Miethe für das Atelier schuldig blieb; seine unüberlegt reichlichen Almosen und Trinkgelder, während er der Mutter und den Geschwistern nur karg das Nothdürftigste schenkte; seine Verschwendung in Freundesverkehr, in den Verhältnissen zu allerlei Weibern, am Spieltisch, im Wirthshause, während seine Schuster und Schneider, Farben- und Rahmen-Lieferanten vergeblich auf Bezahlung harrten u. s. w. u. s. w. — dann fragte Erich kalt und kurz: „Sind Sie nun fertig, Mutter?"

Darüber entbrannte sie neuerdings in Zorn, weinte, schalt, und rief endlich: „Wenn Du Dich nicht schämst vor Dir selbst, ich — schäme mich, Dich geboren zu haben. Mein Sohn nicht viel besser als ein Dieb! Alles hab' ich um Dich ertragen, Alles aus reiner Affenliebe Dir nachgesehen, Alles Dir um Deines Talents, um Deines Glückes, um Deiner Gönnerin willen verziehen! Vertheidigt hab' ich Dich gegen Deine Brüder, mit blutendem Herzen, mit schlechtem Gewissen, aber ich that's! Ich fluche mir, daß ich es gethan habe. Parteiisch war ich für Dich, und ungerecht, falsch gegen meine andern Kinder, verläugnet hab' ich Deinen ehrlichen, ehrenwerthen Vater, weil Du Dich seines Namens schämtest — — o mit Recht, mit Recht bin ich dafür gestraft, mit Recht hat mich Gott für diese absichtliche Blindheit, für diese verstockte Vorliebe gezüchtigt. Du, der mein Stolz werden sollte, hast als meine Schmach gegolten und bist meine Schande geworden! Und ich, die ich nur für Dein Leben, für Dein Glück, für Deinen Ruhm gebetet, ich, die Dir sich, ihre Ehre, und die Liebe

ihrer andern Kinder geopfert hat, ich stünde jetzt lieber an Deinem Grab, als vor Dir. Ich, die nicht Thränen des Dankes und der Freude genug fand, als ich Dich, den Erstgebornen, meinem seligen Mann — Gott tröste ihn — in die Arme legte, ich schaue mit nassen Augen und voll Kummer zum Himmel empor, wo Dein Vater hoffentlich weder meinen Schmerz noch Deine Nichtswürdigkeit sieht."

Hatte ich bei der Wiedererzählung schon Mühe, Mariannens Redestrom zu unterbrechen, so mag Simon bei der Scene selbst noch mehr gehabt haben. Der treue Diener suchte nämlich den Vermittler zu spielen. Als gar nichts half, erbot er sich, Mariannen hinwegzubringen. Erich schüttelte schweigend das Haupt, seine Mutter aber rief: „Wegbringen willst Du mich, Du Abscheulicher; und Du möchtest mich wohl wegbringen lassen?" Und abermals ergoß sich ihr Schmerz und ihr Zorn in die härtesten und kräftigsten Ausdrücke, so daß Simon mit einem Kernfluche über die „alte Hexe" das Gemach verließ und die Thüre heftig hinter sich zuwarf.

In so weit ich aus Mariannens verworenen Bericht klug werden konnte, gerieth sie gerade durch Erichs starres Schweigen, das sie für Trotz auslegte, noch mehr in Wuth und vergaß sich endlich so weit — sie behauptete es wenigstens, ich aber kann es nicht glauben — den Sohn zu verfluchen. Ueberhaupt sprach sie mehr von sich als von ihm. Ich vermochte nicht aus ihr herauszubringen, was auf ihr schreckliches Wort erfolgte. Es scheint, daß sie endlich vor Erschöpfung oder vor Aufregung zu Boden sank und daß, als sie die Augen aufschlug, Erich fort war. Simon und mehrere von den Gästen außerhalb des Gemaches müssen ihr beigestanden haben; der herbeigeholte Chirurg ließ ihr zur Ader und sprach von einem Schlaganfall, der aber keine weitern Folgen hinterließ. Man brachte sie in einem Fiaker nach ihrer Wohnung.

Das Alles geschah Sonntags den 24. Tags darauf kam Simon zu Mariannen, sich um ihr Befinden und zugleich

um seinen Herrn zu erkundigen, von dem Niemand etwas gesehen oder gehört hatte seitdem er nach dem Chirurgen gestürzt war. Erich war weder zur Mutter noch in's Atelier gekommen; Simon lief zu allen Bekannten und Freunden, wo er nur immer vermuthen konnte, daß sein Gebieter die Nacht zugebracht habe. Vergebens! Auch in Klosterneuburg war nichts in Erfahrung zu bringen. Er gab überall Auftrag und Beschreibung, auch zeigte er den betreffenden Polizeidirectionen und Landgerichten so wie meinem Manne das plötzliche Verschwinden Erichs an.

Dienstags wurden dieselben Nachforschungen mit derselben Erfolglosigkeit fortgesetzt. Simons und Mariannens Angst, daß Erichs Verzweiflung über seine Schande und seiner Mutter Verwünschung ihn zum Selbstmord getrieben hätten, wächst mit jeder Stunde. Richard, dem die Sache nun wie eine Art Schuld auf sein Gewissen fiel, reiste gestern den 27. mit Simon nach Preßburg, weil er in der Zeitung gelesen hatte, daß daselbst der Leichnam eines unbekannten Mannes ans Land geworfen worden, und weil die Beschreibung desselben so ziemlich mit Erichs Aeußerem übereinzustimmen schien. Die arme Marianne ist außer sich vor Angst und Schmerz. Sie klagt sich an, Erich in den Tod gejagt zu haben; sie läßt es sich nicht ausreden, daß jener Selbstmörder ihr Sohn sein müsse; sie ist trostlos, daß sie zu spät von meines Mannes Abreise erfahren habe. Nur mit Mühe hielten ihre Kinder sie ab, nachzueilen und eine mitleidige Nachbarin führte sie zu mir. „Der einzigen wahren Freundin meines Sohnes," sagte sie.

O Jenny, es wäre entsetzlich, wenn Erich ein so schauderolles Ende genommen hätte! Gleich meinem Gatten müßte auch ich mir einen Antheil daran beimessen! Ach, und diese arme Mutter, wie sie leidet! Wie sie wechselt zwischen furchtbarer Aufregung und gänzlicher Abspannung! Manchmal ist sie wie verrückt, manchmal wie blöde geworden. Das Schrecklichste sind ihre Lachkrämpfe. In dieser Lage — und lachen! Es ist ein

Jammer, den ich nicht beschreiben kann. Meine Jungfer und meine Mutter helfen mir nach Kräften die Unglückliche pflegen und trösten.

Wenn nur Richard schon zurück wäre! Die Ungewißheit, die Bangigkeit reiben uns Alle auf. Es klingelt. Gott, wenn Richard — —

Später.

Nein, es war Martin, der wieder aufgenommen, im Auftrag Richards in und um Klosterneuburg herum nachforschte. Er brachte die Nachricht, man erzähle sich, es sei Montag Morgens ein junger Mann in städtischen Kleidern bei Greifenstein erschienen und nachdem er diese abgelegt, anscheinend um zu baden, in die Donau gesprungen, aber nicht mehr zurückgekehrt. Natürlich hatte man anfänglich dessen nicht Acht, sondern wurde erst aufmerksam, als um die Mittagszeit ein Grundwächter die Kleider liegen fand und nirgends einen Besitzer davon erblickte. Die Sache gieng ihren vorgeschriebenen Gang, die Kleider wurden bei der Behörde abgegeben; allein keine Karte, keine Brieftasche verrieth den Eigenthümer; die Uhr, der Ring, die Börse lagen unter dem Rock. Martin sah sich das Gefundene an, es scheint jedoch vor der Hand nur eine Möglichkeit, keine Gewißheit zu sein, daß sie unserm Erich angehört haben. Einige mit Bleistift gekritzelte Worte, die mit größter Aufregung geschrieben zu sein schienen, standen auf dem Rücken einer Banknote; sie lauteten: „Greifenstein, den 25. Juni zwischen 6 und 7 Uhr Morgens.“ Mehr stand nicht darauf oder es war verwischt.

Ach, ich fürchte, ich fürchte — —

Dreißigster Brief.

In der Brühl, 29. Juni.

Alles ist entschieden. Der Leichnam in Preßburg war Erichs entseelter Körper. Mein Mann und Simon haben ihn erkannt. Offenbar gab sich Erich alle Mühe, nur für die Eingeweihten als Selbstmörder zu erscheinen und mein Mann

erwies dem Todten eine Art Genugthuung, indem er den Unglücklichen für einen Verunglückten ausgab und ihm so ein ehrliches Begräbniß erwirkte.

Heute gegen die Mittagsstunde kam Richard heraus. In Todesangst eilte ich ihm entgegen und fragte: „Nun?“ — Ernst antwortete er: „Ihm ist wohl.“ Ich weiß nicht, wie mir geschah, meine Thränen schoßen heiß hervor und auf einmal befand ich mich an Richards Brust; ob hingesunken, ob hingezogen, mag ich nicht bestimmen. Wir ließen uns auf die Bank vor dem Hause nieder; ich auf der einen, die Mutter auf der andern Seite von Richard. Dieser mußte uns nun erzählen das Auffinden, das Erkennen, das Leichenbegängniß, das natürlich ohne alles Aufsehen und Gepränge stattfinden sollte, dem sich aber aus Theilnahme die halbe Stadt anschloß. Als Richard nach Wien zurückkam, erfuhr er von dem Fund bei Greifenstein; er eilte hinaus und ließ sich die Sachen zeigen. Wohl erkannte er sie; Die Uhr war sein Weihnachtsgeschenk, die Börse war von mir gestickt; auch den Ring erkannte er und die Schrift auf der Banknote. Er bat sich diese aus und brachte sie — mit diesem ergreifenden Abschied von uns Dreien, die wir sein Geschick und Ende auf dem Gewissen haben.

Erst jetzt gedachten wir der armen Marianne und standen auf, um in's Haus zu ihr zu gehen. Da erblicken wir mit Entsetzen das Fenster des Erdgeschoßes offen und Marianne selbst, die starr wie eine Bildsäule davor steht. Sie hatte Alles gehört. Wir eilen in's Zimmer, wir wollen sie zu Bette bringen; sie schüttelt das Haupt und sagt mit leisem Flüstern: „Greifenstein am 25. Juni zwischen 6 und 7 Uhr Morgens.“ Ihr Blick irrt unstät im Zimmer umher, und die Finger auf den Mund legend, wiederholt sie beständig dieselben Worte. Kein Zureden, kein Bitten hilft; die Jungfer, die von der Neugier getrieben, zu Simon hinausgeeilt war und jetzt erschrocken mit ihm hereinkam, wirft sich ihr schluchzend an den Hals, Simon küßt ihr die Hand; — nichts macht Eindruck

mehr auf die Aermste. Plötzlich schreit sie: „Erich! Erich! Joseph Erich Vieh!“ und geräth wieder in ihren fürchterlichen Lachkrampf; die wenigen Pausen darin füllt sie mit dem Ausrufen jener Namen und der Abschiedsworte ihres Sohnes aus. Wir ließen durch eine Staffette unsern Arzt herausbeordern. Sein Ausspruch ist erschütternd: — unheilbarer Wahnsinn, wenn nicht schon da, doch bevorstehend!

Richard und ich sahen uns an — ach, es gibt Blicke, die in's tiefste Herz dringen, die Alles ausgleichen, was je Leidenschaft und Unverstand zwischen zwei Seelen aufgethürmt haben. Meine Mutter bemerkte diese Stimmung und führte uns aus der Krankenstube in ihr eigenes Zimmer. Unwillkührlich sanken wir vor ihr auf die Kniee.

„Kinder,“ sprach sie, segnend ihre Hände auf unsere Häupter legend, „gleiche Schuld, gleiche Strafe!“ dann küßte sie uns auf die Stirnen und sagte: „Gleiche Reue, gleiche Verzeihung! Und nun bittet den Herrn, daß er Euch vergebe, wie ihr Euch unter einander, hoffentlich ganz und auf immer vergeben habt.“

Sie knieete zwischen uns nieder, das Antlitz einem Christusbilde zugewendet; dann legte sie unsere Hände in einander und hielt mit den ihrigen wie mit einer Stola fest. So beteten wir drei; doch bald erhob sich meine Mutter mit leisem Druck der Hände und lispelte: „Bleibt.“ Sie gieng und zum ersten Mal nach dem fürchterlichen Auftritt am Sonntag waren Richard und ich wieder allein.

Ich sage Dir nichts von dem, was in meinem Herzen vorgieng, nichts von Richard, der durch den Schmerz geweiht und — befreit mich anblickte, mich ansprach, wie nie zuvor in meiner langjährigen Ehe. Und seine Thränen wuschen von der vollbeschriebenen Rechentafel meines Gemüthes Ziffer um Ziffer aus — und ohne Worte erneuerten wir den alten Schwur der Liebe und befestigten den der Treue.

Wir werden für Mariannens Kinder sorgen.

Am 30. Juni.

Die Tobsucht ist ausgebrochen. Eben schaffen wir die Aermste in's Irrenhaus. Möge sie dort bald ihre Heilung finden, so oder so. — —

Zum Schluße.

Marianne starb, ohne daß das Licht des Bewußtseins noch einmal in ihr aufgedämmert wäre. Martin trat abermals in Emiliens Dienste, und auch Simon hat eine entsprechende Versorgung gefunden.

Emilie überstand schwer eine lange Krankheit, in der sie nicht nur von ihrer Mutter, sondern auch von Jenny, der voll Schrecken herbeigeeilten Freundin, gepflegt wurde. — Erst nach ihrer Genesung betrat sie das Haus ihres Gatten wieder.

Wohl hat ein tiefer Ernst Beider Züge beschattet, aber auch veredelt. Als segenerhaltender Schutzgeist steht die Mutter zur Seite und schreibt am 21. October des folgenden Jahres an die geliebte Freundin ihrer Tochter:

„Meine theure Jenny!

Nachdem Sie so viele gute Werke gethan, meine Tochten dem Leben wieder zugeführt, meinen Sohn durch die an Sie gerichteten Briefe Emiliens der Seligkeit zurückgegeben haben: thun Sie abermals eines. Führen Sie meine Enkelin, die mir heute Nacht geboren worden, in die Christenheit ein. Ihr lieber Name sei dem Kind ein bleibendes, das schönste Andenken an die von uns von Allen schwärmerisch verehrte Freundin. Und sollten je, was Gott verhüte, Emilie, oder, was wahrscheinlicher ist, ich abberufen werden, bevor die Erziehung des kleinen Mädchens vollendet ist, so mögen Sie als zweite Mutter den Sinn des Kindes zu Allem lenken, wovon Sie selbst erfüllt sind, zum Guten, zum Wahren und zum Schönen."

Euthanasie.

Nach einem heiteren Leben,
Nach einem weisen Genuß,
Ist wol ein leichtes Verscheiden
Der neidenswertheste Schluß.

Und gilt es einmal zu wandern
In's unerfreuliche Grab,
So glimme nicht wie ein Lämpchen
Das Leben flackernd ab.

Wohlthätig zucke vom Himmel
Ein leuchtender Strahl in's Herz,
Und läutr' es in einer Secunde
Vom dürren, trockenen Schmerz.

Solch eine weiß ich, da träfe
Der Blitz die Wange noch roth: —
Im ersten Kuße sterben,
Das wär' ein seliger Tod!

Meta Communis.

Mozart's Jubel-Wiegenfeier.

Am 27. Jänner 1856.*)

Ein Geist des Ernstes geht durch diese Räume,
Gleich einem Herold, der, gemessnen Schritt's,
Die Reih'n durchwandelt, bis sich die Gemüther
Gesammelt, und das Herz die Stimmung fand
Zum seltnen Feste, das sich vorbereitet.

Und solch ein seltnes Fest vereint auch uns, —
Wohl selten! — Doch wie nenn' ich's? — Jubelfest?
Wie? oder Todtenfeier? Wiegenfeier?
Ja — Wiegenfeier! Jubel-Wiegenfeier! —
Die Hand der Muse reiß' entzwei den Schleier,
Den ein Jahrhundert wob um diesen Tag,
An dem ihr Schooßkind in der Wieg' einst lag.
Sie führ' uns hin, wo schweigend an dem Flügel
Das Kind dem Spiele seiner Schwester lauscht,
Bis, mächtig sprengend seiner Jugend Zügel,
Es sich im süßen Nektar selbst berauscht;
Sie zeig' uns, wie in seinem zarten Herzen
Die Riesenflamme brennt und loht und glüht,
Und wie sich Vaterlieb', in bangen Schmerzen,
Nicht anzufeuern, nein zu dämpfen müht.
Sie zeig' uns, wie der stille Wunderknabe
Mit schwacher Hand vollbringt, was Meister ehrt;
Sie zeig' uns, wie er, kraft der Himmelsgabe,

*) Gesprochen im Wiener Festconcerte vom k. k. Hofschauspieler Hrn. Heinrich Anschütz.

Die Welt den Namen „Mozart" sprechen lehrt;
Wie's ihn, nach Sieg um Sieg in Deutschlands Gauen,
In Frankreichs Weltstadt, an der Themse Strand,
In Hollands Dünen, in Italiens Auen,
Doch wieder heimzieht in sein Vaterland!
Sie zeig' uns, wie der kleine Tonbezwinger,
Beargwohnt, daß ein Ring sein Talisman,
Den goldnen Reifen lächelnd streift vom Finger,
Und ohne Zauber mehr noch zaubern kann.
Sie zeig' uns, wie er wächst in ihren Gnaden,
Durch ihre Macht vorgreifend jeder Zeit,
Vor ihm der Ruhm auf allen seinen Pfaden,
Und hinter ihm her die Unsterblichkeit.

Ein Mann, als Jüngling, steht er da, vollendet?
Nichts hemmt des großen Geistes Siegerlauf:
Wohin er sich im Reich der Töne wendet,
Springt Schloß und Riegel willig vor ihm auf.
Er hat's gesagt und hat's bewährt im Schaffen:
„Der Funke thut's, nicht eitel Müh' und Zwang;
Es läßt sich nicht ergrübeln, nicht erraffen,
Tief aus dem Herzen kommt der rechte Klang!" —
Und der, der stand ihm zu Gebot, — das Schöne,
Das Ideal, die unbewußte Norm,
Die Poesie im Zauberkleid der Töne,
Die höchste Wahrheit in der klarsten Form.
Ob auf den Bretern, die das Leben spiegeln,
Ob an der Wiege, wo die Mutter fleht,
Er weiß der Menschheit Räthsel zu entsiegeln,
Wie er ein einzeln Menschenherz versteht.
Er löst in tongewalt'gen Symphonieen
Der Instrumente Wettkampf spielend auf,
Und gibt zum Kleinod ernster Melodieen
Muthwill'gen Scherz auch neckend mit in Kauf.

So, — groß im kleinen selbst, und Selbst er immer,
Und stets voll Maaß, gemüthlich, warm und wahr, —
Stellt, angeglüht schon von des Jenseits Schimmer,
Im letzten Werk er sich am größten dar.

Wir kennen ihn, — wozu ihn näher schildern?
Ein Zweifel wär's an jedem, der ihn kennt.
Sein geistig Bild steht klar vor Aller Augen, —
Sein leiblich Bild, sein Antlitz, steht vor Euch,
Ein frommes Denkmal treuer Künstlerhand,
Von unsers Dankes frischem Kranz umschlungen.

Doch Leib ist Staub — und Staub verweht! Wohin
An jenem stürmischen Decemberabend
Sein Staub versenkt ward —?! G'nug, daß er uns blieb!
Ist jedes Herz doch, das ihn treu bekennt
Und ganz erfühlt, sein lebend Monument!
Am Flügel, wo sein Lied erklingt, — im Stübchen,
Wo sein Quartett der Kenner Herzen schmelzt, —
Im hellen Saal, wo seine Symphonie
Der Hörer athemlose Menge fesselt, —
Wie auf der Bühne, wenn der Zauberflöte
Geheimnißvolle Mährchenwelt sich aufthut,
Wenn Don Juans toller Uebermuth die Hölle
Ge'n Himmel hetzt, wenn schelmisch Figaro
Die Perlenschnur der Melodieen entrollt, —
Und wie im Dome, wenn zur hohen Wölbung
Das „Dies irae" markdurchschauernd dröhnt,
Das sich der Künstler, ahnend, daß die Flamme,
Die früh gebrannt, sich früh verzehren muß,
Im Vorbewußtsein nahen Tod's gesungen; —
Dort — dort — und dort — und überall ist Platz
Für Mozart's Denkmal! — Hat der Nachwelt Dank
Die Stätte seiner ersten Wiegenfeier

Ihm reich geschmückt, wie's seines Ruhmes werth,
Laßt nicht die Stätte seiner hundertsten
Des Schmuck's entbehren, der Euch selbst nur ehrt!

Uns aber gönnt den Anlauf — gönnt die Weihe!
Zusammenstand, was sich zur Kunst bekennt;
Die sonst wetteifernd eigne Bahnen wandeln,
Wie, wer der Kunst im stillen Opfer bringt,
In trauter Eintracht sind sie hier vereint,
Den Meister Aller nach Gebühr zu ehren.

Die Stimmung, dünkt mir, fand sich! Alles lauscht!
Ein Wink! — Der Strom der Melodien entrauscht —.
Und herbeschworen steht er selber da,
Dem diese Sonn' einst in die Wiege sah!
Er selbst — im Feuermantel seiner Töne,
So ewig jung, wie ewig jung das Schöne,
Um, frei von jeder Schranke, jedem Joch,
Sich selbst die Bürgschaft, uns den Trost zu geben:
„Wer also lebt nach hundert Jahren noch,
„Der wird auch sein Jahrtausend überleben!"

Johann Gabriel Seidl.

Inhalt.

Erzählungen:

Gedichte:

*



